32101 069169959

DON JUAN IM FRACK

ROMAN

Digitized by Google

3489
.38
.331

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

5-14

Werner von der Schulenburg

Hamburg

Eine Romanreihe

Erster Teil:

Don Juan im Frack

Dresden und Leipzig
1912
Verlag von Carl Reißner

Digitized by Google

Werner von der Schulenburg

Don Juan im Frack

Roman

Dresden und Leipzig
1912
Verlag von Carl Reißner

Digitized by Google

Copyright 1912 by Carl Reissner, Dresden

Ascan Wilhelm Lutteroth, J.U.D.

und

Waldemar W. Freundlich

gewidmet

Schloß Chorulla in Reils Garten,
Herbst 1911

(RECAP)
3480
38
331

550362

I.

Henry Brinckhoff ſaß auf dem Eckſtuhl ſeiner Loge im Stadttheater, hatte die Beine weit nach der Seite geſtreckt und ſtarrte gedankenvoll auf ſeine untere, große Hemdperle. Der Körper des jungen Kaufmannes war durch dieſe merkwürdige Haltung nach der Seite gebogen, daß er ausſah wie der Körper eines Schwerverwundeten, der ſich unter den heftigſten Schmerzen krümmt. Aber Henry Brinckhoff litt nicht unter körperlichen Schmerzen. Er ſah viel zu intereſſiert auf die Lichtreflexe ſeiner großen, runden Perle, ſo intereſſiert, wie er es unter Schmerzen nie tun würde und wie es ein Verwundeter nur dann könnte, wenn er ein großer Philoſoph wäre, der den Schmerz gering achtete. Brinckhoff ſah die farbigen Ringe, die ſich um die bläulich-weiße Kugel gelegt hatten: ein dunkelblauer, ein blau-roter und ein rotgelber Ring. Er hörte kaum auf die Muſik. Ab und zu, wenn eine zum Überfluß bekannte Arie von der Bühne kam, dann zuckte er wohl ein wenig zuſammen, und man hätte ihm anmerken können, daß ſeine Gedanken plötzlich wieder zu der Muſik zurückkehrten, und daß er dann im Inneren die Arie mitſang. Aber bald ſaß er wieder da und

beobachtete die bläuliche Perle und freute ſich, wenn eine wechſelnde Bühnenbeleuchtung die bunten Ringe dieſes Schmuckſtückes in einander verſchwimmen ließ.

Aber dieſe Beobachtung der Perle war ebenſo wie das Lauſchen auf die Muſik eine faſt automatiſche Tätigkeit. Beides konnte ſeinen abgearbeiteten Nerven keine größere Senſation mehr bieten, konnte den inneren Kreisgang ſeiner Gedanken nicht ſo durchſchneiden, daß ſie wenigſtens für dieſen Abend in eine Tiefe ſtürzten, aus der ſie erſt am nächſten Morgen wieder hervorkriechen konnten. Er hatte fluchend vor dem Diner zu Hauſe den Frack angezogen, um, gequält von den heftigſten, geſchäftlichen Zweifeln, nach Tiſch mit ſeiner Frau und den Gäſten in den Don-Juan zu fahren. Und hier muß ich dieſe beiden Kerle a u ch noch als Gäſte genießen, die mir das Leben ſo erſchweren,' hatte er gedacht, als ſie kurz vor Beginn der Oper in die Loge getreten waren und ſich in dem engen Raum eingerichtet hatten.

Brinckhoffs Schwager, Doktor Karl Ferenwald, deſſen Frau ſchon ſeit Jahren im Süden weilte, trat noch im letzten Augenblick in den Raum. Ferenwald war ein häufiger Gaſt in der Loge, denn er liebte die Muſik und kam nach ſeiner anſtrengenden Tätigkeit gern in die Oper. Er hatte ſeinen Verwandten raſch die Hand geſchüttelt, ihnen ein paar freundliche Worte geſagt und den Attaché an

der preußiſchen Geſandtſchaft in Hamburg, Herrn von Schwochau, ſowie den Landſchaftsrat, Kammerherrn von Dürow aus Pommern, die Gäſte Brinckhoffs, noch ſchnell begrüßen können, ehe das Orcheſter einſetzte. Vor Brinckhoff, in der erſten Reihe der Loge, ſaßen nun die beiden ‚Agrarier'. Ab und zu hob er den Blick und unterbrach die Betrachtung ſeiner Hemdknöpfe. Wie ſonderbar ſich dieſe beiden Köpfe gegen die Bühne abhoben! Der Kammerherr, der als Bevollmächtigter einer Genoſſenſchaft nach Hamburg gekommen war, die faſt alle preußiſchen Großgrundbeſitzer in ſich vereinigte, hatte eine große Hakennaſe, die ſich ſchwarz, abgeriſſen, wie eine tolle Seitenkuliſſe in die Bühne da unten hineinzuſchieben drohte. Schwochau, der Attaché, beſaß dagegen einen Bismarckſchädel, bei aller Rundung von höchſt beſtimmter Form, intereſſant wie ein erratiſcher Block.

Mit dieſen beiden preußiſchen Typen, dem langen, hageren und dem klugen, runden, ſollte er ſich morgen früh in einer Konferenz auseinanderſetzen. Die würden kühl und überlegen von ihm verlangen, daß er ſeine ganzen Geſchäftsprinzipien umſtoßen und gegen das Salpeterſyndikat in London arbeiten ſollte. Aber ſie ſollten ihm nur kommen. Er wußte, was er der Tradition ſeiner Firma ſchuldig war. Mochte der Kampf beginnen.

Als die Ouverture beendet war, wandte ſich Dürow um. „Na," ſagte er lachend. „Immer noch

in Gedanken? Morgen früh werden wir die Sache ſchon ins Klare kriegen."

Das war dem Kaufmann unangenehm. Die Leute waren bei ihm zu Gaſte; deshalb wollte er an ſie eigentlich nicht mit geſchäftlichen Dingen herantreten. Aber jetzt, wo Herr von Dürow eine ganz falſche Vorſtellung von dem Verlauf der morgigen Konferenz zu haben ſchien, dünkte es ihn beſſer, wenn er dieſen Irrtum ſofort aufklärte. Er tippte daher den beiden Herren auf die Schulter und bat ſie, mit in das Foyer zu kommen.

Dürow zog die langen Beine an, verneigte ſich gegen ſeine Nachbarin, Frau Ellen Brinckhoff, flüſterte dem Doktor Ferenwald ein leiſes „Verzeihung" zu und folgte Brinckhoff aus der Logentür. Schwochau zögerte einen Augenblick und küßte im Dunkel der Loge die Hand der Frau Brinckhoff. Dann ging er den beiden anderen nach und ſetzte ſich zu ihnen auf eine gepolſterte Bank in das Foyer.

„Es iſt wirklich ſehr nett, Herr Brinckhoff, daß wir Sie nun endlich auch mal in geſchäftlichen Dingen ſprechen," lachte Dürow. „Wir haben ja bei Ihnen zuhauſe ganz reizend diniert. Wirklich ganz reizend. Einen Palaſt bewohnen Sie: alle Achtung. Mein ſogenanntes Schloß mit den Mahagonimöbeln von Anno Napoleon kann da nicht gegen an. Aber ſagen Sie mal, ſind die Hamburger Kaufleute alle ſo zurückhaltend, wenn ſie Millionen verdienen können?"

Brinckhoff nickte. „Ich wollte Sie in meinem Hause nicht mit Geschäften irritieren. Auch hier im Theater hätte ich es nicht getan, wenn nicht Herr von Dürow anscheinend in einer irrigen Meinung lebte. Ja. Ich hatte mir Bedenkzeit ausgebeten — ja — um Ihnen morgen klar zu sagen, ob ich bereit sei, Salpeterpampas für die Genossenschaft preußischer Großgrundbesitzer zu kaufen. Ich will Ihnen aber meine Absichten schon heute unterbreiten."

Der Kammerherr sah den Kaufmann forschend an. Schwochau hate sich inzwischen eine Zigarette angesteckt. Er stieß den Rauch aus der Nase und wandte die Augen ebenfalls zu Brinckhoff. „Ich habe Ihnen ja gestern ein Exposé überreicht. Das enthält alles. Die preußischen Konsumenten wollen sich nicht mehr vom Syndikat die Preise aufzwingen lassen. Sie wollen eigene, vom Syndikat unabhängige Salpeterwerke erwerben."

Währenddessen hatte der Kammerherr ein schmales Notizbuch aus der Brusttasche seines Fracks gezogen und blätterte darin herum. Als er die gesuchten Notizen gefunden hatte, schlug er die langen Beine übereinander, richtete sich auf, daß der Johanniterorden, den er zum Empfang beim Gesandten angelegt hatte, leise gegen das gesteifte Hemd anschlug und sagte langsam: „Und?"

Brinckhoff setzte sich in Positur. Vorsichtig, tastend sprach er, und abwechselnd glitt sein Blick zu Dürow und Schwochau. „Ja — meine Herren, ich

habe mir die Sache überlegt. Es ist ja sehr ehrenvoll, daß Sie mit dieser halboffiziellen und bedeutenden Sache an mich herantreten. Ich weiß das zu schätzen. Aber ich sehe keine Möglichkeit, Ihnen entgegen zu kommen. Alle Pampas in Chile, die Ihren Wünschen entsprechen würden, sind in festen Händen. Zudem — ja — entspricht es nicht der Tradition meiner Firma, Schritte zu unternehmen, die sich gegen das Salpetersyndikat richten müssen."

Schwochau hatte den Rest seiner Zigarette auf die Brüstung der Treppe gelegt. Der Rauch stieg gerade empor und wirbelte in einiger Höhe aus einander. Mit langen Schritten ging der Attaché auf dem Teppich auf und ab. Endlich blieb er vor Brinckhoff stehen. Er sah dieses unergründliche Gesicht, und ein Gedanke schoß ihm durch den Kopf. Sollte Brinckhoff gar der geheime Vertrauensmann des Salpetersyndikats sein?

Aber der Kammerherr schüttelte den Kopf. „Das ist alles Unfug, mein Lieber. Drüben gibt es Salpeterfelder, und wir müssen ein halbes Dutzend davon haben. Weiter interessiert uns nichts. Und wir bekommen sie auch. Bieten Sie doch. Ob mit oder ohne Syndikat, ist ganz gleichgültig."

Brinckhoff erhob sich. „Sie kennen meine Ansicht." „Und wir werden doch Pampas bekommen," erwiderte Dürow. — „Unterschätzen Sie die Preise nicht. Ich wüßte nicht, wie ein inländisches Konsortium da herankommen könnte."

„Das laſſen Sie unſere Sorge ſein, Herr Brinckhoff," entgegnete der Kammerherr ruhig. „Sie wiſſen, daß wir Sie für Ihren Verluſt an Abſatzgebiet durchaus ſchadlos halten werden, und daß wir Ihnen bei der Eroberung des ruſſiſchen Abſatzgebietes durch Verwendung bei der ruſſiſchen Regierung beiſtehen können. Sie ſollen keinen Schaden haben. Da ſeien Sie ſicher."

„Trotzdem bedaure ich. Ihr Plan iſt abſolut ausſichtslos. Ich würde Ihnen nur das Geld aus der Taſche ziehen."

„Na," rief Schwochau, „wenn Sie nicht wollen, dann halten Sie wenigſtens anderen Leutchen gegenüber hübſch den Mund. Machen Sie uns die Sache nicht unnötig ſchwer."

„Das kann ich umſo ruhiger verſprechen, als Sie ja meine Anſicht von der Ausſichtsloſigkeit des ganzen Unternehmens kennen. Die Sache muß in ſich zuſammen brechen. Ich werde aber kein Wort darüber verlieren, das verſpreche ich Ihnen gern."

„Das iſt ja auch ſchon was," entgegnete der Attaché. „Aber jetzt kommen Sie, meine Herren. Gleich ſingt die kleine Berry ihre große Arie, und ſie kratzt mir die Augen aus, wenn ich ſie nicht ſtehend mit anhöre. Löſegeld: eine Pelzgarnitur. Und das kann ich nicht. Ausgeſchloſſen. Die Herrſchaft Schwochau bringt nicht einmal mehr die nötigen Alimente für die Seitenlinien ein."

Digitized by Google

„Weshalb habt Ihr auch ſoviel Seitenlinien," lachte Dürow.

„Weil wir ſeit Jahrhunderten aus Liebe geheiratet haben. Ich bin der erſte, aus der Art geſchlagene: ich heirate aus Liebe — nicht!"

Die leicht hingeworfenen Bemerkungen des Attachés ſollten eine verſöhnliche Wirkung ausüben, da die Gegenſätze auf einander zu platzen drohten. Das empfanden Brinckhoff ſowohl als auch Dürow, und deshalb nahmen ſie gern die von Schwochau gebotene Gelegenheit zu einer Verſtändigung wahr. Als der Kammerherr ſich bei Brinckhoff erkundigte, wer dieſe Berry denn eigentlich ſei, da erwiderte der Kaufherr entgegenkommend: „Das iſt eine von Schwochaus vielen Geliebten," und er ſagte ein Diſtichon auf, das aus den Namen derjenigen Damen zuſammen geſetzt war, mit denen der Attaché Beziehungen haben ſollte.

Schwochau, dem dieſes Diſtichon bekannt war, wandte ſich vor der Logentür um. Seine Augen leuchteten in einer merkwürdigen Unſtätheit. Mit einem faſt höhniſchen Lächeln ſagte er zu Brinckhoff: „Das iſt das öffentliche Diſtichon. Das private iſt nur den Intereſſentinnen bekannt." Und leiſe traten die Herren in die Loge zurück.

Als ſie ihre Plätze wieder einnahmen, rückte Brinckhoff zu ſeiner Frau und ſeinem Schwager in die erſte Reihe. Es war ihm nicht behaglich, bei

dieſen preußiſchen Edelleuten ſtehen zu bleiben, deren Vorſchläge für ihn unannehmbar waren.

So hielten ſich Schwochau und Dürow allein im Hintergrund der Loge auf, und während der Attaché ab und zu einen Blick auf die Berry warf, die ihre ſehr ſchönen, intereſſanten Beine zeigte, hörte er dem Kammerherrn prüfend zu, während er die linke Hand an das Kinn gelegt hatte.

„Der Kerl iſt ja ein abſolutes Rindvieh," begann Dürow nach einiger Zeit. „Mir ſcheint, als ob er aus purem Anſtand nicht gegen dieſes blödſinnige Syndikat Front zu machen wagt. Das kann uns aber doch nichts angehen."

Schwochau ſchüttelte den Kopf. „Rindvieh? Nein. Der gute iſt ein ganz gewiegter Kaufmann. Mir ſcheint, die Rindviecher ſind vielmehr wir, weil wir uns an die falſcheſte Stelle gewandt haben, an die wir uns überhaupt wenden konnten."

„Wieſo?"

„Später davon."

„Na, dann müſſen wir einen anderen Kerl haben, nicht ſo einen Burſchen, der alle legalen Geleiſe befahren kann und der deshalb die illegalen nicht kennt."

„Leicht vorbeſtraft, nicht wahr?"

„Ja, ſo was." Der Kammerherr war ſympathiſch berührt. —

Es war, als ob eine negative Elektrizität von dieſer Unterhaltung ausging. Brinckhoff fühlte ein

Kribbeln in den Nerven, er empfand, daß dort hinten im Grunde ſeiner Loge von ſeinen Gäſten kritiſch über ihn geſprochen würde. Wie kamen die Leute dazu? Was wußten ſie von ſeinen Gründen? Dann ärgerte er ſich, daß er ſo nervös war und auf dergleichen überhaupt reagierte. Er ärgerte ſich weiter darüber, daß er dieſe Kerls überhaupt in ſein Haus gebeten und nicht die Verhandlungen ganz kalt auf dem Kontor geführt hatte. Man war ja auch auf der Gegenſeite brutal genug geweſen und hatte die Angelegenheit in das geſellſchaftliche Gebiet hinübergeſpielt; weil Schwochau und er zuweilen eine Flaſche Sekt auf den Reſerveoffizierabenden zuſammen getrunken hatten und Schwochau nun bei ihm im Haus verkehrte. Und Henry F. Brinckhoff, von dem drei Vorfahren im Senat geſeſſen hatten, empfing dieſe preußiſchen Herren in ſeiner Wohnung, trotzdem er von vornherein wußte, daß aus der Sache abſolut nichts werden könnte, nur, weil er mit dem Attaché der preußiſchen Geſandtſchaft zuſammen Reſerveoffizier war und mit ihm zuweilen Pommery trank. Er ärgerte ſich gründlich über ſich ſelbſt und hörte auch nur mit halbem Ohr auf die Vorſchläge ſeines Schwagers Ferenwald, der ihm riet, der Jodproduktion eine ſchärfere Beachtung zuzuwenden. „Du kannſt da drüben in Chile auf deinen Salpeterpampas mittels elektrochemiſchen Verfahrens aus den Abwäſſern ein Vermögen verdienen.“

„Ich habe ſeit langem ein Jodunternehmen da drüben, das weißt du doch," entgegnete Brinckhoff gelangweilt.

„Eben. Aber du betreibſt die Sache nicht rationell. Du mußt das im großen Stil anfaſſen. Du weißt, daß die Ferenwaldwerke Intereſſe dafür haben. Wir greifen dir gern mit ein paar Hunderttauſend unter die Arme."

„Ich bitte dich. Warte noch ein Jahr. Ich bin durch die Eroberung der ruſſiſchen Abſatzgebiete zu ſehr in Beſchlag gelegt. Dann habe ich Luft."

Der Zeigefinger des Doktors wickelte ſich um die goldene Uhrkette. „Schön. Aber nicht zu lange. Die franzöſiſche Algenjodgeſellſchaft macht uns zu große Konkurrenz. Wir müſſen große Vorräte in den Händen haben, um den Kampf gegen die Leute aufnehmen zu können. Du kannſt uns, wenn du willſt, die Vorräte konkurrenzlos billig andienen."

Der erſte Akt ging ſeinem Ende zu. In die Muſik kam jene Finiſhſtimmung, die ſich in lebhafterem Tempo und lauteren Tönen bemerkbar macht. Schwochau ſah noch einmal auf die Beine ſeiner ſchönen Geliebten, der Berry, und dann fiel der Vorhang. Das Theater wurde erhellt, und ein befreiender Atem ſchien durch das ganze Haus zu gehen. Alle die Menſchen, die bis jetzt ſtill geſeſſen und nur mit dem Empfinden geſprochen hatten, daß es unerzogen ſei, während einer Aufführung mit den Nachbarn zu reden, bewegten ſich und ſprachen laut mit

einander. Von den Logen flogen Grüße ins Parkett; die Herren ſtellten ſich hinter die Stühle der Damen und begannen die übliche, nichtsſagende Theaterunterhaltung.

Schwochau neigte den Kopf ein wenig zu Ellen Brinckhoff, und während die Herren ſich über die Zukunft des Jodhandels unterhielten, fragte er ſie leiſe: „Wie geht es?“

„Danke, gut. Ich erwarte Sie ſeit Tagen. Aber nicht einmal angerufen haben Sie. Warum quälen Sie mich ſo?“

„Ich konnte nicht, Beſte.“

„Ihre Berry hat Sie natürlich in Beſchlag gelegt.“

„Ellen, Sie wiſſen doch, daß ich Sie liebe.“

Ellen Brinckhoff ſchüttelte den Kopf. „Eine unter vielen.“

„Das ſind Sie nicht. Geben Sie mir ein entſcheidendes Wort. Geben Sie mir die Möglichkeit, mich ganz für Sie ins Zeug zu legen. Und ich werfe alles andere über Bord. Denn das iſt ja nur Spielerei.“

Die Dame zuckte die Achſeln, und ihr Blick glitt über das Logenhaus. Der Kammerherr von Dürow, den die Jodgewinnung ſchon längſt nicht mehr intereſſierte, hatte ebenfalls die Logen gemuſtert, und gleichzeitig mit den Blicken der ſchönen Frau Brinckhoff trafen die ſeinen die Inſaſſin der gegenüberliegenden Loge. Eine feine, zarte Dame mit einem

großen Straußenfächer hatte ihre dunkelen Augen auf den Kammerherrn gerichtet.

„Nanu, wer ist denn das? Die ist ja entzückend," flüsterte Dürow. „Wie ein feines Pastellbild."

Ellen Brinckhoff zuckte die Achseln. „Nichts. Übersee. Fragen Sie Schwochau. Der kennt dergleichen."

Schwochau nickte. „Die kennt ganz Hamburg."

„Heißt?"

„Inez de la Feira de Gomez y Colon."

„Prachtvoll. Schwerer Importenname."

„Ich will Ihnen die Illusion zerstören, Dürow, damit Ihre Seele keinen Schaden erleidet. Sie ist eine geborene Kalbfleisch."

Der Kammerherr zuckte zusammen. „Das ist direkt eine Gemeinheit," meinte er nach einiger Zeit. „Und der Mann?"

„Weiß ich nicht."

Henry Brinckhoff hatte der Unterhaltung zugehört. „Carlos de la Feira de Gomez y Colon, in Firma La Feira & Co. Import und Export natürlich. Er hat sein Vermögen im spanisch-amerikanischen Kriege in Salpeter gemacht. Er charterte amerikanische Dampfer, die er unter dem Sternenbanner fahren ließ und in die Nähe der Gefechtslinie schickte. Die Dampfer waren gegen Kriegsrisiko hoch versichert, und als der Salpeter gefallen war, telegraphierte er den Kapitänen, daß sie jeder fünftausend

Dollars erhielten, wenn die Flotille von den Spaniern gekapert würde. Das geſchah natürlich. Übrigens hat er auch Dampfer unter ſpaniſcher Flagge gehabt, die von den Amerikanern gekapert wurden."

„Jedenfalls ein Mann von ausgeprägtem Gerechtigkeitsgefühl."

„Nur nicht gegen die Verſicherungsgeſellſchaften."

„Iſt der Kerl in der Loge? Den möchte ich doch mal ſehen."

Durch Schwochaus Gehirn ſchoß plötzlich ein Gedanke. „Wollen wir nicht mal hinüber gehen? Ich kenne Frau de la Feira flüchtig."

Brinckhoff ſchüttelte den Kopf. „Bitte, gehen Sie. Ich lege keinen Wert darauf, mit Herrn de la Feira zuſammen geſehen zu werden."

Als Schwochau und Dürow ſich entfernt hatten, neigte ſich Henry Brinckhoff über die Schulter ſeiner Frau. „Ich finde es recht überflüſſig von Schwochau, daß er dir ſogar im Theater derartig auffällig den Hof macht."

„Sei doch nicht ſo albern, Henry. Es macht mir Vergnügen. Biſt du eiferſüchtig? Kerlchen?"

„Nein." Aber Brinckhoff hatte den Kopf wieder auf ſeine große Perle geſenkt, und ſeine Schweigſamkeit ſchien ſein letztes Wort Lügen zu ſtrafen. Er beobachtete, wie anders die Perle leuchtete, wo jetzt das Theater im Licht ſtrahlte! Sie war ganz

ſtahlblau ohne jeden Fehler. Sie leuchtete weich und beſtrickend. Nur am Grunde, wo ſie auf das weiße Hemd ſtieß, träumten kleine Dunkelheiten.

Ellen Brinckhoff hatte ihre ſchönen Augen indeſſen auf die La Feiraſche Loge gerichtet. Ihr Geſicht war ſtarr, unbeweglich. Es ſah aus, als ob es aus edlem, harten Material geformt ſei: aus Emaille, Elfenbein und koſtbaren Steinen. Selbſt die Haare hatten etwas bronzeartiges. Die Lippen bewegten ſich zuweilen, als ob Ellen ſprechen wollte. Aber ſie ſah ſtarr hinüber, während ein Gefühl von Schmerz in ihr aufſtieg. Sie ſah, wie Schwochau der Frau de la Feira die Hand küßte, länger vielleicht, als es ſonſt Sitte iſt. Sie ſah, wie er zurücktrat und den Kammerherrn vorſtellte; ſie ſah, wie Inez de la Feira den Kopf neigte, wie ſie ein paar Worte ſagte. Und dann wandten ſich die drei gleichzeitig ihr zu. Nun war ein Wort gefallen — über ſie, die ſchöne Ellen Brinckhoff. Und ſie wurde gemuſtert von den drei Menſchen, die ſie als Gegner, als etwas fürchterliches empfand. In dieſem Augenblick hatte ſie den Gedanken, daß ſie aufſtehen wollte. Nein. Nun gerade nicht. Sie ſaß ſtill da und klappte mit dem Fächer, während die drei da drüben lachten. Dann bemerkte ſie, daß ſich die Tür der La Feiraſchen Loge öffnete. Es entſtand eine Bewegung. Die Herren traten zurück, Inez erhob ſich. Carlos de la Feira de Gomez y Colon war in die Loge getreten.

Alſo das iſt der berühmte La Feira, dachte Ellen. Alſo das iſt La Feira, dachte drüben der Kammerherr von Dürow. Alſo das biſt du, dachte Schwochau, und er erinnerte ſich, den Kopf unter den Photographien der Berry geſehen zu haben. Dieſen Schädel konnte man freilich nicht vergeſſen. La Feira war dick und groß, und ſein Kopf ſaß auf einem recht kurzen Hals, wie es häufig bei Cholerikern der Fall iſt, weil das Gehirn dem Herzen nahe ſein muß. Das glattraſierte Geſicht hatte im erſten Augenblick etwas vom bonhomme, vom Antlitz des orthodoxen Geiſtlichen. Aber nur, ſolange man die Augen nicht geſehen hatte. Dieſe Augen ſchienen auf der Lauer zu liegen. Um ſie herum lebte ein Gewirr von Falten und Fältchen, die die einſamen Tränenſäcke noch in unendlich viele Inſeln und Inſelchen zerlegten. La Feira trug den Kopf geſenkt und ſprach von unten. Er ahmte in ſeiner Rede die Gewohnheiten großer Herren nach: er ſprach gern mit einer gut kopierten, vornehmen Ruhe, die ihn nur verließ, wenn ſich die Unterhaltung um das Geſchäft zu drehen begann. Er trug einen großen, ſüdamerikaniſchen Halsorden, der dieſem mächtigen Geſicht etwas beruhigendes gab. Etwas, auf das hin der Laie ſich ſagte: „Gottlob, er gehört doch zu den beſſeren Kreiſen.“

Die beiden preußiſchen Herren waren längſt im Inneren einig, daß dieſes der Mann ſei, den ſie ſuchten. Sie hatten noch kein Wort darüber verhandelt:

aber hier war, was ſie brauchten. Verſchlagenheit, Klugheit, Rückſichtsloſigkeit, Wille.

La Feira gab den beiden Edelleuten ſeine große, weiche Hand und fragte ſeine Frau, wie ſie ſich amüſiere.

„Sehr gut," ſagte ſie, aber in dieſem „ſehr gut" ſchien eine Entſchuldigung zu liegen, den Anweſenden gegenüber. Etwa, als ob ſie ſagen wollte: „Verzeihen Sie, meine Herren, daß mein Mann das Wort „amüſieren" braucht, wo es ſich um den Genuß eines der größten Kunſtwerke aller Zeiten handelt."

Nun begann die Unterhaltungsgabe des Chilenen bereits zu verſagen. Er nahm ein Taſchentuch aus der Fracktaſche, breitete es ſorgſam aus und ſagte: „Es iſt hier ſehr heiß." Dann bedeckte er das ganze Geſicht mit dieſem Taſchentuch und tupfte von außen gegen die Seide.

Inez de la Feira griff ein, wie ſelbſtverſtändlich, ſchonend. Sie wandte ſich halb zu Dürow und erkundigte ſich nach ſeinen Plänen. Ob er die Beſitzungen an der Elbe kenne. Der La Feiraſche Park ſei jetzt, im Oktober, märchenhaft ſchön. Ob er auch einen Park habe.

Dürow ſchüttelte den Kopf. „Wir Dürows haben für Parks nie Geld gehabt, gnädige Frau. Vor dem Haus ein paar Rabatten und hinten Gemüſe. Dazwiſchen gerade Wege mit Buchsbaum

eingefaßt, und am Rande ein Bißchen Goldlack und Reſeda für die Damen. Das iſt alles."

„Das iſt auch ſehr praktiſch," flocht La Feira ein, der ſich inzwiſchen wieder entſchleiert hatte, „was ſo ein Park für Zinſen frißt, das glauben Sie gar nicht."

Der Kammerherr wandte ſich an La Feira und ſprach mit ihm über rationelle Landkultur; dann lenkte er auf den Salpeter über. Schwochau ſetzte ſich indeſſen zu Inez. Es bereitete ihm ein inneres Vergnügen, wenn die junge Frau ihr ſeidenes Kleid glatt zog und der kniſternde Stoff über ihre Kniee rauſchte. Er fühlte, daß in Inez noch eine ganz merkwürdige, unverbrauchte Kraft war. Und als er den Kopf zur Seite wandte und flüchtig in die großen Augen der Dame ſah, glaubte er, daß ein merkwürdiges Geheimnis hinter dieſen Augen verborgen ſein müſſe. War es wieder einmal dieſes unbeſchreibliche Fluidum, das von den Frauen ausging, jenes ſexuelle Fluidum, das durch die ganze Welt zittert, und das der Erreger aller großen Taten, alles Lebens iſt? Jene eigentliche „Kraft", die überhaupt Leben bedeutet? Und war ſein Nervenſyſtem infolge von Vererbung und Gewöhnung von ſo beſonderer Feinheit, ein ſo raffinierter Apparat, daß er jede Woge regiſtrierte? Zwiſchen ihm und Inez de la Feira war ein Kontakt hergeſtellt. Er empfand, daß auch ſie unter dem Eindruck des Stromes ſtand,

denn ſie ſah ſtill vor ſich hin und ſpielte mit dem Fächer.

„Ich möchte Sie ſehen, gnädigſte Frau, auf der Terraſſe über der Elbe, wenn Sie an einer Stickerei arbeiten. Es muß köſtlich ſein. Unter den ſonnenlichtdurchflackerten Buchen und den erzroten Kaſtanien.“

Inez de la Feira wandte den Kopf langſam dem Sprecher zu. Und während ſie ihn wandte, ſtreifte ſie den Vorhang der Bühne, und glaubte durch das Guckloch des Vorhangs die Augen der Berry blitzen zu ſehen.

Sie ſtreifte mit den Augen die Blicke der Frau Brinckhoff, dieſe Blicke, die Haß und Eiferſucht zu ſein ſchienen. Und ſie glaubte, daß das ganze Theater gefüllt ſei mit Frauen, die auf ſie ſähen, Frauen, die ihre Neigung dem Manne neben ihr geſchenkt hatten. Schließlich ſah ſie ihm feſt in die Augen. Langſam, als ob ſie das Reſultat einer langen, ſchweren Erfahrung mitteilte, ſagte ſie nur: „Don Juan im Frack.“

Dann wandte ſie das ſchöne Haupt zurück und erhob ſich, während die Muſiker im Orcheſter wieder die Geigen ſtimmten.

Schwochau zitterte unmerklich. Auch er fühlte die brennenden Blicke von Ellen Brinckhoff, auch er wußte, daß die Berry hinter dem Vorhang ſtand und zu ihm hinauf ſah. Aber das war ihm augenblicklich gleichgültig.

Dieſes Wort, dieſes Wort! Don Juan im Frack. Don Juan im Frack!

War er denn wirklich ſo verworfen, oder beſſer, empfand ihn Inez de la Feira als ſo verworfen? War das ein Vorwurf, eine Bewunderung oder aber eine einfache Feſtſtellung, wie ſie nur ganz kluge Menſchen zu machen pflegen?

Don Juan im Frack . . . . .

Er ſtand ebenfalls auf, und trat zu Herrn und Frau de la Feira und Dürow. La Feira, der ausſah, als ob er der Vater ſeiner Frau ſei, geſtikulierte mit den Händen und hatte die Sprechweiſe vornehmer Herren vollkommen verloren. Er lachte ſchrill, ſprach plötzlich wieder ganz leiſe, während er den Kopf weit vorſtreckte und legte einmal ſogar dem Kammerherrn ſeine große Hand auf die Schulter. Als aber Dürow einen langen, kritiſchen Blick darauf warf, zog er ſie ſofort wieder zurück.

Alſo Geſchäft, dachte Schwochau und nickte Herrn von Dürow zu. Der hatte ſich gegen die Wand der Loge gelehnt und ſenkte unauffällig die Augenlider. Hier ließ ſich alſo etwas machen. Das ſah Schwochau ſofort. Denn Dürow beſaß einen ganz hervorragenden, geſchäftlichen Scharfblick, wenn er auch die Details des kaufmänniſchen Berufes nur ganz oberflächlich kannte.

„Da ſind Sie auch gerade an den Richtigen gekommen," lachte La Feira. „Na, es iſt ja auch nur in eingeweihten Kreiſen bekannt, wozu ja Geſandt-

ſchaften und Konſulate in kommerzieller Beziehung noch nie gehört haben. Aber Brinckhoff iſt Vertrauensmann des Salpeterſyndikates. Schon ſein Vater hat die große Segelſchifflinie mit Hilfe des Syndikats gegründet."

„Dacht ich mir," ſagte Schwochau.

„Ja, meine Herren," ziſchelte La Feira, „ſo bekommt man keine Pampas. Nein, man kann nicht zum Löwen gehen und fragen: Geſtatten Sie, daß ich Ihnen das Futter wegnehme . . . . Hahaha . . ."

„Vielleicht wird es am beſten ſein, wenn wir morgen in aller Ruhe noch einmal über die Sache reden," warf Dürow ein.

La Feira nickte. „Wollen die Herren morgen bei uns eſſen? Etwas früh, damit Sie noch den Park ſehen können? Um vier Uhr im Park? Ganz einfach? Dann wird Sie mein Auto einviertel vor vier in Altona am Bahnhof erwarten."

Schwochau und Dürow nahmen dankend an. „Es wird aber Zeit, daß wir in unſere Loge zurückkehren." Sie küßten Frau de la Feira die Hand. Schwochau hoffte, einen kleinen Druck zu fühlen. Aber er irrte ſich. Inez ſchien ihm gegenüber von beſonderer Zurückhaltung zu ſein. Sie legte nur die Fingerſpitzen in die lange, weiße Hand des Attachés.

La Feira begleitete die beiden Herren aus der Loge hinaus. Die Logenfrau ſtand an der Tür, und aus dem Wandelgang kam eine Bewegung. „Was gibt es," fragte Schwochau.

Digitized by Google

„Der Herr Bürgermeiſter verläßt die Loge," flüſterte die Logenfrau.

Die Tür am Ende des Wandelganges war geöffnet. Ein paar Köpfe hoben ſich über der ſchwarzabgeriſſenen Brüſtung dunkel gegen den matt erleuchteten Vorhang ab. Dann trat ein langer, hagerer Herr, ganz in Schwarz gekleidet, aus der Loge, in Begleitung eines jüngeren, der eifrig aber doch mit einer gewiſſen Zurückhaltung auf den älteren einſprach.

In dieſem Augenblick ſetzte das Orcheſter ein. Liebenswürdig, prickelnd, mit jener unwiderſtehlichen Grazie, jener Heiterkeit, die tiefſte Erkenntnis des Lebens iſt.

Der ältere Herr blieb noch einen Augenblick ſtehen und horchte auf die Muſik. Es tat ihm leid, daß er weg mußte. Dann aber ſchritt er weiter über die dicken Teppiche, und ganz leiſe, wie Lachen, klang es aus dem Orcheſter, ein Lachen über die dumme Pflicht, das Lachen eines jungen Mädchens, das auf der Welt nichts zu tun hat, als ſchön und heiter zu ſein.

Als der Bürgermeiſter kurz vor den Herren angelangt war, verneigte ſich Carlos de la Feira de Gomez y Colon und blieb in gebückter Stellung ſtehen. Er ſtreckte den dicken Kopf vor. Der ſüdamerikaniſche Halsorden hing ſenkrecht nach unten und pendelte hin und her. Er blitzte ein wenig; dann aber kroch ein langer Schatten über ihn, als la Feira

ſich mit dem ſeidenen Taſchentuch die Stirn abwiſchte. Die beiden preußiſchen Herren grüßten und lächelten malitiös.

Der Bürgermeiſter, der Schwochau im Vorübergehen die Hand gedrückt hatte, ſchritt über die Haupttreppe ſeinem Wagen zu.

Carlos de la Feira richtete ſich wieder auf und wandte ſich an Schwochau. „Kennen Sie Seine Magnifizenz?“

„Natürlich. Das liegt ja ſchon in meinem Beruf.“

„Ah, natürlich, ich vergaß.“

Dann geleitete der Chilene die beiden Herren an ihre Loge. Vor der Tür verabſchiedete er ſich mit lautem Lachen und vielen Verbeugungen und ſagte händereibend: „Alſo morgen auf Wiederſehn.“

II.

Nach dem Theater hatte sich Dr. Ferenwald sofort empfohlen. Da seine Frau schwer krank in Davos weilte, liebte er es nicht, in großer Geselligkeit zu erscheinen. Dieses Feinempfinden wurde von allen seinen Freunden geachtet, und niemand versuchte ihm zu halten. Brinckhoffs waren mit ihren Gästen zum Souper in ein kleines, altes Restaurant gegangen, wo die Rotweine sich besonderer Beliebtheit erfreuten. Gegen zwölf Uhr brach das Ehepaar auf und verabschiedete sich von seinen Gästen.

Ellen Brinckhoff bemerkte, daß Schwochau von einer merkwürdigen Befangenheit war. Sie führte das auf sein Verhalten gegen Inez de la Feira und eine jäh aufgeschossene Neigung zurück. Sie war im Innern tief empört über sein Betragen und gab ihm daher kaum die Hand, als sie in den Wagen stieg. Henry Brinckhoff grüßte gemessen und kühl nach allen Seiten, und dann rollte das Brinckhoffsche Coupé davon.

„War er beleidigt, daß wir mit dem La Feira gesprochen haben?“ erkundigte sich der Kammerherr. „Dann hätte er es doch früher sagen können und nicht erst jetzt so flegelhaft grüßen zu brauchen.“

„Beleidigt, nein. Er hält uns für Idioten; aber das erkennt er als unſer gutes Recht an. So grüßt hier alles.“

„Dieſe Hamburger ſind verrückte Leute,“ entgegnete Dürow. „Man ſitzt mit den Menſchen einen halben Tag zuſammen, und ſchließlich ſagen ſie einem Adieu, als ob ſie einen auf der Straße aus Verſehen angerannt hätten und nun in der Eile um Entſchuldigung bäten. Wenn das ſchon Ihre Patrizier tun, da möchte ich nicht das übrige ſehen.“

„Alſo, lieber Dürow, hören Sie: zunächſt gewöhnen Sie ſich die Bezeichnung „Patrizier“ für unſere Kaufleute ab. Das ſteht in den Romanen, die in Hamburg ſpielen und wird dankend quittiert. Es gibt natürlich auch vornehme und unvornehme Leute wie überall, aber es gibt kein eigentliches Hamburgiſches Patriziat. Eine Anzahl von Familien, von denen ein Dutzend ein oder ſogar mehrere hundert Jahre in Hamburg leben und deren Mitglieder ſich um das Wohl der Stadt verdient gemacht haben, könnten allein auf den Titel Anſpruch erheben. Sie haben aber zu viel Geſchmack, um es zu tun. Sie wiſſen, daß ſie etwas ſind, und das genügt ihnen. Den Dünkel der Hamburger weltbekannt gemacht hat die nächſte geſellſchaftliche Schicht. Da gibt es Exiſtenzen, die für den Außenſtehenden mit den Mitgliedern der oberſten Schicht gleich zu rangieren ſcheinen. Dieſe Leute ſind es aber, die auf den Titel „Patrizier“ reiſen. Bei denen bricht die moderne

Sucht des Bürgertums durch, wenn Vater und Großvater das große Einmaleins und die großen Buchstaben kannten und ein paar Taler im Strumpf hatten, sich als Patrizier zu bezeichnen. Es klingt schön nach Ratsgeschlechtern und macht den Eindruck, als ob die Leutchen erbliche Senatoren wären. Daß es so was nur vor dem Geschlechterkampf, tief im Mittelalter gab, weiß ja allein der Eingeweihte. Das Wort Patriziat zieht. Aristokratische Bestrebungen des reich gewordenen Bürgers. Der alte Goethe hat übrigens ganz denselben Schwindel getrieben. In Wahrheit gibt es in Hamburg für die Hamburger mit den ganz wenigen Ausnahmen der oben genannten stillen Geschlechter nur ein Mittel, das in die gute Gesellschaft führt: der goldene Schlüssel."

„Ich habe als Kammerherr ja auch einen," lachte Dürow, „hinten auf dem Frack."

„Sitzt etwas hoch, Lieber," entgegnete der Attaché, indem er den Arm unter den des Kammerherrn schob, „aber beim Nicht-Hamburger wird er hier gern akzeptiert."

Die beiden Herren gingen über den Jungfernstieg, und Schwochau fragte Dürow, ob er noch Lust hätte, mit Fräulein Berry und deren Freundin Liane Southey zusammen zu sein. „Die Southey kenne ich zwar selbst noch nicht, aber die Berry sagte, sie sei recht amüsant." Dürow willigte ein, und so führte der Attaché den Pommern in eine kleine Wein-

ſtube mit dunkeln Portièren, ſchmalen Gängen und Bergen von Auſternſchalen auf der Kredenz.

„Sind Fräulein Berry und Fräulein Southey ſchon da?“ erkundigte ſich Schwochau beim Kellner.

„Noch nicht, Herr Baron.“

„Bitte führen Sie ſie doch ſofort in die Box hinein, wenn ſie kommen. Und eine Pommery goût américain.“

„Sehr wohl, Herr Baron.“

Die Herren hatten ſich in der Niſche niedergelaſſen, und Dürow ſtellte feſt, daß das hier ein ſehr gemütlicher Ausſchank ſei. „Nun müſſen Sie meine Neugier verzeihen, wenn ich auf den Hammel noch einmal zurückkomme. Denn unſereins kennt ja die Hamburger eben nur aus Büchern und aus den Artikeln der Zeitungsſchreiber, die immerfort von Hanſeaten, Patriziern und königlichen Kaufleuten reden.“

Schwochau lachte. „Königliche Kaufleute gibts im Shakeſpeare, aber nicht in Hamburg. Richtig wäre das Wort nicht einmal, wenn „König“ und „reicher Mann“ identiſch wären, denn viele Berliner Kaufleute und gar die Kohlendynaſten ſind viel reicher als die reichſten Hamburger Kaufherren. Das Innenland hat ſich aber für Hamburg eine beſondere Romantik fabriziert, nach dem Welſer-Fugger-Rezept. Tüchtige Kerle gibt es hier und ebenſo große Lumpen. Die Sache aber unter einen Hut zu bringen, iſt ganz unmöglich. Es gibt eben tauſend Sorten,

und jede Sorte denkt, ſie ſei der „Typ“. Deshalb gehört es ja auch zu der Eigentümlichkeit der Hamburger, daß ſie auf „den“ Hamburger Roman warten, aber jeden, der erſcheint, verwerfen. Sie möchten natürlich ſo eine Generalglorifizierung; „Soll und Haben“ in potenzierter Form. Und jeder will ſich noch im bengaliſchen Feuer darin wiederfinden. Der Roman wird nicht geſchrieben werden, kann nicht geſchrieben werden, denn Sie können nicht zehntauſend Individuen ſo in einem Buch behandeln, daß alle zehntauſend zufrieden ſind. Das gibt entweder einen verlogenen Brei oder Einzelausſchnitte.“

Das erſte Glas Pommery tranken die Herren auf das Wohl des neuen Unternehmens. Dürow beſchäftigte ſich in Gedanken mit La Feira und fragte den Attaché, ob er etwas von ihm gehört hätte. Schwochau ſchüttelte den Kopf. „Er gehört zu den Leuten, die man hier als Überſeeer bezeichnet. Das iſt keine Herabſetzung, aber auch keine beſondere Hochſchätzung. Es ſind Leute, die aus Mittel- und Südamerika ſtammen oder dort längere Zeit gelebt haben. Geſellſchaftlich ſind die Überſeeer ein ganz beſtimmter Kreis. Meiſt iſt es in den Überſeefamilien ſehr viel amüſanter als wo anders; die Damen ſind eleganter und zuvorkommender als die einheimiſchen Hamburgerinnen. Häufig haben dieſe Überſeeer, auch wenn ſie geborene Deutſche ſind, ein ganz ſüdländiſches Ausſehen bekommen. Die Deutſchen ſind ja in der Annahme eines fremden Typs merkwürdig wider-

ſtandslos. Daß dieſe Deutſchen viel ſpaniſch ſprechen und ihre Töchter Dolores, Inez oder die Söhne Carlos und Federico nennen, brauche ich nicht erſt zu betonen. Im übrigen wird das richtig ſein, was Brinckhoff über La Feira geſagt hat."

In dieſem Augenblick hob der Kellner die Portière, und die beiden Damen betraten den Raum. Schwochau ging auf die Berry zu und bat ſie, nachdem er ſie begrüßt hatte, ihn ihrer Freundin vorzuſtellen. Dann machte er auch Dürow mit den beiden bekannt und bat ſie zu Tiſch.

Mabel Berry war eine auffallend ſchöne Blondine, Amerikanerin, und als Ausländerin ſelbſtverſtändlich für die deutſche Bühne beſonders geeignet. Sie hatte den ſchmalen Geſichtsſchnitt der Amerikanerinnen, den Ausdruck, in dem ſich die Kreiſe „ſchön" und „dumm" berühren. Aber dumm war ſie nicht. Sie verfügte über eine merkwürdige Art des Dialogiſierens, und ſeitdem Schwochau ihr abgewöhnt hatte, das literariſch ungebildete Publikum mit Paradoxen von Oscar Wilde zu bluffen, führte ſie eine wirklich gute Unterhaltung. Dadurch erhielt ſie ſich in der Hauptſache die Zuneigung des Attachés. Er fand eine langweilige Unterhaltung unäſthetiſch. Körperliche Fehler laſſen ſich durch ein gutes Korſett verdecken, pflegte er zu ſagen, gegen geiſtige Fehler gibt es kein Korſett.

Er küßte der Berry, als ſie ſich geſetzt hatte, die Hand und ſah ſich ihre Freundin Liane an. Sie war

Digitized by Google

ein vollkommener Eingeborenentyp, und erinnerte ihn deshalb direkt an seinen schwarzen Diener Jimmy. Ihre Hand war kaffeebraun, das Haar schwarz und kraus, die Zähne sehr weiß und sehr schön. Schwochau kannte diese Mischlinge. Liane war vermutlich ein Kind eines englischen Offiziers und einer eingeborenen Indierin. Er wußte, wie grausam die Engländer solche Mischlinge behandeln, wie ihnen jede Existenzmöglichkeit in der englischen Gesellschaft abgeschnitten wird.

Dürow sah dieses kleine Geschöpf mit einem neugierigen Interesse an. Ihre Fingernägel sind ja ganz weiß, dachte er. Also sicher ein Niggerweibchen.

„Ich muß dir mein Kompliment machen," meinte Schwochau nach einiger Zeit und wandte sich freundlich zu seiner Geliebten. „Du hast wirklich famos gesungen. Viel besser als die Hollmann-Weitz." Mit dieser Bemerkung begann stets die Unterhaltung zwischen den beiden, denn wenn sie nicht fiel, war Mabel den ganzen Abend ungenießbar.

„Ich danke dir," entgegnete sie. „Nicht wahr, die hohen Töne glückten mir?"

„Vollkommen."

„Und welche Rolle spielten Sie, Fräulein Southey?" erkundigte sich Dürow.

„O, dieses Mal nur eine kleine. Ich war im Chor der Landmädchen. Die vierte im roten Rock mit den weißen Ärmeln."

„Ah ſo, die! Ja, Sie ſahen glänzend aus.“ Dürow erinnerte ſich an nichts mehr. Aber er wußte, daß die meiſten Menſchen Schmeicheleien ſo lange glauben, als es überhaupt nur möglich iſt.

„Bei wem warſt du denn heute abend in der Loge?“ erkundigte ſich Mabel.

„Erſt bei Brinckhoffs; einmal bei La Feiras.“

„Ah ſo. Ich kenne Carlos de la Feira flüchtig. Frau Brinckhoff ſah ſehr gut aus. Und ſie benimmt ſich nicht einmal ſo, als ob ſie es täte. Das iſt beſonders ſympathiſch an ihr.“

„Ja. Sehr.“

„Du biſt jetzt oft da. Ihret- oder ſeinet- oder deinetwegen?“

„Ich habe dienſtlich mit dem Manne viel zu tun.“

Es war Schwochau peinlich, daß die Berry, zu der er eine Neigung hatte, wie etwa zu einem ſchönen Kunſtgegenſtande, ſich um Ellen kümmerte. Was will ſie nur? Sie will doch nicht etwa Eiferſuchtsſzenen aufführen, dachte er weiter. Dann jage ich ſie ſofort weg.

Während Dürow bei der Southey wärmer wurde und ſich mit ihr unterhielt, dachte Schwochau an Ellen Brinckhoff. Er dachte an die allererſte Jugend, wie er Ellen in Berlin kennen lernte, an die Entſtehung ſeiner Liebe zu ihr. Das war von Anfang an keine laue Schwärmerei, ſondern eine

tiefe, sternenhohe Glut gewesen, so etwas, wie man es eben nur in der allerersten Jugend erlebt. Etwas, was einen fortwährend in Atem hält. Als er sie dann in Hamburg wiedersah, war dieser Rausch verflogen. Es war anders weiter gegangen, denn eine Sternenglut läßt sich nicht jahrelang auf der gleichen Höhe halten, ohne daß ihr neue Nahrung zugeführt wird. In Hamburg war es ganz anders geworden. Sie hatte ihm alles gegeben, oder er hatte es genommen. Das war ja auch gleichgültig. Aber ein jahrelanger Kampf darum war es doch gewesen, der Kampf zweier Intelligenzen. Sie hatten sich bekriegt, mit verhaltener Leidenschaft, kühl, berechnend. Hundert Mal hatte sie ihn gesehen, hundert Mal seinen Handkuß gespürt, hundert Mal den ganzen Geist seiner Unterhaltungskunst genossen. Sie hatte sich oft zurückgelehnt in einen großen Ledersessel und hatte ihn reden lassen. Und ihre blauen Augen hatten gesagt: „Ich liebe dich."

Ihr Verstand hatte gesagt: „Ich bin die Frau Henry Brinckhoffs, des Sohnes aus der Senatsfamilie, und da denke ich nicht daran, eine Dummheit zu machen." Ihre Gedanken waren dann pflichtgemäß bei ihren Kindern gewesen, wie das in Romanen so Sitte ist, daß sie sich wieder stark fühlte und ihre Augen ohne Gefahr aufs neue in die des Diplomaten brennen konnten. Schwochau hatte das einige Jahre mit angesehen. Er war damals mit der Frau eines Zuckergranden sehr liiert und

trieb mit ihr ein Spiel, wie es die Stierfechter mit dem erregten Tier zu tun pflegen.

In Ellen war, wie in der Seele ſo vieler Kaufmannsfrauen, eine unbeſchreibliche Einſamkeit. Ihren Mann ſah ſie überhaupt kaum noch. Er kam abends um neun Uhr müde und abgeſpannt aus dem Geſchäft und ging morgens bereits um acht Uhr wieder aus dem Hauſe. Sie blieb zurück mit ihren Gedanken. Zehn Mal hatte ſie ihm geſagt: „Verdiene etwas weniger Geld, gönne dich mir.“ Er aber hatte den Kopf geſchüttelt und geantwortet: „Das geht nicht, mein Kind. Man kann ohne Schaden für das Ganze nicht ein Stück vom Geſchäft abſchneiden.“ Dann war ſie zu Hauſe geblieben, in ſich verſunken und hatte an den preußiſchen Attaché gedacht, der ſo klug und verbindlich war und ſie ſchon vor Jahren ſo heiß geliebt hatte; und als ſie ihn nach einer großen Ausſprache mit ihrem Manne zum erſten Mal wiederſah, war ſie trotz der Gedanken an ihre Kinder nicht mehr ruhig, ſondern erregt und unſicher.

Ihm war das Hinauszögern mit Ellen ſchon längſt zur fürchterlichſten Qual geworden, und ſo hatte er ſich um dieſem unnatürlichen Zuſtand ein Ende zu machen, vor einem halben Jahr das erobert, was ſich noch vor Kurzem in unnahbare Würde zu hüllen ſchien. Ellen trat damals mit dem Fuß auf die Erde, als er ihr geſagt hatte, daß er ſie an jenem Frühlingstage in ſeiner Wohnung

an der Alſter erwarte. Aber ſie war doch gekommen, und ſie war die ſeine geworden.

Und nun ſaß er hier zwiſchen zwei gutgewachſenen Sängerinnen, deren eine ſeine offizielle Geliebte war. Er trank in kurzen Schlucken den kalten Wein und warf ein paar Bemerkungen in die Unterhaltung, die auf der alleroberſten Oberfläche ſchwamm und geiſtreich ſchillerte. Aber ſo öde wie dieſe Bemerkungen war ſein Leben. Ein Diplomat. Die Menſchen ſtaunten und waren höflich. Sie glaubten, daß er Weltgeſchichte mache. Selbſt die „königlichen Kaufleute“ glaubten das. Er aber ſehnte ſich nach Arbeit, nach einem Betätigungsgebiet, nach einem reinigenden, ſäubernden Schaffen.

Ging er in dieſem Wunſche nach der Reinheit, nach der Klarheit, nicht mit Ellen zuſammen? Hatte ſie nicht dasſelbe Empfinden, dieſe Sehnſucht in den lichten, reinen Äther? Das war ein Brennen in ſeiner Bruſt, oft wie rein phyſiſcher Schmerz, den er nur dann ein wenig dämpfen konnte, wenn er tief Atem holte. Alles was an Sehnſucht in ihm lebte, hieß Ellen Brinckhoff.

„Zum Donnerwetter, Schwochau, Sekt her,“ rief Dürow, „Sie ſind ja ganz des Teufels, daß Sie jetzt in Melancholie verfallen.“ Die Southey hatte ihren braunen Arm um den Hals des Kammerherrn gelegt und ſpielte an dem Johanniterkreuz, während ſie eine Arie von Pergoleſe ſang.

Schwochau ſchenkte ein. „Verzeihung, hoher Herr, es kommt mal ſo.“

Er ſchickte ſeine Gedanken weit weg und miſchte ſich lebhaft in die Unterhaltung. Die Southey hatte ſich auf den Schooß des Kammerherrn geſetzt und ſang gröhlend und laut, während ſie ſich auf ſeinen Knien hin und her wiegte. Endlich ſchob Dürow ſie beiſeite. „Nun höre endlich auf, mein Engel; du zerdrückſt mir das Oberhemd.“

Das Gefühl des Ekels, das den Attaché in der Gewalt hatte, war allmählich ſo ſtark geworden, daß er zum Aufbruch drängte. Die Southey wollte durchaus mit Dürow gehen. Nach einiger Zeit ſetzte er ſie aber in eine Droſchke und verſprach ihr, ſie morgen zu beſuchen.

„Dieſe Southey iſt eine etwas merkwürdige Erwerbung,“ ſagte Schwochau leiſe zu der Berry.

„Du haſt ja ſo ſelten Zeit für mich. Sie muß dich vertreten.“

„Mich vertreten?“

„Ja.“

Schwochau antwortete nicht und ging ſtill neben ſeiner Geliebten her. Als ſie merkte, daß er keine Anſtalten machte, mit ihr zu gehen, fuhr auch ſie indigniert nach Hauſe. Sie lebte ſich auf der Heimfahrt vollkommen in die Rolle der Verlaſſenen ein und war im Innerſten ganz zufrieden mit dieſem „tragiſchen Erlebnis“. —

Nun ſchritten die Herren wieder über den Jung-

fernſtieg, ziellos, mit dem ungewiſſen Empfinden, daß ſie noch in irgend einem Café landen würden. Der Kammerherr trat einen Augenblick auf die Ausbuchtung des Ufers und ſah über die Binnenalſter durch die Lombardsbrücke auf die Außenalſter. „Da draußen wohnen Brinckhoffs?“

„Ja.“

„Sie ſcheint mir eine famoſe Perſon zu ſein. Vielleicht ein bißchen Blender. Aber Raſſe hat ſie.“

„Ja.“

„'ne merkwürdige Raſſe. Ich komme nicht recht dahinter. Iſt wohl mehr für die Flachbahn der Ehe als für Hinderniſſe?“

Schwochau zuckte die Achſeln. „Ich weiß es wirklich nicht, Herr von Dürow. Ich glaube jedenfalls, daß dieſe Ehe ſie nicht befriedigt.“

„Hols der Deibel, das iſt kein Wunder. Den Mann — charmanter Kerl, zugegeben — ſieht ſie ja bloß, wenn er ſchläft.“

Sie ſchritten am Alſterpavillon vorbei, beide mit dem Bewußtſein, daß es ſpät ſei und ſie ſich trennen könnten. Aber keiner wollte davon anfangen. Plötzlich lief Dürow drei Herren entgegen, die aus dem Café kamen, und begrüßte ſie laut und ſtürmiſch. „Treſſow, Junge, Menſch — Leuchtenbergk mit gk — Heſſenhof, — was macht Ihr denn hier, Ihr Landsknechte?“

Die Offiziere erwiderten den Gruß mit der gleichen Freude. „Hoch der wild gewordene Ehe-

krüppel!“ riefen ſie und lernten in dieſer ausgelaſſenen Stimmung Schwochau kennen. Dürow war außer ſich vor Entzücken, ſeine alten Regimentskameraden wiederzuſehen. Deshalb empfand Schwochau ſich als überflüſſig, umſomehr, als er nicht Luſt hatte, in eins der öffentlichen Häuſer mitzugehen, wie das bereits beim erſten Kennenlernen vorgeſchlagen wurde. Dürow proteſtierte dagegen, und berief ſich auf ſeine Miſſion; Schwochau wartete aber das Reſultat dieſes Proteſtes nicht ab. Er ſchützte ſpäte dienſtliche Pflichten vor, die dem Diplomaten ja auch ſtets geglaubt werden, und empfahl ſich.

Langſam ging er an der Alſter nach Hauſe und ſah eine Zeit lang ſtill in die Flut. Alles in ihm drängte zu einem Entſchluß. Dieſer ſcheußliche Abend. Die Widerwärtigkeiten, die um ihn herum lebten: Weiber, Zynismus, das Nichtstun, das wollte er los ſein. Er fühlte: Wenn ich gehe, will ich mit der Frau gehen, die mir eine ewige Triebfeder ſein wird zu dem echten Großen. Wenn ich aus dieſem Sumpf herausgehe, will ich emporſteigen, und das kann ich nur durch ihre Güte und Liebe.

Er nahm ſich vor, alles abzubrechen und mit ihr in ein anderes Land zu ziehen. Zuweilen hatte er mit ihr wohl ſchon davon geſprochen. Sie hatte es abgelehnt, vorläufig ernſthaft darüber zu reden. Aber er war der feſten Überzeugung, wenn er ernſt

zu ihr kam, würde ſie mit ihm gehen, dem reinen Leben zu.

Er faßte den harten Entſchluß, und damit wurde ihm freier und wohler zu Mute. Die Alſter lag da wie ein dunkles Tuch, durch das geheimnisvolle Lichter brennen. Als er in der Nähe ſeiner Wohnung, an der Alſter, angelangt war, trat er noch einmal an das Waſſer. „Morgen wird der Würfel fallen," dachte er. „Dann wird alles gut."

Mit dem Gefühl vollſter Befriedigung ging er auf ſein Haus zu, die Treppe hinauf in die einſamen Zimmer und dachte noch immer an Ellen, als er endlich ſpät in der Nacht zur Ruhe kam.

Digitized by Google

III.

Der warme Oktobertag flutete über die Gartenterraſſe durch die hohen Glastüren in das Brinckhoffſche Haus. Die Halle mit dem Backſteinkamin, der lichte Treppenaufgang mit den hamburgiſchen Trachtenbildern und die hohen Zimmer, die mit chileniſchen Götzen und Vaſen vollgeſtellt waren, ſogen dieſe Wärme in ſich auf mit einer Begierde, als etwas Ungewohntes, Fremdes. Das Sonnenlicht zerteilte ſich auf den Aſterbeeten, und ein verfeinertes Farbenempfinden hätte erkennen können, wie das Licht alle dieſe Blumen in Edelſteine verwandelte, in ſonderbare, zerfaſerte Edelſteine, von buntem, wäſſerigen Glanz, die auf Blättern von überhauchter Emaille ſchwammen. Das gleiche Sonnenlicht ließ den Kiesweg aufflammen, der in einer geraden Linie die Terraſſe mit dem Bootsſteg hinten im Garten verband, und ſein bunter hin und her zitternder Feuerſchein ſtrich um die Kleider und durch das dünne, farbige Tuch der Frau Ellen Brinckhoff.

Sie ging langſam in dieſem ſchmalen, wohl gepflegten Alſtergarten auf und ab. Sie pflückte eine

Aſter, weil ſie wußte, daß die herbe Schönheit ihres Körpers, abgeſehen vom Reiten, nie beſſer als in der gebückten Stellung zur Geltung kommen konnte. Sie wußte auch, daß kein Menſch ſie ſah, und trotzdem pflückte ſie die Blume, aus dem Beſtreben heraus, ſchön zu ſein. Sie ſah ein wenig müde aus, nicht ſo, als ob ſie die Nacht durch getanzt hätte. Sondern als ob ſie ab und zu aus einem ſchweren Halbſchlaf aufgewacht ſei, und als ob das erſte Licht bereits in geöffnete Augen geſtrahlt hätte. Und dasſelbe, was ſie murmelte, als ſie das erſte Sonnenlicht quälte, das ſagte ſie auch jetzt, als ſie in ſchöner Haltung die Aſter pflückte: „Es iſt ja unerhört.“

Damals hatte ſie ſich ausgemalt, wie ſchön es ſei, daß Geert Eberhard von Schwochau ihr zu Füßen lag. Sie war eitel darauf und andererſeits wieder ängſtlich um ihren guten Ruf beſorgt. Aber es war doch ein Glück. Ein halbes Jahr hatte es gedauert. Alle Heimlichkeiten, jede Süße des Genuſſes war an ihr vorübergegangen. Und jetzt das? „Unerhört.“

Was war geſchehen? Nichts von Bedeutung. Vielleicht. Aber ſie fühlte mit jenem ſenſitiven Empfinden aller Liebenden, daß geſtern abend in der Oper zwiſchen ihm und Inez de la Feira ganz feine Ketten gezogen waren, die bis jetzt noch nicht beſtanden hatten. Das quälte ſie maßlos, und während ſie eine Aſter abſchnitt, die voll und zart ge-

züchtet war wie eine Chryſantheme, ſagte ſie: „Was nun? Ja, was nun?“

Der Diener kam von der Terraſſe über den Kiesweg und meldete Herrn von Schwochau. Ellen Brinckhoff ſah auf. Mit einem Ruck warf ſie den Kopf zurück. Ihre Lippen, die ſich kurz vor dem Sprechen immer erſt einmal auseinanderbogen und wieder ſchloſſen, wie gewiſſe exotiſche Blüten, denen man nahe kommt, blieben jetzt hart aneinander. Sie fragte nach kurzer Pauſe: „Iſt Herr von Schwochau im Herrenzimmer?“ — „Sehr wohl, gnädige Frau.“ — „Bitten Sie ihn hierher.“ — Das klang ſo ſcharf und kurz, daß der alte Diener ſich im Inneren fragte, ob er ſich wohl vernachläſſigt hätte, denn Frau Ellen Brinckhoff war ſonſt ſogar ein wenig zu höflich gegen ihre Dienſtboten, was ihr oft den Spott Schwochaus eingetragen hatte.

Geert Eberhard von Schwochau kam langſam die Backſteintreppe herab und grüßte Frau Ellen ſchon von weitem.

„Guten Morgen, verehrte Freundin. Haben Sie gut geſchlafen?“

„Danke, ja.“ Ellen Brinckhoff hob den Blick und ſenkte ihn wieder. Sie legte ihr Kleid in lange Falten und ſchnitt eine blaſſe Aſter ab.

„Es war ein ausgedehnter Abend geſtern. Dürow konnte nicht genug bekommen. Wenn dieſe Pommern einmal losgelaſſen ſind, iſt es furchtbar.

Dieſes Volk hat eine Vergnügungsfähigkeit, die unbeſchreiblich iſt.“

Ellen Brinckhoff war aufgeſtanden und reichte Schwochau zwei Finger der linken Hand, in der ſie den Aſternſtrauß trug. „Wo waren Sie nach dem Souper noch? Oder darf man nicht fragen?“

Ein leiſes Zucken ging über das Geſicht des Angeredeten. Er zog die Augenbrauen ein wenig zuſammen und entgegnete: „Bitte. Erſt ſaßen wir noch zuſammen. Dann traf Dürow Bekannte. Sie wiſſen, daß ich weggehe, wenn eine Geſellſchaft ins Lupanar pilgern will. Venuspriesterinnen aus Galizien und Berlin ſind mir abſolut unintereſſant.“

„Die Berry iſt alſo wirklich aus Amerika?“ Ellen bewunderte ihren Mut, mit dem ſie dieſe Frage hervorbrachte. Sie freute ſich, daß der Mann, den ſie liebte, jetzt klein beigeben mußte, daß er jetzt ſagen mußte, wie ſehr er ſie, Ellen Brinckhoff, liebe, und wie gleichgültig ihm die Berry ſei, trotz ihrer ſchönen Beine und ihrer prächtigen Figur. Und ſie genoß die Wolluſt, ihn zu quälen und ihn auf den geſellſchaftlichen Unterſchied hinweiſen zu können, der zwiſchen ihr und der Sängerin beſtand.

Das empfand Schwochau alles und er antwortete daher nachläſſig: „Ich habe mich offen geſagt, nie darum gekümmert, verehrte Freundin. Hätten Sie mich geſtern gefragt, dann würde ich

Ihnen jetzt die Antwort gebracht haben. Ich habe soeben mit Fräulein Berry, die ich versöhnen mußte, im Atlantic gefrühstückt. Es war eine rührselige Sache."

Ellen, die ein paar Schritte gegangen war, blieb plötzlich stehen und wandte sich um. Mit der linken Hand hatte sie das weiße Kleid flüchtig gerafft. In der rechten hielt sie die Blumen. Sie wandte den Kopf nach rückwärts: „Und jetzt kommen Sie zu mir und sagen mir das ins Gesicht? Ich finde, Ihre Mißachtung grenzt ans Unerhörte."

„Ist Ihnen etwa Nachteiliges über die Dame zu Ohren gekommen?"

Ellen wandte sich ganz um.

„Wollen Sie mit mir spielen? Das pfeifen doch die Spatzen von den Dächern, daß sie Ihre Geliebte ist."

„So? Pfeifen denn die Spatzen immer die Wahrheit? Von uns beiden pfeifen sie doch nichts." Schwochau hatte sich nonchalant eine Zigarette aus dem Etui genommen und sie an seinem Feuerzeug entzündet.

Nun ging Ellen ein paar Schritte auf ihn zu. Ihre Stimme bekam etwas klagendes: „Geert," sagte sie, „Du quälst mich zum Verzweifeln. Es ist, als ob Du Freude an der Brutalität hast. Nicht genug, daß Du alle möglichen Amouren hast, daß Du die Berry als Geliebte neben mir aushältst;

nun fängſt Du auch mit dieſer Inez Kalbfleiſch an —“

„Pardon: Inez de la Feira de Gomez y Colon.“

„Schön, wenn Dir der Name ſympatiſcher iſt. Ich kenne ſie aus meiner Mädchenzeit als Inez Kalbfleiſch.“

Eigentlich iſt es Deiner nicht würdig, derartige häßliche Zufälligkeiten gegen die Frau auszubeuten, dachte Schwochau, während er kopfſchüttelnd entgegnete: „Du biſt immer tolerant geweſen, Ellen. Das Zeugnis muß ich Dir ausſtellen.“

„Und Du fragſt mich, weshalb ich hier intolerant bin, nicht wahr?“ Sie waren inzwiſchen auf der Terraſſe angelangt. Der Teetiſch war trotz der frühen Nachmittagsſtunde für etwaigen Beſuch gedeckt, und neben den Korbmöbeln dampfte das Teewaſſer. Ellen klingelte dem Diener und ließ ſich von ihm eine alte, umbriſche Vaſe bringen, in die hinein ſie die Aſtern ſetzte. Es war eine Vaſe von einem merkwürdigen, lichten Blau, in die groß und dekorativ eine Chriſtusroſe gemalt war. Blaßgrüne, faſt gänzlich ornamental aufgelöſte Blätter bogen ſich wollüſtig um die weiße Blüte. Und aus dieſem wunderſamen Gefäß heraus quollen die bunten Aſtern wie ein Feuerwerk.

Auf dem Kanal glitt ein weißer Alſterdampfer vorüber. Der Attaché ſah durch die bunten Blüten auf das lange, ſchlanke Fahrzeug, er folgte ihm mit den Augen, bis es durch die

Pappeln und Sträucher des Nachbargartens ſeinen Blicken entzogen wurde. Er ließ ſich Zeit, ehe er auf dieſe Frage Antwort gab, denn er liebte es nicht, mit Menſchen, die nicht ausſchließlich zuhören, über wichtige Dinge zu ſprechen. Erſt als Ellen den Tee nachgeſchenkt, die Spiritusflamme gelöſcht und ſich in den Korbſtuhl geſetzt hatte, kam er auf die Frage zurück.

„Ich weiß wohl, weshalb Du hier intolerant biſt, Ellen. Weil dein Gefühl dir ſagt, daß Inez de la Feira Dir gefährlich werden könnte. Weil ſie die einzige Frau in Hamburg iſt, die neben Dir beſtehen kann. Die Berry und alles, was ſich ſonſt um mich kriſtalliſiert, kommen Dir vor, wie kleine Steine, durch die Ellen Brinckhoff, der Solitär, beſonderen Glanz erhält. Deine Eiferſucht iſt nicht von jener primitiven Art, die ſexuell allein beſitzen will und ſich um alles andere nicht kümmert. Du weißt, daß ich Variationen brauche, und Du gönnſt ſie mir. Meinetwegen aus Großmut oder aus Klugheit, oder weil Du ein Temperament haſt, das Dich nur dann leiden macht, wenn Du ſiehſt, wenn ich mich anderen widme. Die La Feira wirſt Du oft mit mir zuſammen ſehen. Davor fürchteſt Du Dich. Dieſer Gedanke iſt Dir unerträglich.“

Das Licht der Herbſtſonne, das durch die Pappeln glitt, miſchte die Farben der Aſtern im Garten zu einem bunten Rot. Und von dieſem Rot fiel ein Abglanz auf Ellen. Schwochau glaubte daher

im Augenblick, daß ſie errötete und er ſagte entgegenkommend: „Es iſt ſelbſtredend, daß es dieſer Gedanke nicht ausſchließlich ſein kann. Es iſt das natürlich nur das Reſultat einer langen Kette von inneren Leiden.“

„Die habe ich, weiß Gott, um Dich ertragen, Geert.“

„War es meine Schuld? Ich wollte doch wahrhaftigen Gott die Sache klären und dieſen häßlichen Zuſtand der Halbheit und Unwahrheit beſeitigen.“

Sie ſchwieg und ſah auf ein paar Schwäne, die von den Wogen eines neuen Dampfers auf und ab geſchaukelt wurden.

„Weshalb kommſt Du mir wieder damit, Geert? Du weißt doch, daß es nicht möglich iſt.“

Inzwiſchen war die Sonne hinter die hohen Bäume des Nachbargartens gerückt, und die Dächer der angrenzenden Villen, die neugierig aus dem Grün hervorlugten, ſtrahlten in brennendroter Glut. Ellen hatte nach ihren beiden Söhnen geklingelt, und als die ſchlanken, blonden Jungens ankamen, erhitzt, ſchmutzig, mit ſtrahlenden Augen und von ihren Indianerſpielen erzählten, ſagte ſie auf Franzöſiſch: „Hier ſehen Sie, weshalb wir nicht zuſammen kommen können.“

Schwochau hatte den jüngeren Bruder Octavio zu ſich aufs Knie genommen. Er legte die Hand um ihn und fragte nach dem Indianerſpiel. „Habt Ihr denn auch Squaws?“

Digitized by Google

„Jawohl, ich bin die rote Schlange. Und Friedel Peterſen, von Charley C. Peterſen, wiſſen Sie, die iſt meine Squaw. Die Taube der Prärie. Und Henry ſeine Squaw iſt Mabel Müller, die Blume von Alaska.“

„So, ſo. Und habt Ihr denn ſchon einen ſkalpiert?“

„Ja, da haben wir es ſchlecht,“ meinte Henry, der ältere Bruder.

„Wieſo denn?“

„Wir haben keine Skalps,“ ſagten die beiden vereint.

„Nanu?“

„Nein, wiſſen Sie, alle andern Indianer bringen Haar von ihren Schweſtern und Müttern mit. Aber unſere Mutti ſagt, ſie hätte keine. So was brauchte ſie nicht. Das iſt doch ſchade? Nicht?“

Schwochau dachte an die wunderſame Pracht der aufgelöſten Haare, die ihn umhüllt hatte wie ein Krönungsmantel. Er atmete im Geiſte wieder den Duft, der von dieſem lebendigen Haar ausging, dieſen Duft von Wald und heißen, ſüdlichen Nächten; dieſen Duft von Orchideen, wie ſie zu Millionen tief in den Urwäldern Javas ſich um die Bäume ranken und die, wenn ſie mit den Baumrieſen zuſammen gefällt werden, ihre Blumenſeele in einem betäubenden Arom ausſtrahlen.

Und er lächelte und antwortete: „Das iſt dann freilich ſehr ſchade. Ich werde Euch morgen aber

meinen ſchwarzen Diener ſchicken, der kann Euch gedrehte Kokosnußſeile bringen. Die müßt Ihr auseinander zupfen, und dann ſehen ſie aus wie Skalps.“

„Haben Sie einen Neger als Diener?“ erkundigte ſich Henry, nachdem er etwas wie „Danke“ gemurmelt hatte.

„Ja.“

„Hm, das iſt ſehr vornehm.“

„So?“

„Ja. Senator Harders haben auch einen.“

„Ah, deshalb,“ lachte Schwochau. „Na, haut dann Jimmy mal ordentlich das Fell voll, das verträgt er.“

„Iſt er denn getauft,“ erkundigte ſich Octavio.

Schwochau wußte es nicht genau. „Ich glaube, aber er iſt ein vollkommener Heide.“

„Das ſchadet nichts,“ tröſtete Henry, „ſchicken Sie ihn nur.“

„Sie müſſen eigentlich mal einen ganzen Morgen mit uns ſpielen,“ ſchlug Octavio vor, „wir ſpielen am Harveſtehuderweg, an der Alſter, auf Peterſens Vorland.“

„Ja, ja,“ jubelte der ältere Bruder. „Sie werden der große Adler, ſitzen auf dem Ehrenplatz im Wigwam und bekommen die Mammi als Squaw.“

„So. Und was ſagt Dein Vater dazu?“

Henry ſchüttelte den Kopf. „Der? Ich glaube, der würde gar nichts merken. Er ſieht uns ja nie. Nur Sonntags. Morgens ſind wir ſonſt in der Schule, und wenn er abends nach Hauſe kommt, iſt er müde und ärgerlich. Und dann gehen wir zu Bett, ohne ihn geſehen zu haben. Denn ſonſt ſchimpft er nur, wenn wir ſchmutzig ſind.“

Ellen Brinckhoff unterbrach die Ausführungen ihres Sohnes. „Ich glaube, Jungens, Ihr geht jetzt wieder. Ihr ſeht wirklich nicht ſehr ſalonfähig aus.“

Aber Henry und Octavio hatten ſich an Schwochaus Knie gelehnt. „Noch ein bischen, Mammi,“ bat der Ältere. „Noch fünf Minuten,“ bettelte Octavio. „Herr von Schwochau iſt ſo nett. Der macht immer ſo einen feinen Ulk.“

„Nein, nein, Kinder. Ihr müßt nicht immer bei großen Leuten ſein,“ entgegnete die Mutter. „Gebt die Hand. So, nun marſch ab.“

Der Attaché hatte ſich in den Korbſeſſel zurückgelegt und ſah den Kindern nach. Das ſollte nicht gehen? Unfug. Wenn die Mutter damals, als er ſie am erſten Tage ihrer Leidenſchaft gefragt hatte, ob er vor ihren Mann treten und ihm die Wahrheit ſagen ſollte, ihn nicht flehentlich gebeten hätte, noch ein wenig damit zu warten, dann wäre jetzt alles im Klaren. Denn Henry F. Brinckhoff war ein weitblickender, vornehmer Mann. Und wenn er eingeſehen hätte, daß hier eine orkanartige

Gewalt zwei Menſchen zuſammen gebracht hatte, dann würde er den beiden nichts in den Weg gelegt haben.

Wo ſind aber deine ſternenhohen Gluten, wo iſt Deine Sehnſucht nach Reinheit, Geert Eberhard von Schwochau? Wo iſt das Beſtreben, Klarheit zu haben? Wo iſt dein heißes Begehren des geſtrigen Abends, mit dieſer Frau vereint hinauszugehen und zuſammen mit ihr dein Leben aufzubauen? Lebt das alles noch in dir, wo es in das Licht ſcharfer Überlegung, das Licht des Tages gerückt iſt? Biſt du noch bereit, Stellung, Ehre, all die reizenden, kleinen Annehmlichkeiten des Lebens aufzugeben, um einer inneren Größe willen? Dieſe Fragen legte ſich Schwochau vor, und er antwortete darauf ohne Zögern: Ja. Die Gluten leben noch. Bei mir ſind ſie immer klar und rein. Bei ihr ſind ſie nur ein wenig gedämpft durch den Qualm der Konvention und der Vorurteile. Aber die Sehnſucht, Reinheit zu haben, das alte, mächtige Kinderſehnen, das iſt größer als jeder andere Gedanke, und es wird auch ſie zur Wahrheit führen. Denn in tiefſter Tiefe iſt ſie edel.

Ellen Brinckhoff hatte von neuem den Tee eingeſchenkt. „Woran denkſt du?“ —

„Ich denke an unſere Zukunft.“

Sie ſah auf den Garten, der bereits ganz im Schatten lag und ſchüttelte den Kopf: „Kommſt du denn immer wieder damit?“

Er ſah die Geliebte ruhig an. „Ellen, du weißt, worum es ſich handelt, um dein und mein Leben. Du verſumpfſt hier in dieſer Exiſtenz, dieſem Pendeln zwiſchen Theater und Wohltätigkeit. Und ich verſumpfe in meinem Beruf, der mich zwingt, ſeitwärts von den großen, wirtſchaftlichen Kämpfen, den wahren Kämpfen unſerer Zeit, zu ſtehen und wenn alles vorüber iſt, einen langweiligen Bericht an das Auswärtige Amt oder an den Miniſterpräſidenten zu ſchreiben, einen Bericht, den der Geſandte ſechs Mal durchkorrigiert, und der weniger enthält, als der eine Woche ältere Leitartikel des Berliner Tageblattes. Das ſind keine Exiſtenzen, die wir führen, keine Lebenswerte, die wir ſchaffen. Du haſt Feuer, Temperament, Begeiſterungsfähigkeit. Habe nur noch den Mut, ganz kurz die Sache hier abzubrechen. Denn du liebſt mich. Und dann werden wir unſer Leben und unſer Denken neu aufbauen mit jubelnder Kraft und Begeiſterung. Ich bitte dich, Ellen."

Sie ſah vor ſich hin, und es war ihr, als ob von den beſchatteten Afterbeeten ein großes Ungeheuer die Terraſſe heraufkröche, ein Tier mit einem langen Schuppenſchwanz und geilen, unruhigen Augen. Es ſchleppte einen breiten Streifen von Schleim hinter ſich her, und ein Peſthauch ſchien durch den Garten zu gehen. Ellen Brinckhoff kannte dieſe Beſtie. Das war der Klatſch. Und dieſem Tier würde ſie anheimfallen. Man würde

die Achſeln zucken und ſagen: „Alſo auch die Brinckhoff, na ja.“ Sie fürchtete ſich vor den Auseinanderſetzungen mit ihrem Manne. Sie fürchtete, daß er heftig und erregt werden könnte, und ſie fürchtete, daß ihr Vater, Niclas Holm, ein alter, gewiegter Börſenſpekulant, der fromm und vornehm geworden war, ſeitdem er Geld hatte, laut ſchreien würde, brüllen und ſagen: „Du biſt eine gemeine Perſon.“ Vor dieſem allen hatte ſie eine unbeſchreibliche Angſt. Dazu kam das Gefühl der Unſicherheit, was werden ſollte, wo ſie hin ſollte. Andererſeits faßte ſie wieder der Reiz, dieſer romantiſche Reiz, eine Tat zu begehen, eine wahre Tat. Sie ſpielte mit dem Gedanken, wie ſchön es ſein könnte, ihre Gaben glänzen zu laſſen. Vor materiellem Elend würden ſie ja geſichert ſein, denn ſie ſelbſt war wohlhabend, und auch Schwochau lebte in leidlichen Vermögensverhältniſſen.

Aber nur noch kein Entſchluß. Kein bindender Entſchluß. Davor hatte ſie Furcht als vor etwas Entſetzlichem. So entgegnete ſie denn langſam, als ob ſie ſich die Dinge lange überlegt hätte: „Ich verſtehe dich, Geert, und kann dich begreifen, aber überſtürze die Sache nicht. Ich möchte das Verhältnis zu Henry ganz langſam löſen, daß unſere Beziehungen wie von ſelbſt auseinander fallen. Ich habe noch immer eine gewiſſe Neigung für ihn und möchte ihn auch in dem ſchweren, wirtſchaftlichen Kampf, in den er durch dieſe neue Salpeter-

konſtellation hineingedrängt wird, nicht verlaſſen. Schon der Kinder wegen nicht. Er verwaltet ihr Erbe. Und wenn ich jetzt davon ginge, dann würde er nicht mehr imſtande ſein, ſeine ganze Kraft auf die Arbeit zu konzentrieren. Das muß aber ſein. Du verſtehſt das nicht ſo; du kannſt die Gefühle einer Mutter nicht begreifen. Du biſt Mann. Vielleicht" — ſo ſetzte ſie nach einer Weile zögernd hinzu, und das kam ihr aus dem Herzen — „vielleicht wirſt du es beſſer verſtehen, wenn du dereinſt einmal ein Kind von mir in den Armen hältſt."

Schwochau war erſchüttert. Er ſah, daß in ihr doch ein Wollen war, eine Sehnſucht mit ihm zu gehen. Und ihre Gründe mochten wirklich berechtigt ſein. Nur ein Gedanke peinigte ihn, der Gedanke, daß dieſe Unwahrheit nun weitergehen ſollte. Weiter ſollte er im Hauſe Brinckhoffs verkehren, ſollte ihn, den er wirklich ehrte und ſchätzte, weiter betrügen? Das war gegen ſein innerſtes Gefühl, war infam. Und er ſagte langſam: „Auch ich verſtehe dich. Kannſt du mir ſagen, wann ungefähr dieſer Zeitpunkt gekommen ſein wird, an dem die Bahn für uns frei iſt?"

Sie ſah auf und überlegte: „Vielleicht in einem halben Jahr." Und dann ſetzte ſie raſch hinzu: „Vielleicht auch erſt in einem."

„Gut. Dann habe ich eine Bitte an dich. Laß

uns während dieſer ſchweren Zeit nur als Freunde zuſammen ſein."

Wieder malte ſie ſich aus, wie ſchön es ſein müßte, mit dieſem bedeutenden Mann, der über glänzende Geiſtesgaben verfügte, zuſammen durchs Leben zu gehen. Und ſie ſagte ſich in der vollen Überzeugung des Augenblicks: Wir wollen rein zuſammen ſein, ohne Makel. Das was wir getan haben, war vielleicht verſtändlich, begreiflich aus der Wildheit unſeres Blutes. Aber wenn es jetzt weiter ginge, wäre es wirklich infam.

Sie ſah Schwochau an, lange und tief.

„Ja, Geert, das wollen wir tun."

Er war aufgeſtanden und hatte ſich hinter ihren Korbſtuhl geſtellt. Sie legte ihre Arme rückwärts um ſeinen Hals und zog ihn an ſich. Er preßte ſeine Lippen auf die ihren, und er fühlte, wie ihr ſchöner Körper flatterte. „Mein lieber, lieber Junge," flüſterte ſie. Dann ſtand ſie auf und ſah ihm tief in die Augen. „Alſo dabei bleibt es."

„Ja."

Sie gingen Arm in Arm durch die großen Zimmer, während die chileniſchen Vaſen in der Dämmerung Fratzen ſchnitten und die häßlichen Geſichter ins Groteske verzogen. Die Figuren löſten ſich in unſagbaren Beinverſchlingungen auf, und es ſchien, als ob das alles ſich zu einem tollen Gliederbachanal vereinigte, zu einer ins maßloſe

Digitized by Google

gesteigerten Verschlingung von dünnen Armen und Beinen.

Vor dem Kamin in der lichten Halle lehnte sich Ellen noch einmal an Schwochau. Sie bohrte sich mit heftigen Bewegungen eng an ihn und sagte: „Wie schön wird das."

„Ja, wie schön! Wie schön!"

Er sah vor sich eine reine, neue Welt. Über Bord mit all den Abenteuern, die für ihn nichts waren als ein Ersatz für Tätigkeiten. Und dann hinaus ins Leben. Dann arbeiten irgendwo: in Ostafrika, in Asien, in Chile. Im Geiste streckte er die Arme aus. Man ist ein Kerl, wo man auch ist, wenn man nur ein Betätigungsgebiet hat. Fluch diesem elenden Beamtendreh, der die Expansionskraft seines Geistes gelähmt hatte. Noch ein halbes Jahr, dann würde er mit ihr hinausziehen, die Elbe hinunter mit Musik, dem neuen Leben zu. Dann blieben hier, wie eine elende Hülle, der Attachékittel, die Frühstücksorden — dann bliebe hier am Quai — der Don Juan im Frack. Und hier bliebe die Dame, die ihre Perlen ins Theater führte und Margueritentage arrangierte: hinausfahren würden zwei Kämpfer: Geert Schwochau und Ellen Holm.

Er sah sie noch einmal tief an und sie erwiderte diesen Blick aus vollem Herzen.

Dann küßte er sie auf die Stirn und sagte: „Auf Wiedersehen, Freundin."

„Auf Wiederſehen.“

Und voll von Glücksgedanken fuhr er, der Verabredung im Theater gemäß, nach dem Altonaer Hauptbahnhof, wo er Dürow bereits vor dem eleganten Kraftwagen des Herrn de la Feira wartend antraf.

IV.

Das ganze Elend der Proletariervorstadt, diese an der Front fensterreichen Häuser mit den kahlen, elendgrauen Brandmauern, die umherhängenden Jalousien und die unappetitlichen Kramläden, jagten an den beiden Herren vorüber. Um sie her ahnten sie nur ein Fluten von Köpfen; sie sahen Arbeiter, deren rote Gesichter von Rußstraßen durchzogen waren, aber ehe der gehässige Ausdruck den des Staunens verdrängt hatte, war das La Feirasche Auto schon vorbei. Dann huschten sie an Kindern vorüber mit wassergekämmten, eng anliegenden Haaren, die im Laufe des Tages trocken geworden waren und sich aus der Haft befreit hatten. Alle diese Kinder, der Nachwuchs jener schmutzigen Arbeiter, sahen ein wenig blöde auf das elegante Fahrzeug, das noch viel eleganter war als die anderen Kraftwagen, die von der Elbe aus durch Ottensen rasten. Bei den Erwachsenen und den Kindern herrschte das gleiche Staunen: aber der planmäßige Haß der Erwachsenen, die es als Gerechtigkeit ansehen würden, wenn man an diese breiten Gummiräder Sicheln befestigte und den Wagen zwischen allen eng zusammengetriebenen Reichen hin und her jagte, dieser Haß

war bei den blonden Kindern erſt im Entſtehen. Das, was ſie täglich zu Hauſe hörten, waren Worte, die noch keine Wurzeln geſchlagen hatten. Nur in einzelnen dieſer Kinderköpfe lebte, gleichſam wie angeboren, dieſer Haß gegen alle Leute, die fuhren, wo ſie gehen mußten, die in den Parks ſaßen, wenn ſie auf der Straße ſpielten, und die ſich dreimal am Tage ſatt eſſen konnten.

Schwochau hatte ſich lang ausgeſtreckt und ſah auf das Gewimmel von Köpfen, das die Stunde der Ablöſung an den Hafen trieb. „Es iſt wie am Ganges," murmelte er, „da fuhren wir mit einem breiten Boot durch tauſende von Schwimmern. Nur Köpfe — nur Blicke — nur Begehrlichkeit. — Aber da war alles tot. — Hier lebt alles."

„Pack," entgegnete Dürow. „Bloß keine Entſchuldigungen ſuchen. Sonſt wird man tolerant, weil man verſteht. Und morgen ſtehen wir da unten und die Herren Proleten rollen auf Gummi vorbei. Kampf um das Steuer, die alte Laſſalleſche Formel. Noch haben wir es. Wir wären ja unſagbar dumm, wenn wir es hergäben."

Die Huppenſignale wurden ſeltener, und die Fahrtgeſchwindigkeit nahm zu. Weite Blumenfelder flogen wie bunte Striche vorüber; ab und zu grenzte eine dunkle Hecke die Farbenflächen ab. In grünen Gärten mit gelben Kieswegen lagen kleine Villen mit roten Ziegeldächern; auf den Veranden ſaßen weiß gekleidete Damen, und in den

Gärten ſpielten ſaubere Kinder unter der Aufſicht von Erzieherinnen. Dann nahm der Wagen eine harte Kurve, und nun ſchoß er ſtill und ruhig, wie eine Hand, die über Samt ſtreicht, über die Elbchauſſee.

„Donnerwetter," rief Dürow, „das ſind, weiß Gott, Fürſtenſitze!"

In weiten Parks mit alten Baumrieſen lagen die Paläſte der Kaufherren. Dem hier neigten ſich alle Pfefferbäume, dem nächſten gehörte der Kaffee, der Dritte beherrſchte allen Rohrzucker, und er ſah lachend auf die Rübeninduſtrie, die aus dem gequälten, deutſchen Boden nichts mehr herausholen konnte. Die Leute, die hier reſidierten, hatten ſich die Welt geteilt: immer wieder geteilt. Immer wieder geſpalten, und immer wieder hatten ſie gierige Hände von ihren Königreichen fernhalten müſſen. Nicht allen war es gelungen. Viele waren wieder verdrängt worden, viele hatten ſich mit weniger begnügen müſſen. Und ebenſo, wie ſie des öfteren von ihrem Handelsgebiet abteilen und es Eindringlingen überlaſſen mußten, ebenſo mußten ſie Stücke von ihren Parks hergeben, und die Emporkömmlinge bauten ſich ihre Palais neben die Schlöſſer der Dynaſten.

Tief unten, unter den Parks, floß die Elbe vorüber. Der ſilberne Lebensnerv Hamburgs. Und fern oberhalb dieſer breiten, beſchaulichen Gärten, ſo daß man es in den ſtillen Landſchlöſſern nur wie eine ſympathiſche Begleitung der Lebensmelodie

empfand, brauſte das Hafenleben, das Dröhnen der Eiſenwerke, das Geſchrei und Gefauche der Dampfer. Wenn die Schiffe unterhalb der Villen vorbeiglitten, blieben ſie ruhig und geſetzt; wie Vizekönige defilierten ſie an den Thronen ihrer Monarchen vorüber. Aber oben im Hafen ſchrieen und tobten ſie: ſie warfen den Tribut an die Quais, die Schätze der Welt, deren Empfang die Könige mit einem ſchön verſchnörkelten Federzug beſcheinigten . . . .

In Nienſtedten beim Jeniſchpark bot ſich den beiden Herren aus dem Auto ein freier Blick auf den weiten, majeſtätiſchen Strom. Er glich einem ockerfarbenen Gewande mit Silberpailletten. Ab und zu zerriß der breite Körper eines Finkenwärder Fiſcherbootes das gleichmäßige Flimmern. Dann aber glitten die Waſſer wieder zuſammen, und dieſe ſilbrige Weite, die ſich fern in den grauſilbernen Himmel flüchtete, linienlos, nur ſchönes, ſchmerzhaftes Licht, ſchien ſich nach einer einzigen, breiten Dunkelheit zu ſehnen.

Als ſie kurz nach der Nienſtedtener Kirche den Fluß wieder vor Augen hatten, zuckten ſie beide plötzlich zuſammen. Ein rieſiges, weißes Ungetüm, ein einziges, weiß glühendes Feuer, ein Vogel mit fünf gewaltigen Flügeln ſchien langſam nach Hamburg hinauf geſchleift zu werden. Zwei kleine, fauchende, ſchreiende Untiere hatten ihn im Schlepptau. Dieſer rieſige, ſchneeweiße, feurige Vogel,

weißer als die Silberpailletten der Elbe, weißer als die ferne Luft, war wie der Träger eines Geheimniſſes, der Vogel Rock aus dem Lande der Edelſteine und der Gewürze.

Dürow war ſtill geworden. „Das iſt ja unſagbar ſchön," meinte er nur.

„Ja, wir haben einen ſchönen Feind," erwiderte Schwochau.

„Wieſo?"

„Das iſt die „Tarapaca", einer der größten Salpeterſegler, die die Elbe hinaufgeſchleppt wird. Sie hat ein wenig Zeug auf, um die Schlepper zu unterſtützen."

„Wundervoll. Warum unſer Feind? Wem gehört ſie?"

„Nun, Brinckhoff & Co., unter dem Namen der Segler-Aktiengeſellſchaft. Dadurch ſind die Brinckhoffs ja ſo reich geworden, weil ſie in der Zeit, als man auf den Dampf ſchwor, kühn genug waren, dieſe Rieſenſegler bauen zu laſſen, um ſo den Salpeter billig herüberzuſchaffen."

Das Auto fuhr wieder durch grüne Gärten. Dürow ſah vor ſich hin. Dieſer Eindruck hatte ihm imponiert. Er war ein Mann, der ſich nichts vormachen ließ, auf den aber alles Große und Kräftige Eindruck machte.

Inzwiſchen hatten ſich die Gärten in einen gewaltigen Park gewandelt. Über die Steinmauer lugten die Kronen hoher Linden, deren Blätter in

grünen Kaskaden zur Erde stürzten. Der Chauffeur verlangsamte die Fahrtgeschwindigkeit und bog in ein Sandsteinportal ein. Der Kraftwagen glitt unter moosbewachsenen Baumriesen entlang, an weiten Rasenplätzen vorbei und fuhr endlich durch eine alte Lindenallee.

„Da ist das Haus."

Nach einer kurzen Kurve hielt das Fahrzeug vor dem Portal des breitausladenden, vornehmen Landhauses. Ein Diener öffnete den Wagenschlag und verbeugte sich. Die beiden Herren wurden durch eine große Halle in die Garderobe geführt; dann riß der Diener die Tür zum Gartensaal auf und meldete sicher und gewandt, damit kein Zweifel darüber entstand, daß er früher in adeligen Häusern gedient hatte und ihm diese Namen nicht fremd seien: „Herr von Dürow und Herr von Schwochau." —

Carlos de la Feira stand mitten in dem runden Gartenzimmer, und man konnte merken, daß er schon lange da gestanden hatte. Er hatte sogar schon in Erwartung auf einem der niedrigen Polsterstühle gesessen, denn seine weiße Hemdbrust war ein wenig geknickt. Den südamerikanischen Halsorden hatte er wieder angelegt, sodaß Dürow sich im stillen fragte, ob er wohl auch mit der ‚Kuhglocke' zu Bett ginge. Dürow sowohl wie Schwochau ärgerten sich, daß La Feira trotz der Einladung zum ganz einfachen Essen den Frack angelegt hatte, während die

beiden Herren im Gartenanzug erſchienen waren. Irgend eine Kellnerverwandtſchaft mit Frackvorliebe kommt bei ſowas doch immer durch, überlegte Dürow, als er die große, weiche Hand des Hausherrn in ſeiner ſehnigen Fauſt ſpürte.

La Feira war Herzlichkeit und Bewegung. Während Schwochau nach der Begrüßung auf die Elbe hinausſah, die durch die Bäume ſchimmerte, führte der Chilene den Kammerherrn in ſeine Gemäldegalerie, die in den runden Gartenſaal mündete. Der Attaché kannte dieſe Hamburgiſchen Gemäldegalerien: ſie enthielten entweder alte, anerkannte, oder einheimiſche oder endlich mittelmäßige Meiſter. Für gewöhnlich alle drei Arten. Nur die Sammlungen der Juden waren mit voller Abſicht von dem entgegengeſetzten Standpunkt, dem Standpunkt der Traditionsſtürmer, zuſammen gebracht. Aber Rezept war alles. Es intereſſierte ihn nicht. Er dachte an Ellen Brinckhoff, er dachte daran, daß er in einem Jahre da unten auf einem Dampfer vorbeifahren würde, eng angeſchmiegt an die ſchöne Ellen; daß die Muſik ſpielen würde: „Muß i denn, muß i denn zum Städele hinaus“, und daß dieſes Haus, das ſchon Millionen trauriger Menſchen vorbeiziehen ſah, auch ſie beide vorüberziehen ſehen würde, zwei Glückliche.

La Feira beſaß einen zweifellos unechten Rembrandt, den ihm ein Kunſthändler in Paris für hunderttauſend Francs verkauft hatte. Bode in Berlin

hatte dieſes Bild belächelt; La Feira wandte daher weitere zweitauſend Mark daran, um es zu rehabilitieren. Er gab einem jungen Kunſthiſtoriker den Auftrag, eine Abhandlung über den ſogenannten „La Feiraſchen Rembrandt“ zu ſchreiben, und der Kunſthiſtoriker, deſſen Lebensſehnſucht eine Reiſe nach Spanien war, erhielt außer den zweitauſend Mark noch einen Freiplatz auf einem Dampfer; dafür mußte er nachweiſen, daß wahrſcheinlich nicht Rembrandt, „wie dies auch Bode anzunehmen ſcheint,“ ſondern Ferdinand Bol der Schöpfer des Meiſterwerkes ſei. Vor dieſem Rembrandt-Bol weilte La Feira einige Zeit mit Dürow; daher konnte Schwochau allein im Gartenzimmer bleiben, und er ſah ſchon ſeit längerer Zeit auf die Elbe, als Inez in den Raum trat. Schwochau zuckte zuſammen. Er verneigte ſich und küßte der jungen Frau die Hand. Sie trug wieder ein weißes Kleid mit einer einreihigen Perlenkette. Schwochau ſah, daß dieſer Körper, der ihm neulich im Theater ſo zart erſchien, von einer gleichmäßigen, feſten Rundung war. Er ſah, daß die Linien ſich unter dem ſchönen Kleide bewegten und nicht etwa nur regungslos eingeſchnürt waren.

„Sie haben kein Intereſſe für den La Feiraſchen Rembrandt?“ fragte ſie lächelnd, nachdem ſie ihn begrüßt hatte.

„Augenblicklich nicht. Das Intereſſe von Dürow wird auch echter ſein. Er verſteht weniger davon.“

„Ja," ſagte ſie, während ſie den Kopf ſchüttelte, „das war eine merkwürdige Geſchichte. Aber kommen Sie, wir wollen die beiden Bilderfreunde holen. Wir werden wohl gleich zu Tiſch gehen."

Der Diener meldete in dieſem Augenblick, daß ſerviert ſei. Nachdem Inez Herrn von Dürow begrüßt hatte, gingen ſie mit einer etwas ſonderlichen Feierlichkeit, die ſich bei nicht ganz kultivierten Menſchen zuweilen beobachten läßt, durch die Galerie in den Eßſaal. La Feira und Inez ſaßen ſich gegenüber; rechts von Inez ſaß Dürow als der ältere, links Schwochau.

Das „einfache Eſſen" zog ſich ſehr in die Länge. Die Unterhaltung war angeregt. La Feira erzählte viel und mit Geſchick von Südamerika und von ſeinen Tiertransporten, die er für Hagenbeck ausgeführt hatte.

„Ah ſo," rief Dürow, „dann verſtehe ich auch Ihr Service. Ich habe mir immer den Kopf zerbrochen, wie das Sèvres-Service zu dem Bild in der Mitte kommt."

Er wies auf einen runden Kreis in der Mitte des Tellers hin, über dem eine Krone leuchtete. In dem Kreis befanden ſich drei ſteile Felſen, um die ſich wieder ein Bach zog. Auf dem mittelſten Felſen kauerte ein Löwe, auf den ſeitlichen je ein Lama und eine Gazelle. Am Rande ſtand die Sonne und warf ihre Strahlen auf den Löwen. Um dieſes Bild war ein Band gezogen, das den Spruch zeigte:

„A Dieu mon âme, ma vie au roi, mon coeur aux dames, l'honneur pour moi.“

„Wieſo meinen Sie?“ fragte La Feira höflich und ſtreckte ſeinen dicken Kopf dem Kammerherrn entgegen.

„Nun, das iſt doch die Löwengrotte aus Hagenbecks Tierpark?“

„Verzeihung, das iſt mein Wappen.“

„O, pardon.“

„Bitte.“

Schwochau blinzelte ſchadenfroh zu dem Kammerherrn hinüber und ſah in deſſen Augen den vorwurfsvollen Ausruf: „Iſt denn ſo was überhaupt möglich!“ La Feira ſah indigniert auf ſeinen Teller, denn für den Entwurf dieſes Wappens hatte er einem Landſchaftsmaler tauſend Mark gezahlt. Dann wandte Schwochau plötzlich den Blick auf Inez. Eine flüchtige Röte war über ihr Geſicht gezogen, und er empfand das Unſchickliche ſeines Betragens; er empfand, daß es die zarte, kleine Dame auf das tiefſte kränken mußte, weil ſie ſich für ihren Mann ſchämte. So neigte er ſich denn zu ihr und lächelte: „Unſer guter Dürow verſteht die ſpaniſche Heraldik nicht. Er weiß nicht, daß die ſpaniſchen Wappen nicht ſtiliſiert, ſondern rein naturaliſtiſch dargeſtellt werden.“

Du Vieſt, dachte Dürow, ich ſoll die Türme und Löwen der ſpaniſchen Wappen nicht kennen? Aber

es ist besser, den Alten nicht zu reizen, sonst müssen wir das Schmerzensgeld zahlen.

Inez empfand ein Gefühl unbeschreiblicher Dankbarkeit gegen Schwochau. Auch La Feira sah plötzlich wieder auf, und er setzte mit halber Stimme die Grundsätze der spanischen Heraldik auseinander, während er den Hummer à l'américaine mit Andacht und Ruhe zerlegte.

Dann sprach man von der Hamburger Küche, auf die La Feira ein Loblied anstimmte. Schwochau bemerkte halblaut zu Dürow, auch in Hamburg wisse kein Mensch mehr, was die Speisen bei richtiger Behandlung hergeben könnten. Man koche nur noch auf grobe, amerikanische Reize hin, eine Bemerkung, die Dürow nicht ganz verstand.

Allmählich ging das Gespräch auf das geschäftliche Gebiet über, sodaß der Kammerherr und La Feira, als der Nachtisch serviert wurde, einander nahe gerückt waren und kaum von dem Eis à la Richelieu naschten. Schwochau hatte mit seinem Blick die Augen der Frau de la Feira gestreift. Sie hatte diesen Blick ein einziges Mal kurze Zeit ausgehalten. Dann hatte sie die Augen auf den Teller gerichtet und von der letzten Aufführung des Don Juan gesprochen.

Da fiel ihm das Wort seiner Nachbarin wieder ein, das sie in der Oper hingeworfen hatte:

‚Don Juan im Frack.'

Ein infamer Operettentitel, würdig einer Posse.

Das war die ganze moderne Lüſternheit, nicht mehr die Größe Don Juans; beſtenfalls Don Juan Tenorio, nicht aber Don Juan Maraña; nur ſeine Begierde, aber noch verkleinert, wie durch ein umgekehrtes Fernrohr geſehen. Als letzter Reſt, verzweifelte Hoffnung, die Möglichkeit eines Duells. Aber auch dieſe modernen Duelle .... Leute, die keinen Degen handhaben können, und die deshalb ſchießen. Dreimal, nach Zählen .... im Frack ....

Und er dachte darüber nach, wie er in Hamburg mit ſeinen Abenteuern angefangen hatte. Er hatte in ſich einen Überſchuß an Kraft, den Tatendrang des jungen Mannes, der organiſieren, ſchaffen will. Der den ganzen Tag von morgens früh bis nach Mitternacht ringen, überlegen und wagen möchte, weil das dem Weſen des Mannes entſpricht. Er aber war Beamter. Er hatte Protokolle zu prüfen, eine vorgeſchriebene Stundenzahl abzuſitzen, geheime Akten abzuſchreiben; und wenn er etwas eigenes zu arbeiten hatte, las ſein Chef dieſe Arbeit durch und korrigierte ſie um. Das trieb ihm anfangs die Schamröte ins Geſicht; ſpäter aber, als er merkte, daß ſein Chef doch jede Arbeit umarbeitete, weil man auch ihn wieder korrigierte und beobachtete, wurde er läſſig und tat nur noch das Notwendigſte. Natürlich war er nicht ausgearbeitet, wenn er um zwei Uhr auf dem Bureau fertig war. So widmete er ſich dem Sport, der am intereſſanteſten iſt: der Liebe. Ja, wäre er Gouverneur eines

Koloniallandes geweſen, mit hunderttauſend Negern unter ſich, dann hätte er Kulturwerte geſchaffen; aber er mußte, um etwas zu leiſten, ein Gebiet haben, wo er unabhängig wirken konnte.

Alle die Frauen, denen er gefiel und die ihm gefielen, hatten ebenſo wenig zu tun wie er. Ihre Männer waren bis ſpät abends im Geſchäft, und ſie gingen einkaufen und taten all das Sinnloſe, was die Frauen Beſchäftigung nennen. Ein ſolcher Typ wie er, war dazu in Hamburg abſolut unbekannt. Dieſe bis ins Kleinſte ausgearbeitete Kunſt der Liebe, die mit jeglichen Fineſſen wirkte, die Wiſſenſchaft, Schönheit und Geſchmack in ihren Dienſt zog, die war dieſen Kultur erſehnenden Frauen etwas ganz neues. Sie ſchwelgten in einem Rauſch von goldenen Unwahrheiten, ließen ſich von Schwochau kultivieren und lebten den Zauber romantiſcher Illuſion.

Auch Ellen Brinckhoff war die Seine geworden. Aber von ihr hatte er mehr gewollt als von den anderen. Sein Erinnern griff zurück in die Zeit der allererſten Jugend, wo er Ellen zuerſt geſehen hatte, und wo er von jener raffinierten Kunſt der Liebe noch nichts kannte. Damals hatte er ſie geliebt. Still und tief. Sie gehörte Brinckhoff. Auch ſie liebte ihn. Aber ſie hatten beide nie ein Wort darüber geſprochen. Und ſelbſt während der Zeit ſeiner Don Juanaden hatte er ſie weiter geliebt als etwas Unwirkliches, heiß und innig. Als nun

der Augenblick kam, wo ſie ihm ganz gehörte, da ergriff ihn die Sehnſucht: weg mit dieſem bisherigen Leben, oder wie er ſelbſt mit leiſem Spott zu ſagen pflegte: Retournons à la nature!

Er hatte die gewaltige Schwungkraft, die dazu gehört, um ſolchen Schritt zu unternehmen. Aber ſie hatte bis jetzt gezögert, und wie es ihm geſtern ſchien, mit annehmbaren Gründen. Und trotzdem lag dieſes Zögern ſchwer auf ihm. Es mußte dieſe Schwungkraft hemmen, mußte ſeine Gefühle auf Eis legen, warten, warten .... und inzwiſchen?

Don Juan im Frack?

Er ſchüttelte ſich. Pfui Teufel, was für eine Situation, dachte er. Er nahm ſich vor, während dieſer Zeit fertig ſpaniſch zu lernen und ſich kaufmänniſch vorzubilden. Aber dann ſetzte gegen ſeinen Willen ein ganz leiſes, beſtialiſches Erwägen ein, das bereits den Entſchluß ankränkelte. Wird ſie durchhalten? Wie kann ſie, wenn ſie mich heiß und rückhaltlos liebt, nicht wahllos alles andere über den Haufen werfen? Wie kann ſie mit Brinckhoff in ehelicher Gemeinſchaft weiterleben, wenn ſie mich erſehnt? Muß ſie nicht ein Ekel packen vor einer ſolchen verlogenen Geſchichte? O, du Kleingläubiger, ſagte er ſich dann, hat ſie dir nicht die edelſten und beſten Gründe geſagt? Deine Wünſche ſind nichts als häßlicher Egoismus, als das Sehnen, ohne Rückſicht auf ſie, nur recht bald mit ihr vereint zu ſein.

Der Kaffee war auf der Terraſſe vor dem Gartenſaal ſerviert. La Feira bot den beiden Herren große Importen aus goldpapierüberladenen Kiſten an und ſchenkte den Schnaps ein. Von der Wieſe kam der feine Geruch der Oktoberfeuchtigkeit, und von dem fernen, anderen Elbufer grüßten die erſten Lichter aus den Fiſcherhäuſern.

„Sie ſind ſtill geworden, Herr von Schwochau," ſagte Inez nach einiger Zeit, während ſie mit dem kleinen Silberlöffel den Kaffee umrührte.

Der Attaché nickte. „Es iſt reichlich unhöflich, muß ich zugeben. Aber etwas derartig vollkommen Schönes wie der La Feiraſche Park löſt ja, wenn man es nur ſelten ſieht, die tiefſten Gedanken in uns aus. Und Sie ſind auch höchſt perſönlich daran Schuld, daß ich hier ſtill für mich hingegrübelt habe."

„Wieſo?"

„Ihr Bonmot, das Sie mir geſtern in der Oper zuwarfen . . ."

„Aha."

„Sie wiſſen: Don Juan im Frack!"

„Ich weiß. Es geſchah ganz bewußt und überlegt." —

Dürow und La Feira ſtanden am Nebentiſch über einen großen Atlas gebeugt. „Sehen Sie, hier iſt die Provinz Tarapaca. Die produziert jährlich etwa dreißig Millionen Zentner Salpeter. Sehen Sie, da werde ich zu kaufen verſuchen. Ich perſönlich."

„Sie werden ſelbſt hinüberfahren?“ fragte Dürow erſtaunt.

„Sonſt koſtet Sie die Sache das Doppelte.“ La Feira drehte ſeine Importe langſam um und muſterte mit Andacht den weißen Brand der Zigarre. Wie der Hund poſiert, dachte Dürow, aber ein fixer Kerl iſt er doch.

„Haben Sie Vollmacht, die Kreditbriefe auszuſtellen,“ erkundigte ſich La Feira, und griff nach der Chartreuſeflaſche.

„Ja. Ich werde Ihnen zunächſt einen Kredit von einer Million einräumen. Ich denke, daß Sie damit weiterkommen werden.“

La Feira ſchüttelte den Kopf. „Bitte verfallen Sie nicht in den Fehler der Amateurkaufleute. W e n n man einmal Kredite einräumt, muß man ſie auch ſofort im ganzen Umfange einräumen. Ich bitte gegen entſprechende Sicherung um mindeſtens drei Millionen. Unter dem iſt nichts vernünftiges zu haben. Wenn ich für eine Million Minderwertiges kaufe, und dann für die nächſte Million wieder, and so on, damit iſt Ihnen doch nicht gedient. Ich denke, daß Sie auf mindeſtens drei Millionen gerechnet haben.“

„Darauf haben wir allerdings gerechnet, und der Genoſſenſchaft ſtehen dementſprechende Mittel zur Verfügung. Uns iſt es recht. Ich werde Ihnen ausreichende Kreditbriefe ausſtellen.“

„Ich brauche noch etwas.“

„Bitte.“

„Wollen Sie mir durch den Geſandten etwa hundert Kronenorden, fünfzig rote Adlerorden und ein paar höhere Dekorationen aushändigen laſſen.“

„Wa . . . .?“ Dürow kam zum erſten Mal ein wenig aus der Faſſung.

Der Chilene lachte. „Nein, Verehrteſter, ich will nicht etwa nebenbei noch einen ſchwunghaften Ordenshandel treiben. Aber ich brauche das Zeug. Es gibt ſogar in Chile Menſchen, denen man das Trinkgeld nicht in Währungsform in die Hand drücken darf.“

Nun lachte auch der Kammerherr. „Und da wollen Sie immer ſo — fft — fft — hier 'n Piepvogel, da 'n Piepvogel? . . .“

„Selbſtredend.“

„Mein verehrteſter Herr de la Feira, das geht nicht. Es iſt das Vorrecht des Königs, Orden zu verleihen. Man kann Ihnen doch keine Blankopatente geben.“

„Was brauche ich Patente? Die Kreuze will ich haben.“

„Die können Sie ja in jedem Laden kaufen. Aber ohne königliche Ernennung haben die Dinger keine Bedeutung.“

„Und können Sie mir nicht die blanko unterſchriebenen Patente dazu beſorgen? Ich möchte die Dinger ungern aus eigener Gnade verleihen.“ La Feira ging nervös auf und ab.

„Beſorgen? Das iſt ausgeſchloſſen.“

„Dann koſtet Sie der Kram vermutlich eine Million mehr.“

Inzwiſchen waren Schwochau und Inez die Treppe zum Oleanderweg hinab geſtiegen, und als La Feira ſich auf die Brüſtung ſetzte, rief ihm ſeine Frau zu:

„Wir wollen die Papageien füttern. Kommt Ihr nicht mit?“

„Wir haben noch einiges zu bereden, Kind. Geht nur. Wir kommen vielleicht ſpäter nach.“

So gingen Inez und Schwochau durch die Oleandergänge, zwiſchen den hohen, gelben Lindenhecken in die Papageienallee. La Feira hatte eine ausgeſprochene Vorliebe für bunte, exotiſche Vögel. Er hatte vor dem Wohnhaus die Papageienallee angelegt, die einen unſagbar ſchönen Anblick bot. Es hatte etwas merkwürdiges, geheimnisvolles, wenn dieſer ſonderbare Gewaltmenſch nach Tiſch von einem goldenen Ring zum andern ging und die ſchönen, bunten Vögel fütterte. Er hatte ihnen deutſche und ſpaniſche Worte beigebracht, obſzöne Lieder und dumme Redensarten. Als Inez und Schwochau den farbenprächtigen Gang betraten, erſchrak der Attaché faſt über das unerwartete Bild. Die aufſteigende Dämmerung faßte dieſes Farbengewirr in einen bunten Ton zuſammen. Alle dieſe tropiſchen, edelſteinartigen, entgegengeſetzten Lichter wurden von der ſinkenden, norddeutſchen Oktober-

ſonne zu einer einzigen Farbenharmonie vereint. Inez löſte von dem erſten goldenen Ring einen Arra, ein wundervolles, maleriſches Tier mit langen, wiegenden Schwanzfedern, und nahm es auf den Zeigefinger.

„Das iſt Kardinal Bembo. Hagenbeck hat ihn meinem Mann geſchenkt.“

„Ein Märchen.“

„Das hier iſt auch ein ſchönes Tier,“ rief Schwochau und zeigte auf einen goldig glänzenden Sittig.

Inez ſchüttelte den Kopf. „Der iſt nicht mein Freund,“ ſagte ſie in einem faſt kindlichen Ton aufrichtiger Abneigung und beobachtete, wie der Vogel nach ihren Diamantringen hackte.

„Warum nicht?“

„Er heißt Theodor Kalbfleiſch. Mein Mann hat ihn nach meinem Vater ſo genannt. Er glaubte, mir damit einen Gefallen zu erweiſen, und er hatte nicht Kultur genug, um die Groteske zu erkennen, ein ſo ſchönes Tier „Theodor Kalbfleiſch“ zu nennen,“ entgegnete ſie und ſtieß mit der Spitze ihres Schuhes einen kleinen Kieſel hin und her.

Der Attaché war ein wenig peinlich berührt. Kardinal Bembo war inzwiſchen unruhig geworden, und Inez hatte ihn dem Gärtner überreicht, der die Tiere für die Nacht in das Wärmhaus bringen mußte.

Schwochau erſtaunte beinahe, als die Dame ſich

plötzlich zu ihm wandte und ihn ruhig mit einem kleinen Lächeln fragte: „Nicht wahr, Sie verstehen meine Abneigung gegen den armen Papagei nicht? Sie finden mich vielleicht sogar geschmacklos. Nicht? Das ist mehr als ich erwarten konnte. Denn ich neige selbst dazu, mich jetzt dafür zu halten. Aber Sie, Herr von Schwochau, können die Tragödie eines solchen Namens kaum verstehen. Ich habe sehr darunter gelitten. Ich war jung, hübsch und ging zum ersten Male in Baden-Baden aus. In Hamburg hätte es nichts geschadet. Da haben die Menschen die merkwürdigsten Namen. Aber dort unten in der „wirklich guten" Gesellschaft! „Stellen Sie mich doch bitte der reizenden Dame vor." — „Fräulein Kalbfleisch!" Ich war den Herren dankbar, wenn sie mir nicht direkt ins Gesicht lachten. Und dazu hatte mein Vater noch den Geschmack gehabt, weil er zwei Jahre in Chile gelebt hat, mich „Inez" zu nennen. Inez Kalbfleisch, das war mein Fluch. Ich hörte es auf der Straße hinter mir herschreien; es klang aus allen Fenstern; alle Spiegel schrieen es in den beleuchteten Sälen, und jeder Walzer klang nur auf den Text: Inez Kalbfleisch. Ich zitterte in dem Gedanken, daß mich jemand nach meinem Namen fragen könnte, wie das eine Jahr in der Schule, wo sie auf mich ein Gedicht gemacht hatten."

„Kindergemeinheit," murmelte Schwochau.

„Ich hatte nie gewagt, meinem Vater meinen

Kummer zu klagen. Er hätte mich nicht verſtanden und hätte gepoltert, daß ich den lieben Gott auf den Knien danken könnte, daß ich die Tochter von Kalbfleiſch & Düwel ſei."

Schwochau konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

Inez hatte es doch bemerkt. „Ja, von Kalbfleiſch & Düwel, ſo hätte er geſagt." — —

„Ihr Herr Gemahl iſt nicht aus Hamburg?" fragte Schwochau nach einiger Zeit, um die Stille, die eingetreten war, zu unterbrechen.

„Nein, aus Chile."

„Aber der Herr Vater iſt doch . . ."

„In Firma Kalbfleiſch & Düwel."

„O ja, gewiß, ich kenne ſie ſehr gut. Import und Export."

Inez nickte. „Und woher kennen Sie Herrn de la Feira," meinte der Attaché nach kurzer Pauſe. Er fühlte, daß die Dame an ſeiner Seite jetzt imſtande war, von ſich ſelbſt zu ſprechen. In wenigen Minuten würde vielleicht die Anwandlung verflogen ſein. Und halblaut fragte er noch einmal: „Woher kennen Sie La Feira?"

Inez antwortete wie im Traum: „Eines Tages kam Vaters alter Bekannter, Carlos de la Feira de Gomez y Colon, zu uns. Er war jünger und noch nicht ſo dick wie heute. Bei Tiſch ſprachen die Herren über rein geſchäftliche Dinge. Ich ſaß La Feira gegenüber und dachte nur: Was für einen

koſtbaren Namen er hat. Carlos de la Feira de Gomez y Colon. Das klang wie ein Gedicht. So könnte der Cid geheißen haben. Und ganz unbewußt, aus Gewohnheit, aus Sehnſucht, ſtellte ich meinen Namen mit dem ſeinen zuſammen: Inez de la Feira de Gomez y Colon. Das ließ mich nicht los. Es verfolgte mich wie eine Melodie, ein Operettenſchlager. Ich ſprach es des Nachts vor mich hin, und die Walzer ſangen jetzt alle Inez de la Feira de Gomez y Colon. La Feira war reizend zu mir. Und er hieß eben .... Er machte mir den Hof .... Ich ließ es mir gern gefallen. Als er dann ſchließlich nähere geſchäftliche Fühlung mit Papa haben wollte, da erklärte er mir, daß er mich liebe. Was übrigens wahr ſein konnte. Ich nahm die Erklärung entgegen, denn er hieß de la Feira de Gomez y Colon. Sehen Sie: ſo jung war ich. Ich hatte noch die rein äſthetiſche Weltauffaſſung des Entwicklungsalters. Das Leben war mir, eine leidlich gute Behandlung vorausgeſetzt,, nur — ein Name.“ Plötzlich blieb ſie ſtehen. „Aber ich muß Sie ſehr um Verzeihung bitten, Eſſen macht geſprächig. Was kann Sie die Geſchichte der Papageienallee intereſſieren. Kommen Sie, wir wollen durch den Park ſchlendern.“

Dieſe exploſive, faſt prononzierende Offenheit ſeiner Nachbarin ließ in Schwochau ein merkwürdiges Gefühl des Nahegerücktſeins zurück. Schließlich hatte er ſie aber doch nur ganz kurz geſehen, und ſie

ſagte ihm am erſten Abend des näheren Zuſammenſeins, daß ſie ihren Mann geheiratet habe, weil er einen wohlklingenden Namen trug. Das iſt denn doch ein reichlich ſtarker Überſeetyp, dachte er; aber im Grunde glaubte er es ſich ſelbſt nicht recht. Jedenfalls war ſie ſehr begehrenswert. Wie ſie dahinſchritt, wie die Schleppe hinter ihrem Kleide herrauſchte und durch das trockene Laub raſchelte — das war doch keine „Überſeeerin", das war doch eine große Dame. Etwas, was man in Hamburg nicht allzu häufig findet.

Inez ſchlug den Weg zum kleinen, japaniſchen Pavillon ein, der hoch über der Elbe liegt. Sie liebte das bunte, reizende Gartenhaus mit den alten Lackmalereien und der Papiertapete von Hokuſai. Dort waren nicht die gewöhnlichen japaniſchen Scheußlichkeiten aufgehäuft, ſondern es war ein harmoniſcher, feinkomponierter Raum, in dem man träumen konnte von Kirſchblüten, Iris und dem ſcharfen, ſchneeigen Fudji.

Warum habe ich ihm das heute alles geſagt, fragte ſie ſich. Sie hatte ſich doch hundert Mal im Zug gehabt und niemandem ausgeplaudert, warum ſie den Goldſittig nicht möchte. Sie hatte die Empfindung, als ob es Sinnlichkeit geweſen ſei, eine plötzlich aus tiefſter Tiefe hervorbrechende Sinnlichkeit, die ſie zwang, irgend etwas zu tun, etwas Abſonderliches, was niemand verſtehen konnte und was verletzen mußte. Deshalb hatte

ſie dem Attaché dieſe ganze Geſchichte erzählt, weil ſie das Bedürfnis hate, ihn zu erſtaunen, zu verblüffen, zu entſetzen.

In Schwochau, deſſen Geiſt ſich auch während dieſer Unterhaltung immer weiter mit Ellen Brinckhoff beſchäftigte, konnte die Erzählung nur ein Begehren auslöſen. Er fühlte ſich der ſchönen Frau nahe; ſie erzählte ihm ihre Tragödie, die Tragödie der Senſitiven. Und es packte ihn wieder zu erobern, zu beſitzen. Er war wie einer der Kaufleute, die ſich ein Stück von dem ungeheueren Welthandel und eine Villa an der Elbe erkämpfen wollten. Wäre er Chef eines großen Exporthauſes geweſen, dann würde er genau dieſelben Reizungen dadurch gehabt haben, wenn er allein Oſtaſien mit deutſchen Weinen oder die mexikaniſchen Kupferbergwerke mit Kohlen verſehen konnte.

Von der Elbe klang das Schreien und Stöhnen der Bagger durch die Nacht. Die gewaltigen, ſchwarzen Dreiecke, dir dort auf dem Strome ſchwammen und die Fahrtrinne freihalten mußten, kreiſchten in hell-tieriſchen Tönen. Die eiſernen Ketten raſſelten und quietſchten, ſodaß man die Empfindung hatte, als ob tief da unten ein paar Giganten irrſinnig geworden und gefeſſelt ſeien und jetzt in Verzweiflung brüllten. Schwochau erkannte die leiſe Bewegung der Eimer auf dem Rücken der Bagger; er ſah die Schuten, die neben den Untieren lagen, und die mit Schlamm und

Schmutz beladen in die Dunkelheit hinausgeſchleppt wurden. Inez hatte inzwiſchen den Pavillon geöffnet und das elektriſche Licht entzündet. Sie gingen an den Tapeten des Hokuſai vorüber und traten auf den Balkon hinaus, der hoch über der Elbe lag.

Dieſe weite, ab und zu von Lichtern unterbrochene Dunkelheit war die Elbe. Alles Leben, das auf ihr und an ihren Ufern herrſchte, war nur in den Lichtern zu erkennen. Drüben glänzten die Lampen aus den Fiſcherhäuſern von Finkenwerder; in der Fahrtlinie des Stromes blinkten die Feuer, und zuweilen ſchlichen zwei rot und grüne Lampen, über denen ein hohes Licht ſtrahlte, durch die Tiefe: ſie gehörten den Schiffen, die mit Kohlen von England kamen oder mit Holz von Schweden. Ganz fern flimmerte ein breiter Feuerſchein, mit vielen kleinen, kaum mehr erkennbaren Lichtern. Das war der Hafen. Durch das Gekreiſch der Bagger hindurch war jene feine Begleitung zu hören, die nie verſtummt: Schiffsverkehr, Hämmern, Pfeifen, Schreien, Keuchen von Dampfern. Aber hier auf der Terraſſe des Gartenhauſes mit den Tapeten des Hokuſai klang ſie wie leichtes Seidenrauſchen, wie das Kniſtern der Jupons in den Feſtſälen der reichen Kaufherren.

„So weit ſind die Hafenanlagen ſchon hergekrochen," ſagte Inez leiſe, und wies auf das rieſige Helgengerüſt des Vulkans, das wie das Skelett

eines fürchterlichen Seeungeheuers ſich dunkel gegen den hellen Lichtſtreifen des Hafens abhob. „Bald wird auch da drüben alles Hafen ſein — es geht ja immer weiter. Da hinten liegt der Köhlbrand, das dort iſt das neue Hafengebiet auf Waltershof. Immer weiter wird das Ungeheuer Hafen kriechen. Es iſt eine giftige Qualle, die unter dem Sonnenlicht der Ziviliſation ausläuft und das Land verpeſtet. Die Narren von heute nennen ſie im Verein mit Luftſchiffen und Fliegern Kultur. Bald werden wir hier nicht mehr auf Fiſcherdörfer, ſondern auf Docks ſehen — und unſer Park wird vielleicht parzelliert werden; hier, wo das Hokuſaiſche Gartenhaus ſteht, würde beiſpielsweiſe ein entzückender Platz für ein Bierreſtaurant ſein. Als Triumph der Kultur. Die Stadt rückt an.“ —

Ihr weißer, runder Arm mit dem ſchönen, ebenmäßigen Handanſatz und den Händen, die gewiß ſo unſagbar wohltuend ſtreicheln konnten, lag auf der Brüſtung des Balkons. Im Hirn des Attachés bewirkte der Arm Reize, die wieder Vorſtellungen auslöſten und ſich zu Bildern formten. Er ſah dieſes Menſchenkind die breite Treppe zu ſeiner Wohnung hinaufſteigen; ſah, wie ſein ſchwarzer Diener die Tür hinter ihr ſchloß und fühlte, wie ſie an ſeinem Halſe lag, wie ihr Körper an dem ſeinen flatterte, wie ſich ihre Begier in ihrem Widerſtand zeigte .....

„Wie denken Sie ſich die Zukunft dieſer Stadt?“

fragte Schwochau nach einiger Zeit, eigentlich nur, um etwas zu fragen, denn er ſchüttelte die gierigen Gedanken wie eine Scheußlichkeit von ſich ab, aber er fing ſie doch wieder von neuem ein. Inez de la Feira warf einen ganz kleinen, boshaften Blick auf ihn. Als ſie ſah, daß er eigentlich nur ſprach, um etwas zu reden, durchzuckte ſie ein Gedanke. Sie nahm eine ganz ernſte Miene an und ſagte:

„In Zukunft wird man kein Gebiet mehr von Preußen kaufen. Man wird auf dem ſchmalen Hamburger Gebiet eine einzige rieſige Steinpyramide errichten. Ein weiter Tunnel, der durch die Mitte des Pyramidenfußes führt, das iſt der Hafen. Da liegen alle Schiffe, da ſpielt ſich das Leben ab, das Sie jetzt dort drüben ahnen. Und über dem Hafen liegt dann genau die Spitze der Pyramide, die ein enormer Steinkoloß mit zahlloſen Etagen und Gängen iſt. Im höchſten Teil der Pyramide liegen die Geſchäftshäuſer und Speicher, und große Aufzüge bringen die Waren direkt von den Schiffen, aus dem Kellerhafen, in die Lagerräume; hoch oben in die höchſten Höhen, in das Geſchäftsviertel. Dort werden ſie von Luftſchiffen abgeholt und ins Land gebracht. Auf der Spitze der Pyramide liegt die Börſe. Wenn Börſenzeit iſt, dann eilen die Beſucher auf hunderten von Aufzügen der Spitze zu. Die mittleren Terraſſen ſtellen das heutige Harveſtehude und Pöſeldorf, alſo den jetzigen erſten Ring um die Alt-

ſtadt dar. Dort wird es Parks, Kirchen, elegante Villen und Fahrwege geben, trotzdem die Aufzüge und Terraſſenbahnen die letzteren eigentlich unnötig machen. In den unterſten und breiteſten Terraſſen wohnen die Arbeiter und die Hafenleute, alles das, was auch jetzt an der Peripherie der Stadt lebt. Nun iſt dieſe ganze Pyramide natürlich von Tauſenden von Straßengängen durchſchnitten, die mit Luft und Tageslicht durch enorme Anlagen verſehen werden, ſodaß es ſich ebenſo gut im Kern der Pyramide wohnt, wie am Rande. Das ganze iſt alſo eine ins ungeheure geſteigerte Verwendung des Bodens: die Pyramidenſtadt. Das Flächenareal des heutigen Stadtgebietes iſt durch den Pyramidenaufbau verzehnfacht. Hamburg wird das Wunder des Nordens ſein, das Denkmal ſeiner ſelbſt. Nur," ſo ſchloß ſie mit einem kleinen Lachen, das die ganze phantaſtiſche Bosheit dieſes Projektes beleuchtete, „die Innenalſter und die angrenzenden Straßen bis zum Holſtenplatz werden in der heutigen Form erhalten. Das iſt dann der Hamburger Naturſchutzpark."

Die Worte, die erſt ein wenig leicht geklungen hatten, ſo daß er anfangs nicht wußte, wo ſie hinaus wollte, überraſchten Schwochau durch ihre phantaſtiſche Großartigkeit und Konſequenz. Gewiß, Inez glaubte ebenſo wenig an eine Verwirklichung ihres Planes wie er; aber wie logiſch, bei aller Phantaſie, wie abſolut klar war das aufgebaut!

Es war eine Umkehrung der Danteſchen Hölle. Wie kühn waren die letzten Folgerungen gezogen, wie waren die Bodennot des Kleinſtaates und die Scheelſucht des benachbarten Großſtaates parodiert! Er ſah die merkwürdige Frau an und fragte: „Wie kommen Sie auf ſolche Ideen?“ — „Das weiß ich nicht,“ entgegnete ſie. — „Haben Sie die göttliche Komödie geleſen?“ — „Nein. Ich habe mir das neulich nachts einmal ausgedacht. Aber kommen Sie, wir müſſen langſam zurückgehen.“

Immer wieder fragte ſich Schwochau, ob ihr beſonderer Reiz in ihrer Schönheit oder in ihrem Weſen läge. Er ſah ſie durch die Dunkelheit ſchreiten, einen lichten Streif in dem Dämmern des Parkes. Er fühlte, wie durch dieſe merkwürdige Verbindung, die geſtern im Theater hergeſtellt war, jetzt ein Strom glitt, der ihn, der viele Frauen erlebt hatte, doch zittern machte. Er wagte nicht, in der Dunkelheit ihre Hand mit der ſeinen zu ſtreifen; er empfand das als banal. So gingen ſie beide nebeneinander her. Von ferne rauſchte der Hafen, die Bagger ſchrieen unten auf der Elbe, und das weiße Kleid der ſchönen Inez wühlte die trockenen Blätter auf.

Ehe ſie in das Gartenzimmer zurückkehrten, fragte Schwochau ruhig: „Darf ich Sie gelegentlich wieder aufſuchen?“

Sie blieb ſtehen: „Gern, Herr von Schwochau. Ich habe jeden Donnerstag meinen Empfangstag.“

Er fühlte die Zurückweiſung, aber ſie kränkte ihn nicht; er hatte ſie ſogar ganz im Inneren erhofft.

Dürow und La Feira ſaßen an dem runden Tiſch des Gartenzimmers, als der Attaché und Inez zurückkamen. Die beiden Herren waren ſich einig geworden, und La Feira ſagte flüchtig zu ſeiner Frau: „Übrigens, ich reiſe Ende nächſter Woche mit der Cap Blanco auf zwei bis drei Monate nach drüben.“

„Schön.“

Als die Gäſte kurz vor Mitternacht in das Auto ſtiegen, ſagte Inez freundlich zu Schwochau: „Auf Wiederſehen.“ Und wieder gab ſie ihm die Hand, ohne den leiſeſten, auffordernden Druck. Schwochau fühlte, daß es unrecht ſei, auch nur in der geringſten Weiſe zudringlich zu werden, und ſo berührte er die Hand nur flüchtig mit den Lippen. Das Auto brachte dann in kurzer Zeit die Herren ins Atlantic-Hotel, wo ſie bis ſpät in der Nacht zu Ehren des Erfolges ſchweren Rotwein tranken.

V.

Kapitän Büſch von der Segler-Aktiengeſellſchaft verſuchte im Erdgeſchoß des Dovenhofes mehrere Male vergeblich, in den ſtändig gehenden Paternoſteraufzug zu ſpringen, um zu dem Brinckhoffſchen Kontor hinaufzufahren. Der Dezemberwind pfiff wie hohnlachend von draußen durch die Glastür, wenn der Kapitän immer wieder verſuchte, mit dem rechten Bein auf die langſam vorbeigleitenden Platten des Aufzuges zu ſteigen, ſich aber mit der rechten Hand ſo krampfhaft an dem Meſſinggriff feſthielt, daß ein Förderraum nach dem anderen an ihm vorüberfuhr. „Verfluchten Dreck," murmelte er, „weshalb gehe ich auch nicht die Treppe?" Er ließ nach dieſer Betrachtung den Paternoſteraufzug ruhig weiter gehen, nannte ſich „einen alten Schafskopf" und ſtieg langſam die Stufen zum Brinckhoffſchen Kontor hinauf, während die graue Nebeldämmerung die Uhr, die bereits die elfte Stunde zeigte, Lügen zu ſtrafen ſuchte.

Als er die Kontortür öffnete, tönte ihm ſchon wie Infanteriefeuer das Knattern der Schreib-

maſchinen entgegen. Er ſah in einem großen Raum etwa dreißig junge Leute an den Pulten ſich einander gegenüber ſitzen, während grüne, elektriſche Lampen an langen Drähten gleich fremden, tropiſchen Blumen, zwiſchen ihnen hingen und ihr Licht über die Pulte ausbreiteten. Der junge Mann, der der Tür am nächſten ſaß, hob den Kopf nur ein wenig; als er aber den Kapitän erkannte, ſtieg er eilends von ſeinem Stuhl herunter, kam auf Herrn Büſch zu und ſagte verbindlich: „Freut mich ſehr, Herr Kapitän. Bitte, ich werde Sie gleich bei Herrn Reimers anmelden. Herr Clauſſen iſt leider nicht da.“ Kapitän Büſch nickte und ſtrich ſich mit dem Daumen und Zeigefinger der Linken über das Kinn, um zu prüfen, ob er auch gut genug raſiert ſei. Trotzdem es bedenklich unter den Fingern knackte und raſchelte, nickte der Kapitän befriedigt; er gab dann Herrn Reimers, dem zweiten Prokuriſten, der aus ſeinem Zimmer heraus kam, die Hand und ſagte: „Na, Herr Reimers, nu ſoll ich all wieder los?“ Herr Reimers nickte. „Geht nicht anders, Kapitän. Sie ſind ja diesmal auch mit einem Paſſagierdampfer von drüben zurückgekommen. Da hat Ihnen der Wind wohl ordentlich gefehlt?“ — Kapitän Büſch lachte. „Mir is recht. Das iſt ja mein Geſchäft.“ — „Na alſo,“ nickte Herr Reimers, „wer ſoll wohl die Tarapaca führen, wenn Sie nicht? Und zur Salpeterſaiſon müſſen wir ſie drüben haben. Es iſt ſo wie ſo ſchon ſpät.

Auf der Hinfahrt haben wir ja Kohlen, wie immer, für die Bergwerke in Mexiko.“ Kapitän Büſch nickte wieder und ſagte: „Die Kohlen für die Weſtküſte ſind all ein. Und mit den Konnoſſements und den anderen Papieren, das machen wir wohl nachher. Aber ich will man erſt mal bei Herrn Brinckhoff vorſprechen.“

Der Prokuriſt ſchickte einen jungen Mann zu Herrn Brinckhoff in das Privatkontor und unterhielt ſich indeſſen mit dem Kapitän. Der ganze, große Verwaltungsbetrieb der Segler-Aktiengeſellſchaft, einer Flotte von ſechs Seglern und einem Dampfer, wurde von Henry Brinckhoff, Herrn Reimers und einem Inſpektor erledigt. Darauf war Herr Reimers beſonders ſtolz: „Denken Sie mal, Kapitän, wenn wir nun Dampf hätten! Unter hundert Leuten könnten wir es doch nicht machen.“ Der Angeredete nickte. „Is wohl beſſer ſo. Bei ſo'n Betrieb kommt man nur bei ſo junge Snöſels, die von nix was wiſſen und alles verſtehen wollen. Ich mag nicht, wenn man in'n Betrieb nich mit'n Chef reden kann.“

Henry Brinckhoff hatte nur ein wenig genickt, als der junge Mann den Kapitän Büſch gemeldet hatte. Er war mit dem Jahresabſchluß beſchäftigt und verglich bei dem Licht der Stehlampe den diesjährigen Abſchluß mit denen der letzten Jahre. Seit Jahren war der Abſatz des Salpeters geſtiegen. Er hatte gewandte Kontrakte mit dem Londoner Syndikat ge-

ſchloſſen; fünfzig Mark per Tonne, auf vier Jahre; jährlich einhundertzwanzigtauſend Tons. Nun war freilich geſtern die Mitteilung gekommen, daß La Feira vier Pampas für die Agrargenoſſenſchaft erworben hatte. Aber von dieſer Seite drohte keine Gefahr. Eine Genoſſenſchaft, die mit ſo geringen Mitteln arbeitete, konnte doch nicht ſo billig liefern wie er. Was waren außerdem vier Pampas! Du lieber Gott.

Er beſchloß aber, den Kapitän Büſch, der im Auftrage Brinckhoffs mit den chileniſchen Werften verhandelt hatte, und der vor einigen Tagen zurückgekommen war, doch einmal zu fragen, ob er etwas von dieſem Unternehmen gehört hätte. Er begrüßte den Kapitän ſehr herzlich, bot ihm einen Platz an und ſprach mit ihm über die bevorſtehende Ausreiſe. Nach einiger Zeit begann er, wie nebenſächlich: „Sagen Sie mal, Herr Kapitän, haben Sie da drüben was von den La Feiraſchen Ankäufen gehört?“ Büſch lachte. „Das is 'n alter Swindler, Herr Brinckhoff. Er hat alle Leute Ordens verliehen und hat wohl auch 'n paar elende Strecken Land gekauft. Aber ſie ſagten alle, daß die ihr Geld los wären, die es dem Kerl gegeben hätten.“ — „So, ſo. Und wiſſen Sie wohl, ob für andere Gebiete noch Konzeſſionen von der Regierung für Salpeterpampas zu bekommen ſind? Könnte er die wohl kriegen?“ — „Abſolut ausgeſchloſſen, Herr Brinckhoff. Die Regierung iſt durch flaue Kunden um ihre Abgaben gekommen. Nu gibt ſie für das erſte überhaupt keine Kon-

zeſſionen mehr. Es iſt gar nicht möglich, daß er was bekömmt."

Henry Brinckhoff nickte befriedigt vor ſich hin. „Ich danke Ihnen, Kapitän. Gute Überfahrt. Ich muß jetzt zur Handelskammer. Herr Reimers wird mit Ihnen frühſtücken." Brinckhoff ſtand auf, gab dem Kapitän die lange, magere Hand und nickte ihm noch freundlich zu, als Büſch das Zimmer verließ. Dann zog Henry Brinckhoff ſeinen Pelz an, ſetzte den Zylinder auf und verließ durch einen Nebenausgang das Privatkontor, um den täglichen Weg des großen Hamburger Kaufmannes zu beginnen.

Auf der Straße lag noch immer der trübe Hamburger Dezembernebel. Durch die graue Luft leuchtete das lackierte Brinckhoffſche Coupé, und der Kutſcher, der mit den unruhigen Pferden auf und abgefahren war, fuhr an die Straßenſchwelle heran, als Henry Brinckhoff aus dem Dovenhof trat. Brinckhoff zog ſich die Handſchuhe an; er grüßte den Kutſcher kurz, ſtieg ein, und dann rollte das Geſpann durch die Brandstwiete und die Rathausſtraße am Rathaus vorbei und hielt am Seitenaufgang des Börſengebäudes neben dem Wachportal. Brinckhoff verließ den Wagen, ſtieg die enge Treppe hinauf, ging ein paar Schritte über den oberen Wandelgang der Börſe und betrat durch ein Vorzimmer den Sitzungsſaal der Handelskammer.

In dem mittelgroßen Saal, deſſen drei Fenſter auf den Altenwall hinausgehen, ſaßen etwa zwanzig

Kaufleute an dem langgeſtreckten, hufeiſenförmigen Sitzungstiſch. Verſchiedene der Herren nickten ihm zu; wieder andere ſahen oſtentativ bei Seite oder grüßten kühl und zurückhaltend. Das war ihm gleichgültig. Er wußte, daß ſeine Strenge und ſeine kaufmänniſche Ehrenhaftigkeit nicht nach jedermanns Geſchmack waren: er hatte aber ſeinen Standpunkt mit nicht mißzuverſtehender Deutlichkeit erſt vor Kurzem wieder feſtgelegt, als nach dem Tode eines Mitgliedes eine große Propaganda in der Handelskammer einſetzte, um Herrn de la Feira zum Mitglied zu machen. Dieſe Bemühungen ſcheiterten an ſeiner ſtrikten Erklärung, daß er mit Herrn de la Feira nicht an einem Tiſche ſitzen wolle.

Als er ſeinen Platz nicht zu weit vom oberen Ende des Tiſches, wohin er im Laufe der Jahre gerutſcht war, eingenommen hatte, fiel ſein Blick auf das Konvolut von Druckſachen, das vor ihm lag. Es war der Jahresbericht der Handelskammer, und er vertiefte ſich mit Intereſſe in dieſe Aufſtellung. Ab und zu hörte er dem Vortrag des Sekretärs zu, um dann gleich wieder in die Druckſachen hineinzuſehen. Dann hob er den Kopf von Zeit zu Zeit wieder; er glitt mit den Augen über den ſchweren, drückenden Goldrahmen des ſchlechten, rieſigen Kaiſerbildes, das an der Seitenwand hing. Angeſpannter horchte er aber den Worten des Sekretärs, als dieſer vom Salpeter zu ſprechen begann. Plötzlich ſagte der Beamte mit ſeiner klaren, feſten Stimme:

„Wir haben ja hier einen der Salpeterintereſſenten. Es ſind Gerüchte aufgekommen, daß ſich eine Genoſſenſchaft gebildet habe, die mit großen Mitteln ausgerüſtet iſt und gegen die Monopoliſierung des Salpeters angehen will. Iſt Herrn Brinckhoff vielleicht etwas davon bekannt?“ Brinckhoff ſah vor ſich hin und ſetzte ſich in dem Mahagoniſtuhl ein wenig zur Seite. Er dachte in dieſem Augenblick an ſein Verſprechen, über die Angelegenheit zu ſchweigen. Dieſe Anfrage machte ihn aber doch ein wenig nervös. Er neigte den Oberkörper hin und her, ſtrich über den weichen, blonden Schnurrbart und ſagte langſam und ſtockend, wie er immer ſprach, wenn mehrere Leute auf ihn hörten: „Es iſt zwar richtig, daß einzelne Pampas von der Genoſſenſchaft aufgekauft ſind. Aber es iſt völlig ausgeſchloſſen, eine Breſche in das Syndikat zu legen. Dieſe Verſuche mit unzureichenden Mitteln wiederholen ſich jedes Jahr; und jedes folgende Jahr ſcheitern ſie. Derartigen Unternehmungen ſollte man möglichſt gar keine Beachtung zuteil werden laſſen.“

Brinckhoff erſchrak faſt, als derjenige Herr, der ſeinerzeit die Aufnahme La Feiras in die Handelskammer ſo lebhaft betrieben hatte, ihn anſah und boshaft lächelte. Da ihm dieſes andauernde Lächeln unangenehm wurde und die Sitzung dem Ende zuging, zog er die Uhr und verließ mit einem zurückhaltenden, kurzen Gruß den Sitzungsſaal.

Als er über die obere Innengalerie der Börſe

ging, um über eine Seitentreppe in den Börſenraum hinunter zu ſteigen, brandete das Geſchrei und Gebrüll der Fondsbörſe zu ihm hinauf. Er ſah Leute, die Papiere in der Fauſt hielten und irgend einen Namen ausſchrieen. Dieſe Leute wurden dann von einer Anzahl anderer umringt, und das Geſchrei vervierfachte ſich. So bildeten ſich in dem Gewühl da unten ſehr raſch dichte Zentren, ſo daß die weißen, regelmäßigen Fußbodenlinien an den leeren Stellen aus dieſem Gewirr herauslugten. Als Brinckhoff in dem anderen Raum der Börſe angelangt war und ſich zu ſeinem Stande an einem der Seitenpfeiler drängen wollte, kam Herr Reimers ihm entgegen und ſtellte ihm den ruſſiſchen Agenten Legidoff vor.

Legidoff hatte krauſe, ſchwarze Haare, einen unreinen Teint und vom fortdauernden Zigarettenrauchen gelb gefärbte Fingerſpitzen. Er ſprach ſofort mit haſtigen Worten auf Brinckhoff ein und pries mit ſchweren Lauten, die denen der Papageien nicht unähnlich waren, die Ausſichten des Salpeterhandels in Rußland.

„Einfuhrzölle werden fallen in Rußland, ganz ſicher werden fallen. Rußland will Kultur, weſteuropäiſche Kultur. Will freie Bauern, die ihren Acker bebauen. Und was Regierung will, Salpeter aus Südrußland, iſt Unſinn, Schwindel. Iſt nur e i n e Firma, die Sand als Salpeter verkauft, ja.

Wird in nächſter Zeit in Duma zur Sprache kommen."

Brinckhoff ſah den jungen Menſchen an. Einen Augenblick durchzuckte ihn der Gedanke, ob dieſer Jüngling nicht ein Phantaſt ſei, ein Schwärmer, einer von denen, die weſteuropäiſche Unmöglichkeiten in Rußland möglich machen wollen.

„Woher wiſſen Sie das?" fragte er.

„Mein Onkel iſt Mitglied der Duma. Der hat geſagt. Ja. Und Petroff und Sohn, die einzigen Salpeterimporteure, haben auch geſagt. Ja."

„Petroff und Sohn?" Brinckhoff horchte auf. Das waren ſeine Abnehmer. „Hören Sie mal, das intereſſiert mich ſehr."

In ſeinem Geiſte ſah er ſchon ſeine Segler nach Libau und in den Amur fahren; er ſah ſich als Herrſcher des ganzen ruſſiſchen Salpeterhandels. So dankte er denn dem jungen Legidoff, der ſich tief verbeugte und immer wieder ſeine Anhänglichkeit beteuerte, bat ihn um fortlaufende Berichte und ging, da die Börſe doch bereits abflaute, durch einen Seitengang auf den Altenwall und weiter über den Rathausmarkt in die Bodega.

Vor aufgeſtellten Fäſſern ſaßen dort die Börſenbeſucher. Hier wurden nach alter Gewohnheit beim Wein die Geſchäfte abgeſchloſſen, und ſo tönte denn aus dem engen Raum ein Schwatzen und Schreien, das dem Geſchrei auf der Fondsbörſe nicht unähnlich war.

Als Henry Brinckhoff, dem die Anfrage des Sekretärs der Handelskammer nicht aus dem Kopf wollte, ſich durch die Stühle und Fäſſer durchdrängte, ſtand plötzlich ein junger Mann auf und bat ihn, er möge ſich doch mit an den Tiſch ſetzen. Das war James O. Peterſen, der Juniorpartner von Peterſen & Co. Der alte Herr käme auch gleich.

Henry nahm den angebotenen Platz gern an. Als er ſich ein Glas Portwein beſtellt hatte, und gerade damit beſchäftigt war, eine Zigarre abzuſchneiden, begann James Peterſen plötzlich: „Sagen Sie mal, Herr Brinckhoff, ich wollte Sie ſchon lange mal fragen: was iſt denn das eigentlich für eine Geſchichte mit dem Ankauf von großen Salpeterpampas in Chile, die der La Feira da gemacht haben ſoll?“

Henry Brinckhoff ließ das Streichholz ſinken, das er gerade angeſteckt hatte und ſah dem jungen Peterſen in die Augen. „Wollen Sie mich auch noch mit dieſer Sache ärgern? Muß ich denn wirklich allen ernſthaften Leuten hier die Überzeugung beibringen, daß La Feira ein Schwindler iſt?“

Gegen ſeine Gewohnheit hatte er ſehr erregt geſprochen, und nun goß er den Portwein herunter, um ſofort noch ein Glas zu trinken.

„Es iſt alſo wirklich Schwindel?“ fragte der junge Kaufmann vorſichtig.

„Abſoluter Schwindel! Richtig iſt allein, daß La Feira anſcheinend ein paar ausgebeutete Pam-

pas gekauft hat, die er für seine Auftraggeber — mit entsprechendem Verdienst natürlich — erworben hat. Aber was kann denn eine kleine Agrargenossenschaft gegen das Syndikat machen?"

„Nein, da kann sie wohl nichts machen," pflichtete der junge Petersen bei.

In Brinckhoff hatte der Unmut über diese Vermutungen und Erkundigungen inzwischen einen hohen Grad erreicht. Er trank daher rasch hinter einander noch ein paar Gläser Wein und wollte gerade aufstehen, als Petersen, der Seniorpartner von Petersen & Co. erschien, und ihn bat, er möchte doch einmal sagen, was von den Gerüchten wahr sei, daß La Feira in Chile so viele Salpeterpampas angekauft habe, daß der ganze preußische Bedarf aus ihnen gedeckt werden könnte.

Der Angeredete fühlte, wie ihm die Zornesader schwoll. Es war ja auch gar nicht zu sagen, daß ernsthafte Kaufleute solchen Unsinn für baare Münze nehmen konnten. Er entgegnete daher nur mit ein paar Worten: „Ich habe Ihrem Herrn Sohn bereits Auskunft gegeben."

Dann stand er auf, zahlte, grüßte kurz und wand sich durch die Fässer und Stühle aus dem Lokal. Als ihm die Winterluft entgegen schlug, fühlte er, daß der schwere Wein ihn ein wenig benommen gemacht hatte. „Nun," überlegte er, „dann will ich jetzt nur machen, daß ich nach Hause komme, mit Ellen gemütlich essen und abends ins Theater

gehen. Es ist auch besser so; ich habe Ellen zu lange vernachlässigt.“ Er steckte die Hände tief in seinen Pelz, atmete die schwere Nebelluft der Straße mit einem gewissen Widerstreben ein und schritt langsam dem Jungfernstieg zu, um von dort aus mit einem Alsterdampfer nach Hause zu fahren.

VI.

Bis zum Beginn des Dezember hatte Schwochau Ellen Brinckhoff nicht wieder gesehen. Er hatte zwar täglich mit ihr telephoniert, vermied aber ein Wiedersehen, bis Ellen ihn direkt darum bat.

„Ich halte es nicht aus, zu sprechen, ohne in deine Augen sehen zu können," sagte sie ihm an diesem Morgen, während der Kapitän Büsch bei Brinckhoff vorsprach, „bitte, laß uns uns heute Mittag irgendwo treffen." Er antwortete, daß er sie in der Kunsthalle gegen zwei Uhr erwarten werde.

Als die Stunde des Wiedersehens nahte, ging er unruhig vor dem roten Backsteingebäude auf und ab. Er zählte die Säulen, zerbrach sich den Kopf über die Architektur und sah immer wieder nervös zur Seite, sobald er durch die kahlen Bäume hindurch eine Dame über den Glockengießerwall gehen sah. Der Tag war von grauer, scheußlicher Einsamkeit, ein rechter Hamburger Tag, an dem die Lichter um zehn Uhr morgens *noch* und um vier Uhr nachmittags *schon wieder* brennen.

Endlich kam Ellen den Weg von der Lombardsbrücke herauf. Sie trug ein dunkeles Kleid, einen großen Federhut und eine kostbare Pelzboa. Schwo-

chau erkannte ſie, als ſie ganz in der Ferne erſchien, ſogleich an der Weichheit ihrer Bewegungen. Kein Kleid konnte ſo beim Gehen einer Frau ihren Körper umſchließen, weil keine Frau in Hamburg ſo ſchön und ſo ebenmäßig zu gehen verſtand wie Ellen. Er ging ihr ein paar Schritte entgegen und freute ſich, daß er es ihr abgewöhnt hatte, ein Leihbibliotheksbuch bei ſich zu tragen, „jene bedauernswerte Angewohnheit ſo vieler Damen, die ihrer Eleganz den letzten Schmelz nimmt“. Längſt bevor er den Hut zog, ſah er ihr lachend in die Augen.

Sie hielt den Kopf ein wenig ſchief, als ſie an ihn herantrat und ſagte nur: „Mein lieber Junge.“ Er führte ihre Hand an die Lippen und achtete nicht darauf, als ſie ſagte: „Der dumme Handſchuh. Laß doch!“

Sie ſtiegen die breite Treppe zu den Sammlungen hinauf, gingen in ein Seitenkabinett und ſetzten ſich vor das Rungeſche Kinderbild. Schwochau ließ den Blick über dieſes Bild gehen. Er bewunderte von neuem die Größe der Auffaſſung, die kraftvolle Klarheit und die rückhaltloſe Herbheit.

„Von dem könnten wir alle lernen,“ ſagte er.

„Ja, daß man ſeine Kinder lieb haben ſoll.“

In Schwochau ſtieg ein leiſer Ärger auf. „Das ſehe ich durchaus nicht,“ ſagte er ein wenig gereizt. „Drei lärmende, ſpielende Kinder — aber wo du Kinder ſiehſt, denkſt du nur an deine.“

Sie ſah ihn von der Seite an.

„Schließlich kann ich meine Kinder doch wohl lieb haben.“ Ihre Stimme klang vorwurfsvoll. „Aber Männer ſind ja grenzenloſe Egoiſten. Sie wollen die Frau, die ihnen gehört, auch ganz beſitzen.“

Er kannte ihre Art zu objektivieren. Sie ſprach, wenn ſie in Erregung kam, nicht direkt zu ihm, ſondern ſie brachte das, was ſie ausdrücken wollte, auf eine allgemeine Formel, die manchmal von „den Menſchen“, gewöhnlich aber von „den Männern“ handelte. Er hatte ſich angewöhnt, anfangs aus Scherz, jetzt aber aus Oppoſition, daß er ſeine Antwort gegen „die Frauen“ richtete. In dieſem Falle benutzte er die objektive Formulierung freilich zu einer beſonderen Schärfe.

„Frauen ſind ſo wenig Perſönlichkeiten, daß ſie in den heiligſten Stunden ihres Lebens, wo es ſich darum handelt, zunächſt erſt einmal ſich ſelbſt durchzuſetzen, an ihre Brut denken. — Als ob es nichts beſſeres gäbe als die Küken. Als ob in jedem Fall die Kinder immer mehr wert ſein müßten als die Eltern.“

„Du biſt rettungslos ungerecht,“ antwortete Ellen, die nun wieder perſönlich wurde. „Ich habe dir doch, weiß Gott, bewieſen, daß ich dich liebe. Ich habe dir alles gegeben, was eine Frau zu geben hat.“

„Doch noch nicht.“

Sie ſah ihn ungeduldig an. „Bitte, komme nicht

ſchon wieder auf deine übereilten Forderungen zurück. Neulich erklärte ich dir doch ſchon, daß ſich die Beziehungen zwiſchen Henry und mir langſam löſen würden. Die Sache wird harmlos, ohne einen Skandal auseinandergehen. Ich haſſe Skandale. Aber du mußt dich gedulden."

Er ſtand auf. „Du weißt, daß ich das auch tue. Wenn die Sache ſich nun aber innerhalb eines Jahres nicht löſt?"

„Laß das meine Sorge ſein. Sie wird es."

Ellen hatte ſich feſt an ihn geſchmiegt. Er atmete den Atem ihres Mundes ein, als ſie flüſterte: „Deshalb hatte ich dich doch nicht wiederſehen wollen, um die Dinge, die im Reifen ſind, von dir aufgerührt zu ſehen. Sei lieb, ich bitte dich. Ich liebe dich ja ſo ſehr."

Ganz ſchnell drückte er ſie an ſich und küßte ſie auf die Stirn. „Verzeih, Liebling, daß ich wieder davon anfing. Aber ich bin nun mal eine Natur, der alle Übergänge ein Greuel ſind."

„Du mußt bedenken, in welcher Laune ſich Henry augenblicklich befindet."

„Wieſo?"

„Brinckhoff & Co ſind verärgert. Er ſagte mir geſtern ganz flüchtig Beſcheid."

Schwochau ſah die Sprecherin groß an. „Nanu? Wieſo denn?"

„Durch eure Salpetergeſchichten."

„Unſere . . . ."

„Durch La Feiras Operationen in Chile.“

Schwochau ging in dem kleinen Raum auf und ab. „Das ſcheint dann allerdings doch wohl unangenehmer für ihn zu werden, als er ſelbſt zugeben will. Aber ſo kommt die Sache vielleicht eher ins Klare, als wir jetzt zu hoffen wagen.“

„Eben.“ Ellen lächelte. „Und vielleicht bin ich ihm bald doch nur Ballaſt.“

Er küßte ihr in Rührung die Hand. Sie ſtreichelte ihm ganz leiſe den Kopf. „Aushalten,“ ſagte ſie nur.

Sie verließen den Saal und gingen die breite Treppe wieder hinab. Ellen wollte in der Stadt noch Beſorgungen machen, und ſo ſchritten ſie in der raſchen Gangart, in der auch die Damen in Hamburg zu gehen pflegen, über den Alſterdamm in der Richtung auf den Jungfernſtieg zu. Als ſie vor dem Gebäude der Amerika-Linie angelangt waren, fragte Ellen: „Wo gehſt du denn jetzt hin?“

„Frühſtücken.“

„Allein?“

„Nein.“

„Ah ſo. Mit der Berry natürlich.“

„Und ihrer Freundin.“

Ellen zuckte die Achſeln. „Ich finde es geſchmacklos von dir, daß du aus meinen direkt in ihre Arme fliegſt. Den Takt hätteſt du doch zum mindeſten haben können, daß du ſie fortjagteſt.“

„Ich habe mich bereits geſtern mit ihr verab-

redet. Im übrigen hätte ich dir ja etwas vorlügen und dir ſagen können, daß ich beim regierenden Bürgermeiſter zum Frühſtück eingeladen ſei. Du ſollteſt mir für meine Ehrlichkeit dankbar ſein und mir keine Vorwürfe machen."

„Ich wäre wahrhaftig zufriedener, wenn du mir etwas vorgelogen hätteſt. Dann brauchte ich nicht den ganzen Tag mit dem Gefühl des Ekels herumzulaufen, daß ich mich weggeworfen habe." Sie trat an das Alſtergitter und ſah in die Weite. „Es iſt ſcheußlich."

Er ſah ſie hart an. „Es ſteht in deiner Macht. Sage ein Wort, dann pfeife ich auf die Berry und auf alles andere."

Sie empfand den Vorwurf, der in dieſen Worten lag. Er glaubte alſo im Innerſten ihren Gründen doch nicht. Sie aber, ſie wollte dieſen Gründen glauben; ſie kämpfte um ihren Glauben an ihre eigenen Gründe. Und ſo antwortete ſie denn: „Du haſt ja geradezu eine Luſt daran, mich zu quälen. Vor fünf Minuten haben wir das alles beſprochen. Du warſt mit dem, was ich ſagte, völlig einverſtanden. Und nun drehſt du die ganze Sache wieder um und nennſt mich, weil dir die Sache mit der Berry nicht paßt, feige. Das iſt nicht gentlemanlike." Sie ſah auf die Binnenalſter, auf der die weißen Dampfer hin- und herkreuzten.

Auf dieſen Vorwurf hin blieb ihm nichts über, als ſich kalt zu verabſchieden, oder aber einzulenken.

Er hatte Ellen aber viel zu lieb, um die erſte Möglichkeit in nähere Erwägung zu ziehen. Daher wandte er den Spieß um und ſagte: „Ich nehme an, daß du mit Männern, die keine Gentlemen ſind, nicht verkehren willſt. Alſo leb wohl.“

Sie trat ſofort dicht an ihn heran und ſagte: „Geert, nicht ſo. Weshalb quälen wir uns eigentlich?“

„Ich weiß es wirklich nicht.“

In ihren Augen ſtanden Tränen. „Du weißt doch, Geert, es kann nicht anders ſein. Und du mußt doch begreifen, daß es mich ſchmerzt, wenn ich dich mit der Berry zuſammen weiß. Ja — ja. Tu es nur. Du biſt ein Mann. Ich darf dir ja nichts ſein. Weshalb ſollſt du nicht neben mir noch eine Geliebte haben?“

Schwochau ſah vor ſich hin. „Der Mann empfindet von Hauſe aus auf eine beſondere Weiſe, und die Frau ebenſo. Es iſt ja aber die Gemeinheit, daß die privilegierte Moral vom Manne ohne weiteres verlangt, daß er in ſeinen Empfindungen zur Frau wird, daß er monogam empfindet. Erobern — erkämpfen — variieren — das iſt verächtlich. O ich kenne das. Der Mann ſoll ſich wie ſelbſtverſtändlich bezwingen, ſeine Triebe eindämmen, damit er die Frau nicht leiden macht. Was der Mann aber dadurch leidet, daran denkt Ihr nicht. Ebenſo wenig wie die Hüter der privilegierten Moral. Sie machen aus dem Löwen ein Schaf, füttern das

Raubtier mit gelben Wurzeln und lehren es Seiltanzen. Und wundern ſich, wenn die Beſtie mal wieder durchkommt."

Ellen war blaß geworden. „Schwochau!"

„Ja, hohe Frau. So ſind wir. Nur dadurch, daß man ſich auf Gnade und Ungnade uns ergibt, ohne Rückhalt, und ſo an unſer Anſtandsgefühl appelliert, kann man uns leidlich zähmen, nicht aber durch Vorſchriften und geſetzliche Forderungen. Nur d e r Mann wird ein Mann im Sinne der Frau ſein, der von i h r ganz kultiviert iſt. Denn die echte Frau hat keine andere Lebensaufgabe, als einen Mann zur Liebe zu erziehen, zur reinen Liebe. Wag's!"

Er grüßte tief und ehrfurchtsvoll. „Auf Wiederſehen, Ellen."

„Leb wohl, Geert. Auf Wiederſehen. Ich liebe dich." Ihre Naſenflügel zitterten. Er neigte ſich über ihre Hand, grüßte noch einmal und ging dann quer über den Jungfernſtieg. Als er ſich nach kurzer Zeit umwandte, ſah er, daß auch Ellen ſich noch einmal nach ihm umſah, ehe ſie in der Bergſtraße verſchwand.

Das war ſie alſo, die Frau, mit der er durch das Leben gehen wollte. Sie, die nur unter Aufſicht gelebt hatte, ſollte einen Schritt tun, der höchſte Perſönlichkeit forderte. Sie, die vom Vater und vom Mann wie ein nicht ganz gleichwertiges Geſchöpf, wie ein wertvolles, hochſtehendes Tier, etwa wie eine Zuchtſtute behandelt wurde, ſie ſollte zeigen,

daß ſie der höchſten Menſchlichkeit fähig war. Sie ſollte nicht nur ihre Brut ablagern, dieſe Brut einführen in das oberflächlichſte Weſen der Beſtie „Geſellſchaft", die durch das In-die-Welt-geſetzt-werden der Brut ja ſchon weiter gemäſtet worden war: ſie ſollte ſich ſelbſt durchringen, trotz der wiederkehrenden Angſt, dieſer ewigen Rückfälle in die alte Art. Dieſe Tat ſollte ihr Meiſterſtück ſein; ſie würde dadurch beweiſen können, daß ihr die tiefſte und feinſte Aufgabe des Menſchen, wahr zu ſein, zum Bewußtſein gekommen war. An ſich durfte es ihn nicht erſtaunen, daß ſie zögerte; ja, es würde dieſe Tat nur von Wert ſein, wenn ſie die Folgen ihres Schrittes genau überdacht und ihn trotzdem, oder vielmehr, deshalb, ausgeführt haben würde.

Schwochau war ſo tief in Gedanken verſunken, daß er faſt mit Henry Brinckhoff zuſammengeprallt wäre, der auf die Halteſtelle der Dampfer zuging. Erſt als Brinckhoff entſchuldigend an den Hut griff, erkannte Schwochau ihn und ſtreckte ihm die Hand entgegen. Brinckhoff ſchüttelte ſie und fragte, wo Schwochau hin wollte.

„Frühſtücken, mein Lieber. Ich lade Sie ein. Sie ſehen ein wenig deprimiert aus. Kommen Sie mit, Sie haben geſchäftlichen Ärger gehabt. Meine kleine Berry wird ihn Ihnen vertreiben. Die Southey kommt auch mit. Alſo man los."

Bei dieſer herzlichen Rede hatte der Attaché

ein ganz kurzes, ſtarkes Empfinden der Unbehaglichkeit. Dieſe Einladung war ihm in der Überraſchung entfahren, und er war faſt erſchrocken, als Brinckhoff ſie nicht ohne weiteres ausſchlug, ſondern zunächſt nicht darauf antwortete.

Aber Schwochau empfand die Situation nur einen Augenblick lang infolge der Reſte einer ihm eingepflanzten Erziehung und der angeborenen moraliſchen Empfindung peinlich. Seine ſogenannte Weltanſchauung war durch dieſes lange Leben des Genuſſes eine rein äſthetiſche geworden und hatte Moral und Ethik ganz in ſich aufgeſogen. Infolge jener äſthetiſchen Weltanſchauung trat auch ſeine außerordentliche Anſchmiegſamkeit, die Fähigkeit mit den Menſchen, mit denen er gerade zuſammen war, zu harmonieren und auf ſie einen unwiderſtehlichen Zauber auszuüben, wieder in Tätigkeit. Dieſe äſthetiſche Weltanſchauung ließ in ihm die Neigung zu Ellen beſtehen; ebenſo aber zu ihrem Manne, dem vornehmen Kaufmann. Er liebte dieſe Menſchen jeden für ſich. Und ſeine Neigung zu Brinckhoff kam deshalb in deſſen Gegenwart ehrlich zu Tage. Dieſer vornehme, gebildete Mann, der etwas zögernd, unter dem Banne der Tradition gleichſam, ſeinen Lebensweg ging, war ihm nicht allein ſeiner Kultur wegen, ſondern auch deshalb beſonders ſympathiſch, weil die Geldgier der Emporkömmlinge ihm fremd war. Gewiß: in Hamburg muß der vornehme Mann Geld haben; aber er hat es als etwas ſelbſtverſtändliches,

ebenſo wie im preußiſchen Kleinadel der vornehme Mann als etwas ſelbſtverſtändliches kein Geld hat.

Schwochau fühlte ganz ehrlich das Bedauern über Brinckhoffs geſchäftliche Verluſte; er hätte ihn am liebſten groß und mächtig geſehen, als regierenden Bürgermeiſter oder dergleichen. Und hätte gewünſcht, daß Brinckhoff zu Ellen ſagte: „Ich ſchätze dich, aber wir laſſen uns ſcheiden. Nimm du deinen Schwochau, und dann verkehren wir freundſchaftlich weiter mit einander.“ —

„Kommen Sie von der Börſe, Brinckhoff? Haben Sie Ärger?“ fragte er von neuem den Kaufmann, der den Kopf mit dem ſpiegelblanken Zylinder immer noch geſenkt trug.

Brinckhoff nickte.

„Ja, Salpeter iſt nun mal eine wilde Sache,“ lachte Schwochau. „Gegen den Salpeter ſoll ja ſelbſt die Fondsbörſe eine Kleinkinderſchule ſein.“

Er ſchob ſeinen Arm unter den Brinckhoffs. Er war intereſſiert. „Erzählen Sie mal, was da los iſt. Soweit es geht. Natürlich.“

„Ach, es iſt nichts von Bedeutung,“ entgegnete Henry Brinckhoff. „Was immer mal vorkommt. Sie wiſſen ja, daß La Feira vier Pampas erworben hat. Und das iſt mir, dem Syndikat gegenüber, unangenehm. Ich hatte Ihnen und Dürow ja aber verſprochen zu ſchweigen, und hatte von La Feiras Abſichten auch nichts an das Syndikat nach London mitgeteilt. Offen geſagt, glaubte ich auch nicht daran.“

„Na, wenn es weiter nichts ist. Davon brauchen Sie doch einfach nichts gewußt zu haben," meinte Schwochau.

„Ganz richtig," nickte der Kaufherr. „Aber mir selbst gegenüber ist mir die Sache ebenso peinlich. Na, lassen Sie die Geschichte. Wissen Sie übrigens, wie viel Geld die Genossenschaft hinter sich hat?" fragte er vorsichtig, und sah Schwochau von der Seite an.

Sie waren vor dem Alstercafé angekommen und gingen quer über den belebten Jungfernstieg einem bekannten Austernrestaurant zu.

„Dienstgeheimnis," entgegnete der Diplomat.

„Na, mehr wie eine halbe Million wird es kaum sein," meinte Brinckhoff. „Dagegen ist das Syndikat ein Riese."

Schwochau kämpfte einen inneren Kampf. Er wollte Brinckhoff nicht ins Unheil treiben, wenn auch sein eigenes Interesse damit zusammen hing. Er wollte ihn doch, so weit er es durfte, warnen. Und daher sagte er langsam mit Ausdruck: „Vielleicht ist die Genossenschaft ein David."

Brinckhoff schüttelte den Kopf. „Gegen das Syndikat kommt niemand an. Das Syndikat ist alles."

Dann nicht, dachte Schwochau. Unheil, du bist im Zuge. — Er hatte sich inzwischen mit der Gegenwart Brinckhoffs ganz vertraut gemacht, daß er in

voller Ehrlichkeit ſeine Einladung zum Frühſtück wiederholte.

„Nun aber, Verehrteſter," ſagte er, „kommen Sie mit und laſſen Sie den Unfug in Frieden. Wir frühſtücken nett zuſammen, und dann fahren Sie nach Hauſe."

Warum nicht, überlegte Henry Brinckhoff. Ellen iſt doch vermutlich noch in der Stadt, und in zwei Stunden komme ich gerade noch zum Tee. Er beſchloß, dieſen ganzen geſchäftlichen Ärger einmal gründlich zu verſenken und von Herzen fröhlich zu ſein. Er ging daher mit einer bei ihm ſonſt recht ſeltenen Begeiſterung auf Schwochaus Vorſchlag ein, und ſo betraten die Herren das Auſternlokal.

Brinckhoff war geſprächig und verbindlich, und begrüßte ſeinen Onkel, den alten Senator Frederich, der in dieſem Lokal ſtets nach der Börſe frühſtückte, mit einem herzlichen Händedruck.

„Freut mich, mit dir auch mal ſhake hands zu machen," ſagte der alte Herr, der den Reſt ſeines Bordeaux im Stehen trank. „Wie geht's Geſchäft? Gut? Hä?"

„Danke. Alles in beſter Ordnung."

„Dja — dja," entgegnete Frederich. „Wohl viel pending? Iſt ja in eurer Branche ſo. Grüß ſchön. Good bye."

Schwochau, der nun den Hut gezogen hatte, war in die reſervierte Box gegangen, wo er Mabel Berry und Liane Southey bereits antraf. Brinckhoff trat

eine Minute ſpäter mit einem kurzen Gruß in den Raum und ließ ſich den beiden Damen vorſtellen. Die Unterhaltung wurde engliſch geführt, und als man ſich zu Tiſch ſetzte, war die Konverſation bereits im beſten Gange. Schwochau erzählte ein paar Anekdoten und machte La Feira nach, was bei der Berry und bei Brinckhoff lautes Lachen erregte. Plötzlich lachte die Southey auch. Ihre Augen wurden klein wie Schlitze, den Mund riß ſie weit auf, und ihr Lachen klang wie das Brüllen eines Tieres, ſchreiend und roh.

Brinckhoff erſchrak faſt.

„Ja," ſagte Mabel, „da kommt ihre ganze Wildheit durch, ſie iſt wie ein Tiger. So müſſen ſie nachts am Himalaya brüllen."

Als der Kellner die Auſtern gebracht hatte, und der Chablis in den Gläſern träumte, ſtieß Schwochau mit Brinckhoff an. „Verſenken Sie nun mal Ihren blöden Gram vollſtändig. Ihr Hamburger Kaufleute wäret die fixeſten Kerle der Welt, wenn Ihr euer Hauptbuch nicht das ganze Leben lang mit im Kopfe herumſchlepptet. Proſt."

Der Angeredete lächelte, hob das Glas und trank Schwochau zu. „Das Leben wird zur tiefſinnigſten Beſchäftigung, wenn man die Arbeit als vornehmſten Sport betreibt," meinte Schwochau nach einiger Zeit, als die Unterhaltung ſtockte, und trank eine Auſternmuſchel leer.

Die drei andern lachten. „Du treibſt doch nicht

mehr Sport als nötig ist, um dir deine Figur zu erhalten," rief Mabel, indem sie sich Schwochau zuneigte. Sie hatte ihre Rolle, in die sie sich hineinleben wollte, sofort wieder vergessen, nachdem sie sich mit Schwochau im Atlantic ausgesöhnt hatte.

„Richtig, meine Freundin. Das ist aber in der Hauptsache nur ein Mittel gegen die Liebe. Denn die Liebe hat teilweis recht demokratische Momente. Sie macht beispielsweise Männer und Frauen dick."

„Ich bitte," rief Liane und legte mit komischem Entsetzen die Austerngabel weg.

„Bitten Sie lieber nicht," sagte Brinckhoff aus seiner ganzen Ruhe heraus, die hier besonders komisch wirkte.

Wieder lachten die drei anderen, und Mabel rief Liane zu: „Nimm dich in Acht!"

Die kleine Indierin sah ihre Freundin mit zusammengekniffenen Augen an. „Es käme darauf an, vor wem." Und Mabel lächelte vielsagend.

Die Mahlzeit war beendet. Der Kellner hatte Schnaps, Kaffee, Zigarren und Zigaretten gebracht und hatte den Tisch abgeräumt. Schwochau streichelte die Hand der Berry; sie sah ihn sehnsuchtsvoll an und machte kleine, gar nicht übele Wortspiele. Liane, die einen Rosenstrauß zerteilt hatte, flocht aus den Blumen einen Kranz und setzte ihn sich in das Haar.

Brinckhoff fand sie entzückend.

Ihm behagte diese natürliche Wildheit gerade heute. Nach dem Genuß der schweren Weine kam

ein Funke von bachiſcher Laune über ihn, der alle müden Hemmungen beſeitigte. Die vornehmen Hamburgerinnen ſind auf die Dauer doch langweilig, dachte er. Ganz vereinzelt hatte er Sehnſucht nach dem Gemeinen. Dem allein ſelig machenden Ordinären. Und hier fand er es, wie er es dann am meiſten liebte, gemiſcht mit Kultur und perſönlichen Reizen.

Dieſe braunen Glieder müſſen zauberhaft umſchlingen können, fuhr er plötzlich fort zu denken. Mehr und mehr wuchs der Trieb, alle Gedankenarbeit zu vergeſſen, zu verſinken im Sinnlichen, dem Anfänglichen. Und im Anfang war ja die Brunſt...

Schwochau hatte die Berry umarmt, als ſie einen guten Witz gemacht hatte. Er küßte ſie bis zum Ellenbogen, und ſtreichelte ihre Halswirbel. Er ſah Brinckhoff an und zeigte auf die Southey, die durch die Naſe rauchte. Dann begann ſie zu ſingen: „Has anyone seen a German band?“

„Na, wie gefällt Ihnen der kleine Deubel?“ fragte der Attaché raſch auf Deutſch.

„Glänzend.“

„Sie iſt verlobt.“

„Iſt mir ſehr intereſſant. Wird wohl nicht ſo ſchlimm ſein.“ Dieſer Zynismus war bei Brinckhoff etwas noch nie dageweſenes. Schwochau erſtaunte darüber, aber er antwortete ſofort in demſelben, nur noch ein wenig verſtärktem Ton, der ihm

aus dem Geſellſchaftsleben aller Erdteile völlig geläufig war.

Dann nahm er wieder den Arm ſeiner Geliebten und drückte neue Küſſe darauf. Inzwiſchen war Liane an Brinckhoff herangerückt. Sie nahm ſeine ſchmale Hand und beſah die Ringe.

„Von wem haben Sie den?“

„Von Radjah von Mahara.“

„O, Sie kennen?“

„Er iſt mein Freund.“

Liane ſah Brinckhoff intereſſiert in die Augen. „Sie ſind ein merkwürdiger Mann,“ ſagte ſie. „Ein ſehr merkwürdiger Mann. Ich mag Sie leiden.“ Sie goß ein Glas Sekt herunter. „Wiſſen Sie was? Schwochau geht doch zu ſeiner Mabel zum Tee. Sie ſollten bei mir Tee trinken.“

Brinckhoff dachte an ſeine Sehnſucht, ganz in der Sinnlichkeit aufzugehen, nicht wie bei ſeiner klugen, vorſichtigen Frau, die ſich in der wildeſten Leidenſchaft noch Reſerve auferlegte. Nicht ihre Vorwürfe ſelbſt in der höchſten Tollheit zu fühlen, ihre Furcht, ſich ganz einzuſetzen. Und ihm kam es in dieſer Spätnachmittagsſtunde ganz zum Bewußtſein, wie er ſeit Jahren gehungert hatte nach dem Tieriſchen, nach dem wilden Dahinjagen im Orkan der Liebe. Daß aber das allein ſelig machende Animaliſche, das uns heranzieht, in ihm von dem öden Rechnen und Disponieren, von der mordenden Kleinarbeit unterdrückt war.

Er ſetzte ſeinen Fuß leiſe auf den ihren. Sie preßte ihr Bein an das ſeine und ſtreifte mit ihrer Hand raſch an der ſeinen vorbei. Der Ring des Radjahs von Mahara flimmerte ein wenig bei der kleinen Bewegung. Es war, als ob er kurz und ſchnell lachte.

Brinckhoff dachte nicht mehr an Salpeter-Eindecken, nicht mehr an La Feiras Manipulationen, nicht mehr an ruſſiſche Abſatzgebiete. Er ahnte das braune Fleiſch, er ahnte Schönheit, jene weltenumſpannende Glut, in der man dahin ſchwebt wie ein Adler, deſſen eine Schwinge im Erdenſchmutz hängt und deſſen andere an die Sterne rührt. Und er küßte den braunen, freien Arm der Indierin.

Bald verabſchiedeten ſich die Paare. Der Kellner dienerte ihnen nach. Vor dem Reſtaurant nahmen ſie verſchiedene Autos.

„Zur Grindelallee," befahl Liane.

In dem geſchloſſenen Fahrzeug umarmte Brinckhoff die kleine Schauſpielerin ſtürmiſch. Er nahm ſie auf ſeinen Schooß und küßte ſie faſſungslos. Sie lag da, lauernd, erwartend, und nahm die Küſſe mit halb geöffneten Lippen entgegen. Als das Auto hielt, ſprang ſie heraus und trat ſchnell in den Hausflur. Nachdem er gezahlt hatte, kam er hinter ihr her und ſtieg die ſchmale, gebogene Holztreppe zu ihrer Wohnung hinauf. Sie öffnete mit dem Türdrücker eine Glastür, zog Brinckhoff hinter ſich her und drückte die Tür wieder ins Schloß. Dann legte ſie den

Finger auf den Mund. Brinckhoff ging leiſe mit in das Vorderzimmer, und während er Hut und Pelz auf einen Stuhl warf, ſchloß ſie die Tür ab.

Als er dann die Arme um ihren Hals legte, lachte noch einmal im letzten Licht der Winterſonne der Ring des Radjahs von Mahara. —

Brinckhoff erſchien um 8 Uhr zu Tiſch, und er lächelte ſeiner Frau ſehr verbindlich zu. Während ſie einen Strauß Roſen von ihm entgegennahm, ſagte ſie: „Wie wunderhübſch," und fragte ihn dann: „Gab es was Neues?" — „Nein," erwiderte er, „nichts von Bedeutung. Ich traf Schwochau und frühſtückte mit ihm zuſammen."

„Schwochau?" Ellen Brinckhoff erſchrak im Augenblick über ihr plötzliches Zuſammenfahren.

„Ja, wundert dich das ſo?" entgegnete er unruhig.

„Nicht die Probe. Ich dachte nur, er ſei in Paris."

„Von einer Reiſe hat er mir nichts geſagt." Brinckhoff aß ein Stückchen Melone, die er gern vor der Suppe reichen ließ und fragte nach den Kindern.

Ellen zog den Shawl um die Schultern. „Sie ſind ſchon zu Bett."

„Was machen die Schularbeiten?"

„Es iſt alles in Ordnung. Du brauchſt dich darum nicht zu bekümmern. Ich paſſe ſchon auf und ſage dir Beſcheid, wenn du eingreifen mußt."

Henry Brinckhoff nickte. „Das iſt mir ſehr an-

genehm.“ Er goß aus der großen, silberbeschlagenen Karaffe Rotwein in die Kristallgläser, und trank in kurzen, raschen Zügen.

Ellen lag auf der Lauer. Sie fühlte sich als Heldin. Sie ahnte, daß es etwas zu erforschen gab, mit dem unbegreiflichen Instinkt der Frau, der vielleicht auf gewisse minimale Geruchswirkungen reagiert, die ihm unsympathisch sind, weil sie von einer anderen Frau stammen, oder auf eine geistig entgegengesetzte Elektrizität.

„Schmeckt dir der Turbot, Kerlchen?“ forschte sie.

„Danke, sehr gut.“

Nach einiger Zeit fragte sie: „Wo habt Ihr denn heute morgen gegessen? Natürlich im Austernkeller, ihr Schlemmer.“ Sie strahlte ihn mit den großen, blauen Augen beseligend an; aber hinter diesen Augäpfeln lauerte die Schlange.

Henry Brinckhoff nickte.

„Wart Ihr allein?“

„Ja.“ Er hielt den Kopf gesenkt und tranchierte die Metzer Hühner.

Dieses „Ja“ wird dein Todesurteil sein, dachte sie. Jetzt werde ich alles in Bewegung setzen. Ich will die Wahrheit erfahren.

Du bist heut anders als sonst. Schon daß du Rosen mitbrachtest, hatte eine bedenkliche Ähnlichkeit mit tätiger Reue. Und dann das intensive Schweigen. Es kommt oft genug vor, dachte sie in Schwochays Geist, daß Männer, die in enormen geschäft-

lichen Kämpfen ſtehen, die erotiſchen Hemmungen verlieren, ebenſo wie die, die im tollſten Luxus leben.

Als ſie nach Tiſch den Kaffee vor dem großen Backſteinkamin nahmen, wunderte ſich Ellen immer mehr über die Aufmerkſamkeiten ihres Mannes. Er miſchte ihr einen beſonderen Schnaps, er bot ihr Zigaretten an und ſagte ſchließlich: „Ich finde unſer Haus doch ganz entzückend.“

Darauf griff ſie nach ſeiner Hand und ſtreichelte ſie. So ſprachen ſie eine Zeit lang gar nichts. Das Feuer praſſelte im Kamin, und die rote Lichtwoge, die ſich aus Glut und dem Abglanz der Ziegel formte, ſtrich zitternd wie ein Purpurfalter über die beiden Menſchen, von denen jeder ein nagendes, verzehrendes Gefühl in ſich trug, das ihn zu erſticken drohte.

Nach einiger Zeit erhob ſich Brinckhoff langſam aus dem tiefen Klubſeſſel. „Ich muß noch einen Brief an Karl Ferenwald ſchreiben. Er kommt mir immer wieder mit dieſer Jodgeſchichte. An ſich iſt die Sache ja gar nicht dumm, und ich werde ſie gewiß nicht ohne weiteres abbrechen. Aber dazu müßte ich rüber.“

Ellen ſah auf. „Wenn es ſein muß. Ich halte dich nicht.“

Er war von ihrer Bereitwilligkeit, ihn loszulaſſen, unangenehm berührt.

Das merkte ſie, und ſie ſagte ſofort: „Nicht ſo, Kerlchen. Ich wollte dir doch nur damit ſagen, daß ich dir nie Schwierigkeiten machen würde. Du!

Niemals.“ Sie ſchmiegte ſich an ihn. „Hörſt du? Du!“

Seine Hand glitt über ihre Haare. „Ich weiß, mein kleine Deern,“ ſagte er freundlich. „Nun laß mich aber los. Ich will hinaufgehen. Soll ich von dir grüßen?“

„Ja, bitte. Tu das.“

Sie horchte, bis er oben die Tür ſeines Arbeitszimmers geſchloſſen hatte. Darauf ſchlich ſie leiſe die Stufen zur Garderobe hinunter, zog die Portieren vor und nahm den Hörer vom Telephonkaſten ab. Sie nannte kurz hintereinander Gruppe und Nummer. Einen Augenblick horchte ſie geſpannt. Dann glitt plötzlich ein belebender Ausdruck über ihr Geſicht.

„Schwochau, — ſind Sie da? — Er ſagte mir, daß er mit Ihnen, Fräulein Berry und noch einer Dame gefrühſtückt hätte — noch einer Dame hat er geſagt — nein, ganz gewiß — Sie ſagten es ja heute ſchon. — Sind Sie nachher noch zuſammen irgendwo hingegangen? — Nein — oh, ich gönne es ihm von Herzen. — Wie hieß die Dame: ich habe den Namen nicht verſtanden! Liane Southey, ach ja, — die immer die kleinſten Rollen gibt, — ja — ja. Schwochau, wiſſen Sie, ob er mit der Southey nach Hauſe gegangen iſt? — Nein? — Ganz gewiß nicht? Nein? Schwochau, es gilt unſer Glück! — Ganz gewiß nicht? — Oh, Ihr Männer haltet ja immer zuſammen.“ Dann folgten noch eine Reihe von

Liebeserklärungen und endlich fragte ſie: „Geht ein Scheidungsgrund verloren, wenn man mit ſeinem Manne, der die Ehe gebrochen hat, ehelich verkehrt? Ja? So! Nur wenn man von dem Ehebruch Beſcheid weiß. Natürlich! Ja! — Schluß, vielen Dank, gute Nacht! —“

Nachdem ſie dieſe Auskunft kalt, klar und berechnend eingeholt hatte, ging ſie zurück in die Halle. Dort lag auf einem Seitentiſch das dicke Hamburger Adreßbuch. Sie ſah erſt oben am Rande die Buchſtaben nach, ſchlug eine Seite auf und glitt endlich mit dem Finger die Kolonnen hinab. „Southey, Liane, Schauſpielerin, Grindelallee, Penſion Harbeck.“ Sie notierte die Adreſſe in ein kleines Notizbuch, ließ das Adreßbuch liegen, ging die Treppe hinauf und ſchlich leiſe in Brinckhoffs Zimmer. Er ſaß an dem Schreibtiſch mit der grünen Lampe und hatte den Kopf aufgeſtützt. Leiſe trat ſie an ihn heran, legte die Arme von rückwärts um ſeinen Hals und flüſterte: „Arbeite nicht zu viel, komm bald ins Bett, Kerlchen. Ich geh voran.“

Dann huſchte ſie hinaus. Er wandte den Kopf ein wenig und nickte ihr nach. Er ſtarrte auf ſeinen Briefbogen. Ihn quälte dieſe Geſchichte mit der Southey. Eigentlich war es doch eine Gemeinheit. Gewiß — ſie taten das alle. Aber er, Henry Brinckhoff, tat ja auch ſonſt nichts, was ſie alle taten. Nun war es einmal geweſen, aber das ſollte nicht wieder

vorkommen. Er gab ſich ſelbſt die feſte Verſicherung, und dadurch bekam er ſeine Ruhe ein wenig zurück. Nachdem er den Brief beendet hatte, löſchte er das Licht und ging in das Schlafzimmer ſeiner Frau. Sie lag und las. Als er in das Zimmer kam, ſtreckte ſie ihm die Arme entgegen. Soll ich es ihr beichten, überlegte er ſich. Aber das lag nicht in ſeiner Natur. Er war gewohnt, die Folgen deſſen, was er tat, auf ſich zu nehmen. Er ging raſch zu ihr und küßte ſie zärtlich. Noch weiß ich ja nichts, dachte ſie, gar nichts. Ihre Naſenflügel vibrierten. Sie ſchmiegte ſich eng an ihn und erwiderte ſeine leidenſchaftlichen Küſſe. —

Am folgenden Morgen um elf Uhr hielt das Brinckhoffſche Coupé vor der Penſion Harbeck in der Grindelallee. Ellen Brinckhoff ſtieg aus und ging langſam die Holztreppe hinauf. Sie beugte ſich im Dunkel des Flurs über das Türſchild und entzifferte: „Penſion Harbeck“. Einen Augenblick blieb ſie ſtehen, denn ſie hatte ſtarkes Herzklopfen, und die Enden ihrer Nervenſtränge glühten in einem wollüſtigen Feuer. Ihre Knie wankten, und ſie hätte ſich gern lang hingelegt, wenn es möglich geweſen wäre. Endlich klingelte ſie. Unter ihrer zitternden Hand ſchlug die elektriſche Glocke mehrere Male an. Ein ſehr ſchmutziges Dienſtmädchen mit roten Haaren und bloßem Hals öffnete die Tür. Vom Ende des Korridors drang Lachen und Schreien aus dem gemeinſamen Speiſe-

zimmer der Penſion. „Iſt Fräulein Southey zu ſprechen?“ — „Ich will mal ſehen.“ Das Mädchen neſtelte an dem Hals und klopfte an die Tür des Vorderzimmers. Von innen ſcholl eine Stimme „Ja?“ — „Iſt Fräulein zu ſprechen?“ — „Wer iſt da?“ — Das Mädchen wandte ſich zu Ellen. „Eine Dame.“ — „Ja, ſoll hereinkommen.“

Als Ellen im Türrahmen ſtand, überblickte ſie das Zimmer, ohne Liane zu entdecken. In der Mitte des Raumes ſtand eine Chaiſelongue mit einem Eisbärenfell. Das ganze Zimmer war vollgeſtopft mit Nippesſachen, Bildern, Lorbeerkränzen und Photographien. In einem großen, gebauchten Bauer ſaß ein grauer Papagei. Ellen hatte die Empfindung, als ob hier irgend ein Menſchenkind hauſen müßte, das von einem unzivilisierten Volke abſtamme. Wie ſie dieſen unkultivierten, ſchlechten Geſchmack der Einrichtung ſah, bekam ſie plötzlich wieder die Oberhand. Sie ſagte ſich, daß ſie die herrſchende ſei, die, die befehlen konnte. Nun entdeckte ſie endlich Liane Southey. Sie ſtand im Schatten der Gardine und ſah die Dame muſternd an. Alſo wirklich eine Wilde, dachte Ellen. Dieſe Männer ſind doch unglaublich. Das Exotiſche reizt ſie doch immer.

Liane Southey trat vor. „Meine gnädige Frau . . . was führt Sie zu mir?“

Ellen nahm ihren Mut zuſammen. Um nicht in den Verdacht der Ängſtlichkeit zu geraten, wurde ſie

ausfallend. „Ich möchte wiſſen, ob mein Mann ein ſilbernes Zigarettenetui hier verloren hat.“

„Ich weiß nicht, wer Ihr Mann iſt.“

„Henry Brinckhoff, mit dem zuſammen Sie geſtern gefrühſtückt haben . . . .“

„Und ſoll hier ein Zigarettenetui verloren haben? Ich glaube, ich verſtehe Ihnen falſch, gnädige Frau.“ Liane Southey war zwei Schritte vorgetreten. Sie ſprach jetzt mit prononziert engliſchem Akzent.

Ellen hatte ihre Ruhe vollkommen wieder. Wie viele Nervöſe war ſie vor den Ereigniſſen unruhig und unſicher. Traten die Dinge aber nahe an ſie heran, dann hatte ſie ſofort ihre ganze Selbſtbeherrſchung wieder. „Sie verſtehen mich ſehr gut. Ich weiß, daß mein Mann geſtern mit Ihnen hier zuſammen geweſen iſt.“

„Wer ſagt ſo?“

„Mein Mann ſelbſt.“

Die Schauſpielerin ſah zum Fenſter hinaus. „Na, dann wiſſen Sie ja. Sie können ſich ohne Schwierigkeit ſcheiden laſſen; bedanken Sie ſich bei Ihren Mann dafür, daß er nicht ſchweigen kann. Weiter haben wir einander nichts zu ſagen. Sein Zigarettenetui haben Sie nicht hier geſucht. Nein. Das war nur eine Einführung mit Stil. Adieu! Happy divorce.“

Ellen Brinckhoff ſchlang die Pelzboa um die Schulter, nickte und verließ das Zimmer. Sie ſtolperte faſt über das rothaarige Dienſtmädchen, das ge-

horcht hatte. Als ſie ins Treppenhaus gelangt war, blieb ſie ſtehen. Noch zitterten ihre Knie. Aber ſie hatte die Empfindung einer unbeſchreiblichen Freude und Heiterkeit. Sie kam ſich vor, als ob ſie eine höchſt unangenehme Aufgabe mit Geſchick und Erfolg gelöſt habe.

Das Coupé rollte die Grindelallee hinab, am Vorleſungsgebäude vorbei, das Schwochau ſpottend als „Intelligenzkrematorium" zu bezeichnen pflegte. Er iſt doch immer am amüſanteſten, wenn er ungerecht iſt, dachte Ellen in Erinnerung an dieſes Wort. Sie fuhr über die Lombardsbrücke und ſah die ſchwarzgraue, eisbedeckte Alſter, dieſe grauen Türme, den Nebel, der ſich in allen Ecken und Niſchen der Häuſer feſtgeſogen und verdichtet hatte. Und durch dieſes ewige Grau ſtrichen in der offenen Fahrtrinne ohne Aufhören die weißen Dampfer.

Dann glitt der Wagen unter dem Bahndamm entlang, bog nach links ein, am Atlantic-Hotel vorüber. Bald darauf gab Ellen dem Kutſcher ein Zeichen. Das Coupé hielt, und die Dame ſtieg aus. Sie ging an die Tür, klingelte und kam dann wieder an den Wagen zurück. Gleich darauf trat Schwochaus ſchwarzer Diener aus dem Hauſe. Er zeigte die Zähne und kam an den Schlag gelaufen.

„Iſt Herr von Schwochau da?"

„Wohl. Iſt da."

„Sag ihm, Jimmy, daß ich ihn zum Frühſtück abholen will."

„Wohl.“ Der Neger lief davon.

Nach kurzer Zeit kam der Attaché im Zylinder und Pelz aus der Haustür. Er ſtieg in den Wagen und zog die Tür zu. Jimmy ſah ihm hinter der Gardine nach. Seinen Arm hatte der kleine Neger um die Taille des Zimmermädchens gelegt, das ſich hin und her wandte. „Artig ſein,“ befahl er, „is ſehr ſchön. Gurke. Gurke.“

„Och, du ſchwarzer Deubel, du lügſt.“

„Nich lügen, ſicher, große Gurke.“

Sie wandte ſich hin und her und ſah ihn mit gierigen Augen an. Jimmy guckte noch einmal aus dem Fenſter. Das Coupé war bereits bei den Anlagen am Schwanenwiek. Menſchen, Häuſer und Bäume glitten vorüber. Niemand konnte in den Wagen hineinſehen. Schwochau hatte ſich zu Ellen gebeugt. „Du biſt ja entzückend inkonſequent, mein Liebling. Konnteſt du es ohne mich nicht mehr aushalten? Wir wollten uns doch nicht mehr bei euch treffen.“

Sie ſah vor ſich hin. „Ich konnte es nicht laſſen, dich aufzuſuchen. Es iſt zu bedeutend.“

„Was denn?“

„Ich war eben bei der Southey.“

„Ellen!“ Schwochau ſchrie es faſt.

„Ja, mein Junge. Du ſollſt einſehen, daß ich für dich etwas tun kann.“

Schwochau ſah aus dem Wagen. „Und?“

„Gott, es iſt ja ganz klar.“

„Was iſt klar?“

„Nun, der Ehebruch.“

„Hat ſie dir alles eingeſtanden?“

„Alles.“ Ellen ſog die Wolluſt ein, daß dieſer Mann jetzt ihren Mut bewundern mußte. Er ſah ſtill vor ſich hin und fragte ruhig und ſelbſtverſtändlich:

„Und was willſt du jetzt tun?“

Ellen wunderte ſich über ſich ſelbſt, daß ihr dieſe Frage unerwartet kam. Ja, was wollte ſie tun? Sie hatte die Southey aufgeſucht, hatte von ihr das, was ſie vermutete, beſtätigt gefunden. Daß ſie das ſo ruhig getan hatte, ſchien ihr etwas ſehr mutiges zu ſein. Sie hatte ſich geſagt, daß das alles aus Liebe zu Schwochau geſchehe. Sie dachte zu wenig über ihre Beweggründe nach, als daß ſie ſich eingeſtanden hätte, daß es größtenteils nur Senſationsluſt geweſen war, die ſie zu der Schauſpielerin geführt hatte. Und nun fragte Schwochau, was ſie weiter tun wollte. Darauf war ſie gar nicht gefaßt geweſen. Sie wehrte ſich im Innern heftig dagegen, einen bindenden Entſchluß zu faſſen. Alles in ihr war Erregung. Sie kämpfte mit aller Kraft, um ihn nur davon abzubringen, daß er jetzt dieſen Entſchluß forderte.

„Was ich tun ſoll,“ ſagte ſie leiſe. „Deshalb habe ich dich ja geholt.“ Durch dieſe Wendung verſuchte ſie, ihm die Verantwortung aufzubürden.

„Das kann ich dir doch nicht ſagen.“

„Selbſtverſtändlich kannſt du das.“

„Dann laß dich ſcheiden,“ erwiderte er kurz und brutal. Das war ihr wie ein Schlag mit einer Gerte. Wie ſo ein Mann doch das feinſte Gewebe zerreißen kann, dachte ſie und lehnte ſich weit in die Kiſſen zurück.

„Du weißt doch, Geert, daß das nicht geht. Ich habe es dir doch neulich ſchon des längeren auseinandergeſetzt.“ Sie ſchwiegen wieder eine Zeit lang.

„Willſt du denn getrennt von Brinckhoff leben?“ fragte er endlich.

„Das muß ich einmal ſehen. Schließlich habe ich ja keinen Grund, ihm Vorhaltungen zu machen,“ ſetzte ſie vorſichtig hinzu.

„Sehr richtig,“ entgegnete der Attaché höhniſch. „Du biſt ſehr gefühlvoll. Du weißt aber, daß du durch weiteres Zuſammenleben dir die Möglichkeit der Scheidung verſcherzt.“

„Ich brauche die Sache ja erſt ſpäter erfahren zu haben. Wenn es mir gerade paßt,“ ſagte ſie und ſah aus dem Fenſter.

„Brav ſo. Aber der Beſuch bei der Southey war intereſſant.“ Sein Geſicht verzerrte ſich vor verhaltener Wut, und er krampfte die linke Hand in die gepolſterten Armriemen.

„Du haſt keinen Grund, ſo gegen mich zu ſein,“ flüſterte ſie und gab ihrer Stimme einen klagenden Ton. „Ich habe dir doch alles gegeben, was ich dir geben kann.“

„Das ſcheint mir jetzt auch ſo," entgegnete er kurz.

Nun wurde ihr Angſt. Sie fühlte, daß es der letzte Augenblick war, in dem ſie Schwochau halten konnte. Wenn ſie jetzt zögerte, war er ihr für immer verloren. Sie mußte handeln, denn ſie wollte ihn nicht verlieren. Deshalb ſagte ſie: „Gut. Ich werde heute Abend mit Henry ſprechen."

Er ſah ſie an. War das wahr? Ja. In dieſen Augen lag der feſte Wille, und ſo ſagte er nur: „Gott ſei Dank." Ihm war zu Mute, als ob ſich eine Spannung von unſagbarer Größe in ihm löſe, als ob er plötzlich den angeſpannten Geiſt und die Muskeln ſich ausruhen laſſen könnte, ganz plötzlich, nachdem ſie bis jetzt für ihr Leben gekämpft hatten. Er fühlte eine direkte Erſchlaffung.

Die Villen mit den kahlen Gärten glitten an ihnen vorüber. Immer wieder leuchtete die weite, vereiſte Alſter durch die ſchwarzen Stämme.

So fuhren ſie ſtill nebeneinander her. Auf der Krugkoppelbrücke ſagte er: „Laß halten. Ich wollte ja ſo wie ſo nicht mehr zu euch kommen, aber unter dieſen Umſtänden werde ich natürlich auch bei euch nicht mit vorfahren. Wann kommt Henry heute Abend zu Haus?"

„Ich denke, gegen neun Uhr."

„Bleibſt du heute Nacht dort?"

„Um jeden unnötigen Eklat zu vermeiden, ja. Ich werde in einem Fremdenzimmer ſchlafen."

„Gut. Ich rufe dich morgen um zehn Uhr an.“
„Schön.“

Er küßte ihre Hand und drückte ſie feſt und innig. Sie lächelte und ſagte: „Alſo auf morgen.“ Dann ſtieg er aus und fuhr von der Brücke mit dem Alſterdampfer bis zur Auguſtſtraße zurück und ging von dort aus zu Fuß nach Hauſe. Nun war der Rubikon überſchritten.

VII.

Schwochau verbrachte den Nachmittag in seiner Wohnung an der Alster, ging in dem Zimmer nervös auf und ab und rauchte eine schwere Zigarette nach der anderen.

Jetzt stand ihm sein Ziel vollkommen klar und fest vor den Augen. Über ihn kam das Gefühl der Befreiung. Alles, was so widerwärtig war, so unwahr, so verlogen, das konnte er abschütteln. Jetzt fiel die ganze ästhetische Weltanschauung plötzlich über den Haufen. Jetzt hatte er die Kraft, den Weg zu gehen, von dem ihn dieses kampflose Leben zurückgehalten hatte, den Weg der Pflicht. Wahrheit! Er wußte, was die Wahrheit für ein köstliches Gut ist.

Er setzte sich an den Schreibtisch und verfaßte sein Abschiedsgesuch. Kurz, sicher, in wenig Zeilen drückte er den Wunsch aus, aus dem Reichsdienst entlassen zu werden. Einen Augenblick schwankte er, ob er nicht die tieferen Beweggründe angeben sollte, denn seine jetzige Stimmung ließ ihn auch bei seinem Vorgesetzten Verständnis für die großen Konflikte des Lebens vermuten. Dann aber er-

innerte er ſich des Geſichtes ſeines Chefs. Er dachte an die ausdrucksloſen, waſſerblauen Augen mit den großen Tränenſäcken; er dachte daran, wie Seine Exzellenz dieſen Bericht mit Kopfſchütteln leſen und mit dem Bureauvorſteher Pulvermann, der im Nebenamt Gauvorſitzender des Alldeutſchen Vereins war, beſprechen würde, und er ſpürte einen inneren, heftigen Ekel bei dem Gedanken, vor dieſen beiden Menſchen ſeine Seele auszukramen. „Lieber nicht," dachte er.

Während des Nachmittags las er Stendhal und Balzac. Dieſe ungeheuren, pſychologiſchen Unterſuchungen vermochten ihn in ihren Bann zu ſchlagen; er empfand eine Befriedigung darin, feſtzuſtellen, daß es ſchon vor hundert Jahren Leute gegeben hatte, die unter ähnlichen äußeren und inneren Konflikten zu leiden gehabt hatten, wie er es jetzt mußte. Gegen Abend brachte ihm ſein ſchwarzer Diener Tee und ein paar Früchte; dann las er ſein Abſchiedsgeſuch noch einmal durch, legte es in ſeine Schreibmappe und ging zeitig in ſein Schlafzimmer.

Das Tageslicht hatte von jeher bei ihm hemmend auf die Flucht der Gedanken gewirkt, während die Nacht ſie ſtets befördert hatte. Als er endlich in ſeinem großen Bett lag, bemerkte er plötzlich, daß er dabei war, den Verlauf des Lebens durchzudenken. Er dachte an ſeine Jugendzeit auf dem alten pommerſchen Gut mit dem Dorfteich und den vielen Pfer-

den. An den Tod ſeiner Eltern, an die langweiligen Verwandten, an die Jahre auf der Ritterakademie in Brandenburg, an die Offizierszeit in Berlin und ſeine Tätigkeit bei den exotiſchen Geſandtſchaften. Er dachte an Miſter Hobbes in Java, der kein Wort ſprach und nur alle halbe Stunde, wenn eine beſonders gewagte Bemerkung gefallen war, die Scheckpfeife aus dem Munde zog und trocken fragte: „I will bet you two pounds.“ Dieſe Wetten trug er in ein kleines Notizbuch ein, und von dem Ertrag beſtritt er ſeinen Unterhalt. Schwochau dachte weiter an Dutzende von merkwürdigen Menſchen; er dachte auch an die Berry. Da ſtand er plötzlich auf, ging in ſein Arbeitszimmer und ſchrieb ihr einen Abſagebrief. Es war ein ernſter, freundlicher Brief, in dem er ihr die Gründe dieſes Schrittes menſchenwürdig auseinanderſetzte und ſie bat, ihn in guter Erinnerung zu behalten. Von jetzt ab drehten ſich ſeine Gedanken nur noch um Ellen. Er ſah ſie gehen, hörte ihre Stimme, ihr Lachen mit unbeſchreiblicher Klarheit. Er ſah keine Zukunftsbilder, er ſah nur ſie. Dieſe Erſcheinung geleitete ihn in ſeine Träume, und jeder Traum war eine monotone Wiederholung ſeines Denkens.

So mochte er bis drei Uhr geſchlafen haben. Da erwachte er plötzlich. Er hatte ſich ſo im Schlafe erſchrocken, daß er aufwachte. Als es einigermaßen klar in ſeinem Kopfe wurde, erkannte er auch den Grund dieſes Vorganges. Zwiſchen die Bilder ſei-

ner Geliebten war plötzlich ein anderes Bild getreten, ein Bild aus einer zweiten Welt: Inez de la Feira. Plötzlich war ſie da geweſen, wie etwas ganz unerwartetes, wie ein Komet, der die gleichmäßige Architektur der Himmelskuppel anſcheinend regellos durchkreuzt; aus irgend einer Tiefe ſeines erregten Gehirns mußte ſich dieſes Bild gelöſt haben, ohne daß er ſich über das Woher und Weshalb Rechenſchaft zu geben vermochte.

Er verſuchte es zu verdrängen. Anfangs ſchien es an ſeiner Hirnſchale feſtgeheftet zu ſein, und es blieb dort ſtehen, unbeweglich, wie der Nordſtern. Endlich aber gelang es ihm. Seine Gedanken konzentrierten ſich nur allein auf Ellen, und ſo ſchlief er ein. Feſt, traumlos war dieſer Schlaf, als ob er eine gewaltige Anſtrengung hinter ſich hätte.

Gegen acht Uhr am nächſten Morgen weckte ihn Jimmy. Er erhob ſich langſam, badete, kleidete ſich mit Sorgfalt an und ſetzte ſich an den Frühſtückstiſch. Die Poſt mit den üblichen Dinereinladungen, wie ſie ein unverheirateter Herr in der Saiſon jeden Morgen erhält, ſah er flüchtig durch. Ein Billett der Berry, in dem ſie ihn aufforderte, einer neu einſtudierten Oper beizuwohnen, warf er auf den Schreibtiſch. Ganz langſam ſchlich die Zeit, da er ſich nur mit all den Kleinigkeiten beſchäftigt hatte, die nicht immer in den unbeſchäftigten Menſchen die Täuſchung einer Tätigkeit hervorrufen können. Endlich zeigte die Boule-Uhr einige Minuten vor zehn.

Er ging an den Telephonapparat, der auf dem Schreibtiſch ſtand, nahm den Hörer ab und nannte Gruppe und Nummer. Er fühlte ſich innerlich völlig kühl und ſicher und von einem großen, unauslöſchlichen Tatendrang angefeuert. Durch ſein Nervenſyſtem ging jedoch eine plötzliche Hochſpannung, als bei dem angerufenen Teilnehmer der Hörer abgenommen wurde. Dann meldete ſich der Brinckhoffſche Diener.

„Ja. Iſt die gnädige Frau zu ſprechen? Bitten Sie ſie ans Telephon.“

„Bedauere, gnädige Frau iſt nicht zu ſprechen.“

„Bitte, melden Sie Herrn von Schwochau.“

„Ich habe den Auftrag, niemanden zu melden.“

„War die gnädige Frau beim Frühſtück?“

„Ja, ſie hat mit Herrn Brinckhoff zuſammen gefrühſtückt, Herr Baron.“

„Bitte, dann melden Sie mich trotz des Befehls. Es iſt mein ausdrücklicher Wunſch.“

„Sehr wohl. Wie der Herr Baron befehlen.“

Der Diener ging weg, und Schwochau blieb mit dem Hörer am Ohr ſitzen. Was ſoll das? Das iſt ja geradezu unverſtändlich. Sie hatte mit Brinckhoff gefrühſtückt? Hatte ſie etwa beim Frühſtück alles beſprochen? Aber weshalb kam ſie nicht? Und wenn ſie noch ſo krank war, ſie mußte an den Apparat kommen.

Der Diener kam zurück, Schwochau hörte bereits die Tritte, als der Diener an das Telephon trat.

„Herr Baron noch da?“

„Ja.“ —

„Gnädige Frau bedauert, ſie könne nicht kommen. Gnädige Frau ſei elend.“

Schwochau fühlte, wie ſich ſein Inneres zu vereiſen drohte. Dann ſchoß ihm ein Strom von Blut in den Kopf. Es hätte nicht viel gefehlt, und er hätte einen Fluch ausgeſtoßen. So aber ſagte er nur:

„Ich danke Ihnen. Dann iſt es gut. Schluß.“

Als er den Hörer hingelegt hatte, ſchrie er plötzlich laut: „Beſtie! Beſtie! O, du Beſtie!“ —

Nun ſtand er auf. Jetzt erſt wußte er, was es heißt, erregt zu ſein. Jetzt erſt wußte er, was es heißt, wenn ein Menſch gemein behandelt wird. Alle die primitiven Erregungen, die ungeheuren Leidenſchaften, an denen unſere reglementierte Zeit ſo arm iſt, durchlebte er. Nun fühlte er, wie ſein Zorn aufwallte, wie er zitterte, wie ihm alles, alles Blut ins Gehirn ſtrebte, als ob dieſes Gehirn plötzlich zerſpringen wollte, unter dem Blutandrang. Dann ging ſeine Selbſtbeobachtung wieder verloren. Wie iſt es möglich? fragte er ſich. Wie kann ein einziger Menſch ſo viel Feigheit und Charakterloſigkeit in ſich bergen? Und in ſeinem blutgefüllten Gehirn ſpielte ſich, wie eine tolle Fratze, der ganze Vorgang ſo ab, wie er ſich abgeſpielt haben mußte. Er fühlte ſich als Zuſchauer dieſer ſchauerlichen Szene, aber er mußte ſie erleben als ein Spiegelbild,

etwas weſenloſes. Qual! Qual! Ja, ſo war es geweſen, wie ſich das alles jetzt in ſeinem Gehirn abzurollen begann.

Brinckhoff war nach Hauſe gekommen und hatte ihr, da er noch immer ein ſchlechtes Gewiſſen hatte, wieder Blumen überreicht oder gar Perlen oder ſonſt etwas. Sie war ſo elend und ſo feig, daß ſie nicht ſagen konnte: „Bitte, leg deine Perlen beiſeite oder bring ſie der Southey," ſondern ſie hatte in feiger Mattheit geſagt: „O, ich danke dir, mein Kerlchen." Und dann war Kerlchen auf ihren Schooß gerückt, und ſie hatten heiter zuſammen gegeſſen. Ellen hatte gedacht: Schließlich hat die Sache ja noch Zeit; wozu ſoll ich dem armen Kerl das Eſſen ſtören. So war es weiter gegangen. Vor dem Einſchlafen hatte ſie ſich geſagt: Ich brauche ja heute noch nichts davon zu wiſſen, und war tief aufatmend in ſeine Arme geſunken. Immer mit der Freude im Hintergrund, daß ſie den Klatſch hinausſchieben könnte. Für Schwochau war ſie dann heute nicht zu ſprechen geweſen, aber ſie war feſt überzeugt, ihn wieder bereden zu können. So ſollte das in alle Ewigkeit weiter gehen! Der Teufel hole dieſen ſchleimigen Charakter!

Er griff in die Schreibmappe. Dort lag ſein Abſchiedsgeſuch. Ins Feuer damit. Mit einer heißen, inneren Bosheit verfolgte er, wie die Flamme das Papier zerfraß. Als er den Brief der Berry liegen ſah, lachte er: „Komm, du ſüßes Tier,"

flüſterte er, „komm, du biſt wenigſtens die Beſtie in Reinkultur. Über dir ſteht nur noch die Dirne, die hat noch etwas feſtere Preiſe und eine ſtärkere Wandelungsfähigkeit. Aber viel iſt es nicht.“

Seine Feder glitt über den Wappenbogen. Er dankte Mabel für ihre freundlichen Zeilen, und er werde ſie gern in ihrer neuen Rolle bewundern. Nachher möge ſie mit ihm im Eſplanadehotel ſoupieren, und da ſie behauptete, für ſublime Wendungen empfänglich zu ſein, ſetzte er hinzu, daß ihm das Weinrot der Möbelbezüge im Eſplanadehotel nach ihrem Geſange beſonders wohl tun werde.

So, dachte er, als er Jimmy klingelte, Venus publica! Du biſt die einzige Venus, die kein moraliſches Gift verteilt. Wieder mit vollen Segeln ins Meer der Luſt!

Als Jimmy ins Zimmer getreten war, ſah er, daß der Diener Mehlſtaub auf der Schulter hatte. Er muſterte die Livrée. „Jimmy, wenn das mit dir ſo weiter geht, haue ich dir wieder mal gehörig das Fell voll. Die Dame im Hochparterre beklagt ſich, daß du dich fortwährend mit den Mädchen abgibſt. Die Dame im zweiten Stock mußte ihr Mädchen entlaſſen, weil ſie unmöglich mehr zur Verſchönerung des Hausſtandes dienen konnte. Und nun haſt du dich anſcheinend noch mit der Tochter des Bäckers vom Hinterhaus liiert. Biſt du denn ganz des Teufels? Ich verbiete dir ein für alle Mal dieſes Herum-aaſen! Verſtehſt du?“

Jimmy machte ein verzweifeltes Geſicht. „Schöne Mädchen," murmelte er ſchließlich.

„Ja, mußt du ſie denn alle haben? Begnüg dich doch mit einer. Du haſt doch die dicke Frieda gehabt."

„Is nich. Eine is keine. Alle ſind eine."

Schwochau ſah vor ſich hin. Auch du, dachte er. Oh, wir Differenzierten! Was bleibt uns!

Er verwarnte ſeinen Diener noch einmal, ſagte ihm, daß er das Haus rein haben wolle und ſetzte ſich dann in die Veranda. Die Glasſcheiben dieſer Veranda gingen bis auf den Boden, ſodaß man beim Eintreten die ganze Alſter vor ſich ſah. Die fein bereiften und angefrorenen Zweige praſſelten im Winde gegen die Scheiben. Es erregte im Anfang ein merkwürdiges Empfinden, einen Widerſpruch von Geſichts- und Gefühlsnerven, wenn man in dieſen wohl erwärmten Raum trat, der völlig in der beſchneiten Natur zu liegen ſchien.

Schwochau hatte die Arme auf die Seitenlehnen des Klubſeſſels gelegt und ſah in die Richtung der Innenſtadt. Er beobachtete die Dampfer, die ſich durch die eisfreie Fahrtrinne hindurcharbeiteten. Er ſah die ſchwarzgraue Silhouette der Lombardsbrücke und den gelben Schwefelton des Himmels hinter dem Zackenkamm der Giebel und Türme. Und er fragte ſich: Iſt denn das alles Wahrheit? Steht denn das? Iſt das denn kein Trug, wenn die heiße Liebe der Ellen Brinckhoff Trug war? Sie, die ſich in

dieſem Seſſel an mich geſchmiegt hat, die ihren ſchönen Leib in perſiſche Schleier hüllte und vor mir fremdländiſche Tänze tanzte? Er dachte daran, wie ſie heute Nacht in ſeinen erſten Träumen erſchienen war. Sie hatte einmal ein ſmaragd-grünes Band durch ihr Unterkleid gezogen, und dieſes grüne Band hatte auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht. Er hatte bis dahin nicht daran gedacht, daß die Öde weißer Unterkleider noch durch ein leuchtendes Band unterbrochen werden konnte. Und ſo begeiſterte und erregte ihn damals dieſes ſchöne, dunkele Grün durch das Unerwartete ſeines Erſcheinens.

Dieſes grüne Band war durch ſeine Träume geglitten; richtig, ſie hatte es ſich unter den Brüſten zuſammengebunden. Ja, und dann war der andere, unerwartete Augenblick gekommen, der erſte Augenblick des tiefen Schlafes anſcheinend, wo das Gehirn auf die feineren Nerven, die tieferen, früheren Erinnerungen reagiert, und wo aus dem tiefſten Dunkel Geſtalten aufſteigen, mit denen ſich das Gehirn bis dahin nicht beſchäftigt hatte. So war Inez de la Feira in ſeinen Träumen erſchienen. Ob ſie wohl ebenſo feig geweſen wäre wie Ellen? Warum intereſſierte ihn das? Ja, es intereſſierte ihn. Ob ſie wohl auch im letzten Augenblick geſagt haben würde: Nein?

Das würde ſie nicht. Entweder ſie hätte es nicht ſo weit kommen laſſen, oder aber ſie würde Farbe bekannt haben. — Woran lag es, daß er das ſo kühn

behauptete? Es war wieder nur ein Gefühl, nur eine Empfindung, die ſich nicht beſchreiben ließ.

Er beſchäftigte ſich plötzlich intenſiv mit der Pſyche der Inez de la Feira. In dieſem Gegenüberſtellen mit Ellen ſchien er die Schlüſſel zu deren Eigenheit gefunden zu haben: er hatte die Vergleichs- und damit die Erkenntnismöglichkeiten. Was bei Ellen zerfahrenes Sehnen war, wirkte bei Inez geſchloſſen. Ellen pendelte hin und her: ihre Empfindungen glichen ein paar uneingefahrenen Pferden, die das erſte Mal vor den Wagen geſpannt ſind. Sie wollten, zerſchellten aber an allen kleinen Äußerlichkeiten. Ellen ließ ſich zudem ableiten durch jeden neuen Eindruck, der auf ihre Sinne wirkte, und ſo konnte ſie nie zu einer geraden Linie und zu einem Ziel kommen. Sie verzettelte ſich in Ornamenten. Inez hatte ſich mit einer außerordentlichen Willenskraft disziplíniert. Ja, oft rettete ſie ſich wohl vor dem Anſturm der Leidenſchaften ganz bewußt in das Gebiet des Abſtrakten. Warum liebte er denn aber nicht Inez? Dieſe Frau, die ihm das hätte geben können, was er haben wollte und was er glaubte, nur durch eine geliebte Frau erhalten zu können: Ruhe, Haltung, Würde. Er ahnte ganz leiſe, daß er noch nicht reif war, Inez zu lieben, daß ihm dieſes Hintreiben auf dem Meer der Leidenſchaften noch Bedürfnis war und daß er, wie die Mehrzahl der Männer erſt wert ſein würde, geliebt zu werden, wenn er die Dreißig längſt überſchritten hatte. Was

ſich jetzt in ihm abſpielte, war ein pſychiſcher Prozeß, der erſt fertig vollzogen ſein mußte, ehe etwas anderes auf ihn wirken konnte. Entweder hätte ſich durch dieſen Prozeß etwas ganz neues, gutes formen können, wenn er zur Tat gezwungen wäre, oder aber — wie es jetzt der Fall war — mußte ſich die Maſſe beruhigen, und erſt dann — ja dann mußte ſich ergeben, was daraus wurde. Das kam auf die neuen Zuſammenſetzungen an. Vielleicht konnte dann Inez in ſein Leben treten.

Seit Wochen war er nicht im La Feiraſchen Park geweſen. Er hatte dort an einem Donnerstag den Tee genommen, hatte einen Probſt, eine Stiftsdame, drei Börſenmakler und ein tea-gown der Frau de la Feira kennen gelernt und hatte ſich zugeſchworen, nie wieder an dieſen Donnerstagen im Park zu erſcheinen. Er überlegte ſich daher auch, welcher Wochentag heute war, ehe er den Hörer des Telephons abnahm. Dann fragte er, nachdem er mit Blankeneſe verbunden war, den La Feiraſchen Diener, ob die gnädige Frau heute für ihn zu Hauſe ſei, und erhielt kurz darauf die Antwort, daß die gnädige Frau ſich ſehr freuen würde.

Als das Geſpräch vorüber war, kam ihm der Gedanke: Warum überlegteſt du dir nur den Wochentag? Warum haſt du dich nicht gefragt, was du eigentlich von Inez de la Feira willſt? Iſt dir das gar nicht in den Sinn gekommen? Und er ſagte ſich: Nein. Ich will einen anſtändigen Menſchen ſehen.

Schließlich brach er die Betrachtung damit ab, daß er ſich ſelbſt erklärte: Ich werde doch wohl noch ohne Gefahr für meine Seele eine Dame zum Tee beſuchen können.

Jimmy hatte bereits einige Male an die Tür geklopft, als Schwochau ihn endlich eintreten ließ. Der Bureaubote der Geſandtſchaft ſei mit einer Mappe da. Schwochau ließ den Boten eintreten und öffnete mit einem Geheimſchlüſſel die dicklederne Aktenmappe. „Was von Bedeutung, Thiele?“ —

„Ach, Herr Legationsſekretär, niſcht. Sie können ruhig unterſchreiben. Det is wejen der Miſtfelder da drüben.“

Schwochau hatte den Bericht an den preußiſchen Landwirtſchaftsminiſter aus der Mappe genommen; er ſah ihn an. Seine Exzellenz hatte ihn ſelbſt verfaßt, mit großen, eckigen Buchſtaben, die die Schriftzeichen Bismarcks kopierten. Im Privatleben ſchrieb Seine Exzellenz rund und behäbig.

„Nee, Thiele, das muß ich leſen. Ich habe doch auch 'ne Klitſche in Pommern, und da intereſſiert mich das. Da drüben ſteht eine Kiſte; ſtecken Sie ſich eine ins Geſicht und gießen Sie einen aus der dicken Pulle drauf — ja, aus der.“

Schwochau überflog den Anfang. Hiſtoriſche Einleitung. Genoſſenſchaft zur Beſchaffung billiger Düngemittel: Fürſt Roden, Fürſt Lubin, Graf Tinghoff-Hülſt, Ökonomierat Schäfer uſw. uſw. Faſt zweihundert Namen, die Seine Exzellenz „der abſo-

luten Geheimhaltung wegen" alle mit der Bismarckſchrift abgemalt hatte. Nun kamen die Bemühungen Dürows, die „anfangs nicht von Erfolg gekrönt waren, aber durch einen Hinweis des Unterzeichneten auf die Perſon des Herrn Carlos de la Feira („Hallunke", dachte Schwochau) zu einem Kaufauftrag führten".

Schwochau las weiter. Plötzlich hielt er inne. „Donnerwetter!" Er las den Satz noch einmal. Das war ja allerdings ganz unerwartet.

. . . . „Herrn de la Feira iſt es außer dem Ankauf von vier Pampas gelungen, eine Anzahl von Pampasbeſitzern zum Auflöſen ihrer Syndikatsverträge zu bewegen, was umſo leichter war, da das Syndikat, überzeugt von ſeiner Machtſtellung, nur eine kleine Vertragsſtrafe für dieſen Fall vorgeſehen hatte. Die wirtſchaftliche Lage dieſer Pampasbeſitzer war bis jetzt eine umſo eingeengtere, als ſie nach den Verträgen mit dem Syndikat nur ein Drittel von dem auf den Markt bringen durften, was ſie an Salpeter produzieren konnten. Sie haben einen Stamm eingelernter Arbeiter, die ſie unterhalten müſſen, trotzdem nur etwa vier Monate gearbeitet wurde und werden daher ſelbſt bei erheblich geringeren Preiſen immer noch auf ihre Koſten kommen. Es iſt natürlich, daß dieſe Salpeterpampas ſich jetzt, wo alles aus ihnen herausgeholt wird, was herauszuholen iſt, bedeutend ſchneller erſchöpfen werden. Die preußiſche Landwirtſchaft hat aber bei

der Kürze der Zeit, die der natürliche Salpeter überhaupt noch vorhalten wird, (bis etwa 1950) kein Intereſſe daran, auf ein Abſtellen dieſes Raubbaues und damit auf möglichſt hohe Preiſe zu Gunſten des Syndikats zu dringen, zumal die Verſuche, die in Norwegen angeſtellt werden, Salpeter aus dem Stickſtoff der Luft zu gewinnen, zu ganz unerwartet günſtigen Reſultaten geführt haben, ſodaß nach Erſchöpfung der natürlichen Fundgruben oder bereits vorher der künſtliche Salpeter mit Sicherheit an die Stelle des natürlichen treten wird. Das ſehen auch die Pampasbeſitzer ein, und ſie verſuchen wegen dieſer drohenden Konkurrenz, die ſie ohne Zweifel lahm legen wird, ihre ganzen Waren möglichſt bald abzuſetzen.“ . . . .

Wenn das Brinckhoff wüßte, dachte Schwochau. — „Die Vertragsabſchlüſſe mit den Pampasbeſitzern werden auf Wunſch aller Beteiligten ſtreng geheim gehalten, da das Syndikat vor dem Beginn des rationellen Abbaues auf keinen Fall erfahren darf, daß es ſich hier um eine geſchloſſene Syndikatsgegnerſchaft handelt. Das Syndikat würde, wenn es von dieſen Vorgängen erführe, ſofort einen heftigen Kampf gegen die Genoſſenſchaft aufnehmen. Im nächſten Jahre wird dieſer Kampf nicht zu umgehen ſein. Für dieſes Jahr ſind die ſyndizierten, meiſt Hamburgiſchen großen Salpeterfirmen aber noch durch Verträge mit den preußiſchen Konſumenten geſichert, ſodaß die genoſſenſchaftlichen und

die der Genoſſenſchaft vertraglich verpflichteten Pampas dieſes Jahr nur das liefern können, was außerhalb der Verträge, im „Handverkauf“ abgeſetzt werden kann. Nach oberflächlicher Berechnung werden ſich die Zahlen zunächſt wie folgt ſtellen:

Geſamteinfuhr in Deutſchland ca. 650 000 t im Jahr, wovon auf		
Preußen fallen etwa	400 000	t
Durch Verträge mit den großen Firmen und Zwiſchenhändlern feſtgelegt ſind die preußiſchen Landwirte für das nächſte Jahr auf	300 000	t
Bleiben für den diesjährigen Handverkauf in Preußen	100 000	t

Dieſe Lage iſt an ſich als günſtig zu bezeichnen, denn dieſe 100 000 Tons können ſofort geliefert werden, während für die Beſchaffung von 400 000 Tons eine intenſivere Arbeit nötig ſein wird, die dann bis zum nächſten Jahr, wenn die preußiſchen Abnehmer von den Verträgen mit den Zwiſchenhändlern frei ſind, geleiſtet werden kann.“

Nach Erledigung der „vorher bei dem Bedachten notwendigen Anfragen“ kam der Vorſchlag, „die Unterbreitung der Ernennung des Herrn Carlos de la Feira de Gomez y Colon, in Firma La Feira & Co., Import und Export, Hamburg, Gröningerſtraße 214, Telephon V, 717, 718, 719, 720, Privatwohnung La Feiraſcher Park in Dockenhuden bei

Blankeneſe, zur Zeit in Potoſi in Chile, Südamerika, Hotel International, als Beauftragter der preußiſchen Genoſſenſchaft zur Beſchaffung billiger Düngemittel, wegen ſeiner Verdienſte um die preußiſche Landwirtſchaft zum Königlich Preußiſchen Kommerzienrat höheren Ortes baldgefl. in Erwägung ziehen zu wollen." Zum Schluß benutzte Seine Exzellenz die Gelegenheit, Seine Exzellenz den Herrn Landwirtſchaftsminiſter ſeiner vorzüglichen Hochachtung zu verſichern.

Na, das iſt ja immerhin intereſſant, dachte Schwochau. „Ich danke ſchön, Thiele. Iſt was los auf dem Bureau?" — „Niſcht, Herr Legationsſekretär. Sie werden ſchon gerufen, wenn wir Ihnen brauchen." Schwochau dankte, ſchloß die Mappe wieder zu, und Thiele empfahl ſich mit einer diplomatiſchen Verbeugung.

Alſo dieſer dicke Kerl da drüben wird das ganze Salpeterſyndikat rebelliſch machen, überlegte der Attaché. Und das ſah er ſchon jetzt; die kapitalkräftige Genoſſenſchaft, die nichts verdienen, ſondern nur die Ware zum Einſtandspreiſe abgeben wollte, würde es mit dem Syndikat aufnehmen können. Wie dieſer Kampf weiter auslaufen würde, konnte freilich noch kein Menſch überſehen, — vielleicht, wie Ellen es neulich andeutete, zum völligen Ruin mehrerer Firmen, zum Ruin des Hauſes Brinckhoff? Er erſchrak, wie heftig ſich ſein Inneres plötzlich gegen dieſen Gedanken ſträubte. Nein, nur das nicht.

Möchte Henry Brinckhoff davor verſchont bleiben! Er hatte es nicht verdient.

Schwochau träumte. Draußen glitten ruhig und ſicher die weißen Dampfer vorüber, und die Mittagsſonne ließ die Eisſchollen aufblitzen wie Kriſtall auf einer Feſttafel. Die Möven mit ihren runden Körpern, an denen jeder Sturm abgleitet, ſegelten kreiſend über die Alſter. Das Harveſtehuder Ufer lag fern in einer grauen, bleifarbenen Luft, und die ſpärlichen Sonnenſtrahlen, die ab und zu durchglitten, konnten nicht an gegen dieſe ſtille Paſſivität. Links in der Ferne brannte das Leben. Da arbeitete eine Millionenſtadt: da wurde unter dem Deckmantel mittelmäßiger Manieren ein Kampf bis aufs Meſſer geführt. Und Geert Eberhard von Schwochau wußte nicht recht, ob er ſich darüber freuen oder ob er es bedauern ſollte, daß er nicht mitten in dieſem Rieſenkampfe ſtand.

VIII.

Der La Feiraſche Diener hatte Herrn von Schwochau in das runde Gartenzimmer geführt und ein neues Holzſcheit auf die Glut des Kamins geworfen. Schwochau war wieder an das Fenſter getreten, hatte auf dieſes grauweiße Bild der kahlen Bäume, die tief liegende Elbe geſehen, deren weiße, majeſtätiſche Fläche von plumpen Eisbrechern zerriſſen war, und in ihm blieb jene leiſe Melancholie haften, die immer über der ſtillen Natur liegt. Es iſt die tiefe Traurigkeit, die auch über der ſonnendurchſetzten Heide ruht, die aber in doppeltem Maße über der grauen Winterlandſchaft zu liegen ſcheint, und die jede noch ſo feine Veräſtelung unſerer Seele mit einem unſagbaren, feinen Schmerz erfüllt.

Wie elend iſt dieſes ſonnenloſe Grau, dachte er plötzlich und ſchüttelte die Traurigkeit ab, indem er ſich auf Realitäten beſann. Gegen ſolchen Trübſinn gibt es nur drei Mittel: künſtliches Licht, Liebe und alten Rotwein.

Dieſe Gedankenfolge würde in einem gewiſſen Eigenſinn vielleicht noch um ein gutes Ende weitergeführt ſein, wenn ſie nicht durch den Eintritt der Frau de la Feira unterbrochen wäre.

„Es ist rührend," lachte sie ihm entgegen, „daß Sie mich einsame Elbanwohnerin in dieser Jahreszeit aufsuchen. Wissen Sie, daß Sie seit zwei Wochen der erste Besuch sind?"

„Ich bin doch gespannt, wer vor mir diesen so sehr gepriesenen Mut gehabt hat, Sie aufzusuchen," entgegnete der Attaché und küßte Inez die Hand.

„Raten Sie."

„Wie kann ich das?"

„Frau Ellen Brinckhoff."

Das Weib reitet wohl absolut der Teufel, dachte Schwochau. „Was wollte sie denn?" fragte er nachlässig.

„Irgend eine dumme Wohltätigkeitssache. Kinderhort oder so etwas."

„Und dafür kam sie im Winter heraus? Ja, man muß sagen, daß Frau Brinckhoff sich sehr der Wohltätigkeit widmet."

Weshalb war sie nur hier? überlegte Schwochau. Wollte sie sehen, wer ihr Gegner sei? Gegner? Wirklich Gegner? Oder ob hier überhaupt ein Gegner sei? Oder wollte sie rein Geschäftliches hören? Wollte sie Inez über die Erfolge des alten La Feira aushorchen? Letzteres schien ihm freilich unwahrscheinlich. Von dem Abspenstigmachen der bis jetzt syndizierten Firmen hatten Inez oder Ellen heute noch nicht einmal die geringste Ahnung, geschweige denn schon vor zwei Wochen. Vermutlich war es wieder nur reine Sensationslust gewesen, die Sehnsucht etwas Erregendes zu durchleben, was für sie

um ſo leichter ſein mußte, wenn ſie ſich Inez als Gegnerin vorſtellte.

„Und was haben Sie getan den ganzen Winter über?“ erkundigte ſich Inez, nachdem ſie den Tee geklingelt hatte.

Ihr Fuß mit dem feinen Lackſchuh und den ſcharf grünen Strümpfen ſahen unter dem Rand des Kleides hervor. Das war wieder ſein geliebtes Grün. Es hatte etwas Starkes, Kräftiges, wie Fanfaren; etwas, was ſonſt nur dem Purpur eigentümlich iſt. Dieſes Grün war für ihn die Farbe moderner Leidenſchaft, jener tollen, reſtloſen Leidenſchaft, die über die grandioſe Langeweile der Realität hinweg ein Land neuer Myſtik erobert.

„Was ich getan habe? Nichts.“

„Das iſt unter Umſtänden ſehr viel.“

„Ja. Wenn Sie wirklich nicht ſpotten?“

„Nein. Unſere Zeit krankt daran, daß die Menſchen alle etwas tun. Uns fehlen vielleicht die Nichtstuer mit der großen Geſte. Denn während die andern die Ziviliſation tragen, ruht auf ihren Schultern die Kultur.“

Sie hatte den Tee eingeſchenkt, und als Schwochau die Taſſe in der Hand hielt und den Zucker umrührte, fragte er langſam: „Möchten Sie, daß Herr de la Feira nichts täte?“

„Wie ſollte er das wohl fertig bringen?“

„Nun, gute Bücher leſen, Kunſtſchätze kaufen, plaudern, lieben und ſeine Papageien füttern.“

„Es iſt mir unmöglich, mir das vorzuſtellen.

Sehen Sie," fuhr ſie fort, „dieſes Nichtstun, von dem wir ſprechen, iſt doch ganz unterſchiedlich von der Faulheit des Landſtreichers. Weniger in den Beweggründen als in der Wirkung. Es bringt Früchte. Aber man muß dazu geboren ſein. Ein anderes Nichtstun unterſcheidet ſich von dem Faulenzen des Landſtreichers im friſch gemähten Heu überhaupt nicht. Und dergleichen ſchätze ich nicht. Deshalb hat auch Herr de la Feira recht, wenn er arbeitet. Er würde mit jenem kulturell wertvollen Faullenzen nicht fertig werden."

„Sie teilen die Menſchen auf kluge Weiſe ein."

Inez lächelte und ſchüttelte den Kopf. „Verehrter Herr von Schwochau, die Menſchen von heute, ſoweit ſie verfeinert empfinden, können doch die Einzelphaſen dieſes nervöſen, ſenſiblen Lebens nur überwinden, wenn ſie jede mit beſonderen Inſtrumenten anfaſſen. Die diffizile Pſyche wird ſich im Normalfall einzufühlen ſuchen. In unſerer individualitätenfeindlichen Zeit wird die Möglichkeit eines ſtarken Seelenlebens im allgemeinen mit der Möglichkeit der Anpaſſungsfähigkeit gleichen Schritt halten. Wir können nicht derſelbe Menſch bleiben, wenn wir mit einem ungariſchen Viehhändler oder mit einem Wiener Caféhausliteraten verkehren. So habe ich mich auch in meines Mannes Weſen eingefühlt, ſoweit ich es eben konnte."

„Iſt dieſe Einfühlung aber nicht eine direkte Züchtung der Unwahrheit?"

„Wenn wir keine Liebe heucheln, nein. Denn es ſind ja nur verſchiedene Seiten, beſſer noch Fäden unſerer höchſt verfeinerten Pſyche, die wir geben. Ja, wir gehen ſo weit, daß wir z. B. zwei ganz nahen Bekannten gegenüber ganz verſchiedene Seiten unſeres Ichs zeigen, und daß wir unausſtehlich ſind, oder eine dritte oberflächliche Note herauskehren, wenn wir mit den beiden Bekannten gemeinſam zuſammen ſind."

Schwochau ſah zum Fenſter hinaus. Ein paar Raben flogen von den düſtern Äſten der Buchen und ſtrichen über den Raſenplatz.

„Wir werden aber, wenn dieſe beiden Bekannten unſere Art gemeinſam unterſuchen, in den Ruf der Unehrlichkeit, der Verlogenheit kommen."

„Möglicherweiſe, ja. Und doch iſt es nur eine heimliche Spaltung unſerer Pſyche, die durch den geſellſchaftlichen Zwang verurſacht iſt. Es iſt eine Verfeinerung, aber keine Unwahrheit, denn es iſt die, im Normalfall wieder, einzige Möglichkeit ſtarken Seelenlebens in dieſer Geſellſchaft. Wenn wir dieſe Spaltung nicht zur Vollendung, zur raffinierteſten Vollendung getrieben haben, wenn wir plötzlich mit unſerer urſprünglichen, unverzweigten Natur wieder herauskommen, dann kommt meiſtens eine völlige Veruneinigung in das Syſtem, und darauf wird ſich gewöhnlich dieſer Ruf der Unehrlichkeit gründen, während die Differenzierung doch von einer ſonderlichen, aber unbeſtreitbaren Wahrhaftigkeit iſt."

„Und wenn wir von Anfang an ehrlich und klar sind und jenen, wie es scheint, zersetzenden Einflüssen der Differenzierung widerstehen? Werden wir trotz der Verfeinerung unserer Psyche nicht doch wenigstens einen Menschen finden können, der uns ganz gehört, so gehört, daß wir auf alles andere lächelnd verzichten? Werden wir nicht auch so ein starkes Seelenleben führen können? Werden wir das nicht alles in einer großen Liebe überwinden können?"

„Ich sprach bis jetzt noch nicht von der Liebe, auf die Sie jetzt überlenken. Da ist es etwas ganz anderes. Das ist ja aller unser Sehnen, in der Liebe ungeteilt sein zu dürfen. Glücklich der, dem es gelingt, einen Menschen zu finden, der so verwandlungsfähig, so fein, so anschmiegsam und doch so stark persönlich ist, daß die beiden das gegenseitige Sehnen ganz erfüllen. Aber das zu finden ist in der Zeit der kurzen Eindrücke sehr schwer. Ja, so schwer, daß der Mann an der für ihn bestimmten Frau meist ahnungslos vorübergehen wird, um sich in der Wahl zu irren oder in Details zu zerreiben. Am allererſten der Vollblutmensch, dessen Phantasie aus einem Gänschen eine Göttin macht."

„Und wenn wir wirklich den Menschen unserer Liebe nicht finden, ihn aber konsequent ersehnen, also unsere Psyche trotz aller Verfeinerung nicht spalten wollen?"

„Dann werden wir, um wirklich ein starkes Innenleben führen zu können, weltfremd sein müssen. Diese Weltfremdheit wagen aber die wenig-

ſten, denn es gehört Größe dazu. Deshalb aber gibt es ja ſo wenig große Leider in unſerer Zeit, denn alle Seelen ſpalten ſich vorher. Sie haben keine Kraft zu Märtyrern der Geſellſchaft.“

Schwochau war aufgeſtanden und ging auf dem Teppich auf und ab. Er nahm ſich ganz in Gedanken eine Zigarette aus dem Etui und bemerkte erſt an dem Lächeln der Frau de la Feira, daß er eine Ungezogenheit begangen hatte. „Laſſen Sie,“ entgegnete ſie, „ich weiß, wie dergleichen zugeht.“

Der Attaché ſchlug die Augen nieder. Ihn erſchütterte dieſe kluge Erkenntnis. So war es geweſen. Er hatte den einen Menſchen geſucht, in tiefer Verzweiflung. Er glaubte ihn in Ellen gefunden zu haben. Er hatte verſucht, dieſe Pſyche, von der er glaubte, daß ſie verzweigt und fein ſei, ganz für ſich zu gewinnen. Aber er war gerecht genug, ſich zu ſagen, daß auch ſeine Liebe zu Ellen nicht frei von Schlacken war. Wohl hatte er es ihr oftmals angeboten, allein mit ihr in die Welt zu gehen. Und er hätte auch die Kraft dazu gehabt, alles das von ſich zu ſtoßen, was um ihn herum war. Aber ſeiner unklaren Liebe fehlte die reinigende Kraft; und er erkannte, daß an dem Mißlingen ſeines Planes mit Ellen er ſich ſelbſt einen großen Teil der Schuld beimeſſen mußte.

Inez ſah ihn lange an. „Herr von Schwochau, es iſt nicht gut, wenn man derartig ſublime Unterſuchungen über das Weſen ſeiner Seele anſtellt, wie Sie es jetzt getan haben. Ich glaube, mit der Seele

iſt es, wie mit einem Uhrwerk. Es muß ſelbſt arbeiten, aber man darf es nicht unterſuchen. Sonſt kommt Staub hinein und die ganze Geſchichte geht nicht weiter."

Schwochau ſchüttelte den Kopf. „Gnädigſte Frau," meinte er, „ſolche Vergleiche aus dem Gebiete der Mechanik dürfen Sie nicht ziehen. Zunächſt muß ich einmal über mich Klarheit haben. Koſte es, was es wolle. Einmal bin ich zuſammen gebrochen. Mit durch meine Schuld. Nun muß ich wiſſen, wohin das führt. Zur Einſamkeit des Willensſtarken oder zur weiteren, planloſen Veräſtelung des Willensſchwachen."

„Mit dem Wiſſen haben Sie nichts gewonnen. Glauben Sie doch, daß Sie ein Starker ſeien! Rotten Sie alle Differenzierungen der Liebe mit Stumpf und Stiel aus! Sie müſſen es, ſonſt kommen Sie nie zu etwas. Arbeiten Sie. Darin beruht der Wert der Arbeit, mein Freund, daß ſie uns, wenn wir es ſelbſt nicht können, vor ſolchen aus Langerweile begangenen Verwüſtungen ſchützt. Arbeit iſt Zwangswille."

Eine ſuggeſtive Vergewaltigung ſeiner Seele durch eine andere Seele war dem Attaché fremd. Seine ſtarke Perſönlichkeit hatte ihn davor bewahrt. Aber die überzeugende, abgeklärte Ruhe dieſer Frau nahm von ſeinem Gehirn Beſitz. Sie durchzog ſeinen ganzen Körper. Es ſchien ihm, als ob er voller, freier und friſcher atmen könne, als ob ſchon durch

dieſe richtige Diagnoſe irgend ein Krankheitsſtoff aus ſeinem Denken entfernt ſei. Er fühlte ſich beruhigt, faſt beglückt. Und ein Gefühl in ihm ſagte: Nur nicht weggehen. Mehr, mehr!

Was ſie ſagte, nahm er entgegen, wie vor vielen Jahrhunderten die Gemeinden in den römiſchen Katakomben Chriſti Botſchaft entgegennahmen: etwas von dem man ſich durchdringen läßt, wie von einem ſeraphiſchen Feuer. Dieſe Empfindung war licht und klar, losgelöſt von allem Sinnlichen, etwas durchdringend weißes, helles.

Ihre Stimme hatte wieder jene merkwürdige Klangfarbe, wie ſie ſie an jenem Abend bereits hatte, als ſie im Gartenhauſe des Hokuſai über der Elbe ſtanden. Aber er hörte weit mehr daraus, er empfand die einſame, große Seele, die durch dieſe Gärten ſtrich, ruhig und ſicher: die jeden Trieb durch eine glückliche Veranlagung, durch einen reinen Willen gezähmt und veredelt hatte, und die von der des unklaren, jungen Mädchens, das aus rein äußerlichen, äſthetiſchen Gründen heiratete, zu der einer ſtolzen und in ihrer Weiſe vollendeten Frau geworden war. Er fühlte es genau: dieſe Frau hier würde es wagen, ſich in der Liebe ganz zu geben. Ihr würden jene Halbheiten und Spaltungen, von denen ſie ſo klug geſprochen hatte, fern liegen.

Dahin ging jetzt ſein Sehnen, an dieſer Schönheit ihrer Seele teilhaben zu dürfen. Dieſe Welt, die er in der merkwürdigen Tiefe ſeines Herzens immer

noch als höchſtes verehrte, mit ihr zu teilen, durch ſie die Reinheit trinken zu dürfen, losgelöſt von den Häßlichkeiten des Lebens.

Seine ſtarke Phantaſie begann ganz langſam, ſie zu glorifizieren. Er begann, ſich einen Tempel in ſeinem Inneren aufzubauen, in den hinein er ihr Bild ſtellte, dem er aber für dieſen Augenblick ganz unwirkliche Züge verlieh.

Sie ſah ihn an und erkannte dieſe neue Gefahr, die ihm drohte. „Hüten Sie ſich wohl," meinte ſie, „auf momentane Erregungen hin für Ihr Innenleben bedeutſame Entſchlüſſe zu faſſen. Denken Sie ſtets daran, was ich Ihnen ſchon vorhin ſagte: Menſchen unſerer Zeit gehen nur ſelten ganz ineinander auf."

Er hörte ihr ſchweigend zu. Dann küßte er ihr langſam die Hand und bat um die Erlaubnis, bald wiederkommen zu dürfen. Sie entgegnete ihm, daß ſie ſich ſehr darauf freue und nickte ihm herzlich zu, als er das Zimmer verließ.

Als das Automobil an den verſchneiten Parks vorbeiglitt, durch deren Bäume die breite, eiſige Elbe ſah, ſtumpf, farblos, wie das Auge eines Irren, hatte Schwochau Zeit genug, an die Unterhaltung zu denken. Der Himmel hing in breiten Volants, ſtaffelweiſe, wie im Theater über dem Fluß; ab und zu blitzte ein buntes Dampferlicht, das ſich in ſeiner Farbigkeit beſonders einſam fühlen mochte, durch die Dunſtluft. Die grauen, eis- und nebelfarbenen

Möwen ſegelten wie ſichelförmige Bogen über das Waſſer, und ihr Geſchrei drang fern und hart zu dem ſinnenden Manne.

Ja, dachte er, ſie hat Recht, völlig Recht. Sie alle, die Frau des Zuckergranden, die Berry und alle andern, wie waren ſie mit mir verbunden? Durch eine Empfindung, durch eine Seite meines Weſens!

Und doch, dieſes merkwürdige Gefühl des Einheitsſehnens, das mich um Ellen kämpfen ließ, das mehr wollte als einen Faden, das ganz geben und ganz nehmen wollte, das zeigt mir doch, daß ich mich noch über die „Differenzierten in der Liebe", über Ellen, erheben kann. Denn Differenzierung in der Liebe iſt Lüge. Aber ganz gegeben habe ich mich Ellen nicht. Vielleicht, weil ich inſtinktiv fühlte, daß ſie keine große Seele war. All das war Lüge. Aber finde ich die eine große Seele? Sonſt droht die Einſamkeit. Die von Sils-Maria . . . Noch fürchte ich ſie, weil ich noch ſehnen kann. Ich fürchte ſie als etwas entſetzliches . . . .

Nun —

So bleibt eben nur die weitere Differenzierung . . . . die weitere Lüge . . . . „. . . Don Juan im Frack . . ." Irgend woher drang ein höhniſches Lachen.

Verfluchte Beſtie von Wort. Ich könnte dir einen Degen durch den Leib rennen und dich an einer gemalten Kuliſſe aufſpießen! Warum wage ich

denn nicht die ſtolze Einſamkeit, fragte er ſich wieder. Warum rechne ich ſofort mit dieſer ins grenzenloſe getriebenen Veräſtelung auch in der Liebe . . . Weil kein herrſchender Wille zur Einſamkeit, zur Größe dahinter ſteckt . . . Eine Fürchterlichkeit, gegen die ich ankämpfe, aber die ich noch nicht verwinden kann. Noch bin ich zu ſchwach. Was ſpäter wird, muß ſich zeigen, aber der Fehlſchlag mit Ellen war zu furchtbar. Eine andere große Seele finden, wie Inez ſagte . . . Wenn ich alle meine Köder auswerfen würde, um den Fiſch mit der goldenen Krone, den Rubinaugen, den Edelſteinſchuppen zu fangen, es hängt, wenn ich die Angeln emporziehe, an jeder ja doch nur ein elender Weißling. — An das, was ſie ihm von der Arbeit geſagt hatte, dachte er nicht, es lag vorläufig außerhalb des Bereiches ſeiner Möglichkeiten.

Alſo ſollen wir doch wohl nur den Weißfiſch fangen, da wir ja nicht mit leeren Angeln abziehen wollen und können, wenn der Edelfiſch nicht anbeißt, überlegte er in harter Reſignation, während das Auto über den Jungfernſtieg fuhr, um an der Ecke des Alſterdamms ſcharf umzubiegen und dann nach wenigen Minuten vor ſeiner Wohnung an der Alſter zu halten.

Die Tatſächlichkeit, das Erlebnis, das er geſtern und heute mit Ellen gehabt hatte, trat hier vor ſeiner Wohnung, wo er geſtern voll von glücklichen Hoffnungen zu ihr in das Coupé geſtiegen war, rein

automatiſch ſcharf in den Vordergrund. Das, was Inez ihm heute geweſen war, war zu ſtark durchgeiſtigt, um lange in ſeinem ſinnenfreudigen Hirn an erſter Stelle bleiben zu können, und es glitt nun plötzlich ganz ins nebelreiche Land des Metaphyſiſchen und verlor die ſcharfen Konturen. Über den Nachmittag hinweg reichte auf einmal eine Brücke zu jenen Gedanken hinüber, die er in ſeinem Klubſeſſel geträumt hatte; aber merkwürdigerweiſe ſchien das, was er jetzt weiter dachte, auch eine folgerichtige Fortſetzung der Gedanken zu ſein, die ihm Inez entwickelt hatte. Dieſe Gedanken ſchienen, wenn ſie auch tief in ihm verſunken waren, eine ungeheure Triebkraft zu haben und ſeine flätternden Sinne in eine beſtimmte Richtung zu drängen. Und er ließ alle dem Spielraum, weil er reſignierte und glaubte, nicht ſtark genug und zur Einſamkeit für eine große Liebe nicht beſtimmt zu ſein.

Jimmy kam an den Schlag geſtürzt. „Iſt irgend was gekommen, Jimmy?“ fragte Schwochau nachläſſig, während er dem Chauffeur ein Trinkgeld gab.

„Hat zweimal telephoniert.“

„Wer?“

„Frau Brinckhoff.“

„Quatſch.“

„Doch, doch. Iſt Frau Brinckhoff auch hier geweſen und hat Brief da gelaſſen.“

„So. Es iſt gut.“

Nun durchfuhr es ihn plötzlich mit wahnſinniger Haſt, und dieſe Haſt warf alles innerlich Erlebte über den Haufen. Du haſt ihr doch Unrecht getan. Du haſt in deiner ſinnloſen, kurzen Art, abzuurteilen, keinen Grund angehört. Du haſt, weil es nicht ſofort nach deiner Laune ging, gehäſſig über ſie geſprochen. Er fühlte ein Würgen in ſeinem Halſe, und er lief in langen Sätzen, mit klopfendem Herzen die Treppe hinauf.

Auf ſeinem Schreibtiſch lag der Brief. Ein breites Kuvert mit dem Bürgerwappen. Er riß den Umſchlag auseinander und las. Erſt glaubte er ſich geirrt zu haben. Der Brief kann doch nicht heute gekommen ſein! Er ſah nach dem Datum. Als ob nichts vorgefallen ſei, lud ihn Ellen Brinckhoff zu einem kleinen Diner ein. „Henry wird ſich beſonders freuen, Sie, lieber Herr von Schwochau, bei uns zu ſehen.“

„Himmelkreuz Donnerwetter!“ Er ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, und nun ſtürzte wieder der ganze Gedankenbau ein, den er eben in der Eile errichtet hatte. Im ſelben Augenblick klingelte das Telephon. Schwochau, der noch im Pelz im Zimmer ſtand, griff nach dem Hörer. „Ja?“ —

„Hier Frau Brinckhoff.“

„Bedauere, Herr von Schwochau iſt nicht zu ſprechen.“ Sein Geſicht bekam einen völlig verzerrten Ausdruck, und er legte den Hörer wieder hin. Er rief haſtig nach ſeinem Diener.

„Jimmy, wenn Frau Brinckhoff noch einmal anruft, dann ſagſt du, ich wäre auf einige Tage verreiſt.“ Als er dieſen Befehl gegeben hatte, meldete ſich der Apparat von neuem. Schwochau ſtieß ſeinen Diener hin und horchte an der Ecke des Schreibtiſches, die linke Hand unter dem Pelz auf die Hüfte geſtützt, die Beine gekreuzt und die linke Fußſpitze auf die Erde geſtellt.

„Ja, hier Diener von Herrn von Schwochau. — Nein, Herr Baron iſt auf einige Tage verreiſt. — Weiß ich nicht. — Weiß ich nicht. — Weiß ich nicht.“ Schwochau drückte den Diener auf den Arm und gab ihm ein Zeichen, den Hörer hinzulegen. Dann ließ er ſich ſeinen Pelz abnehmen, und als das Telephon noch einmal klingelte, ſtellte er es ab.

Was war nun geblieben? Eine klare Erkenntnis, das war alles. Die reſtloſe, klare Erkenntnis, daß er anſtatt einer großen Seele fünf kleine nehmen müſſe; daß alle Feinheiten ſeines Menſchen, die er hoffte, von einer Frau verſtanden zu ſehen, einzeln ausgegeben werden mußten, heut bei einer Kokotte, morgen bei einer Prieſterin. Weil er nicht die Größe in ſich fühlte, einſam ſein zu können, weil er nicht mehr hoffte, eine Frau je wieder ganz in ſich erleben zu können, weil er aber auch nicht den Zwangswillen haben konnte, von dem Inez geſprochen hatte: die Arbeit. Alſo der alte Kreislauf blieb. Von der Berry bis zu Inez de la Feira.

Er ließ ſich vom Diener eine leichte Abendmahlzeit bringen und trank duftenden indiſchen Tee, den er liebte. Er dachte vielleicht eine Stunde nach, aber ſeine Gedanken gingen in demſelben Kreis. Nur daß ſie die Bahn einmal umgekehrt zurücklegten, von Inez la Feira zur Berry. Denn er erinnerte ſich, daß er ſich für den Abend mit ihr verabredet hatte. Er ließ ſich von Jimmy in den Frack helfen und einen Wagen holen. So kam er gerade im Theater zum zweiten Akt zurecht. Als ſein Blick auf die Brinckhoffſche Loge fiel, ſah er, daß Ellen Brinckhoff ſich lachend mit Henry unterhielt, der aus dem Geſchäft ins Theater gekommen war. Dann wandte ſie zufällig den Kopf. Sie ſah Schwochau. Der Attaché fühlte, wie Eiſeskälte ſie durchlief, und wie ſie verzehrende Luſt und Neugier quälten. Er verbeugte ſich höflich, und ſie neigte formell den Kopf. Brinckhoff winkte ihm herzlich zu.

Endlich ſang die Berry. Gut, nicht erſchütternd. Aber ſie war ſehr ſchön gewachſen und hatte prachtvolle Beine. Schwochau dachte daran, daß er bald mit ſeinen Händen dieſe Knöchel umſpannen würde. Welch ein Körper! Wenn die Schöpfung einmal ein Wunderwerk gegeben hat, dachte er, dann iſt es die Berry.

Nein, ſo wirſt du doch nicht ſagen, lächelte er. Wenn etwas geſchaffen iſt, was der durch Erziehung und Tradition gewordenen Idee der Schönheit nahe kommt, ſo . . . .

Nein, ſo darf man auch nicht ſagen, denn ſchön iſt ſie nicht. Und daß ſie einer Idee nahe kommt — ach, du lieber Gott! Er ſah ſtill vor ſich hin.

Sie iſt eine prachtvolle Perſon, dachte er, und ſchöne Beine hat ſie. — Nach einiger Zeit ging die Logentür; es war die Berry. Sie klopfte ihn leiſe auf die Schulter; ſie war fertig zum Diner angekleidet, und er küßte ihren Arm bis zum Ellenbogen.

VIII.

Henry Brinckhoff hatte ſich von dem großen Schreibtiſch, der rechtwinklig zum Fenſter ſtand, erhoben und ſah aus ſeinem Privatkontor im Dovenhof über die belebte Straße unter ſeinem Kontor, den Dovenfleth, der am Zollkanal entlang führt. Auf der Straße herrſchte ein zappelndes Leben. Die elektriſchen Bahnen konnten ſich nur laut klingelnd und ganz langſam durch das Gewirr von Wagen und Menſchen ſchieben. Immer wieder drängte ſich ein hoch bepackter Rollwagen in die Schienen, und der pfeifende Kutſcher ließ ſich durch kein Signal der Welt in ſeiner Ruhe ſtören. Höchſtens ſtand hinten auf der letzten Teekiſte, die nur noch durch eine ſinnreiche Verkettung am Wagen feſtgehalten wurde, ein kleiner, langhaariger Hund von unbeſtimmter Raſſe, der die Vorderbeine weit vorgeſtellt hatte, und bleffte den Führer der Bahn ohne Aufhören an. Der Führer nahm dann wohl eine Schaufel voll Streuſand und warf dieſen Sand lachend auf den kleinen, wachſamen Hund, den ſolche Aufmerkſamkeiten freilich nicht zum Stillſchweigen brachten.

Was die Welt an Waren hervorbringt, wurde über den Dovenfleth gefahren. Henry Brinckhoff

kannte das. Kiſten mit geheimnisvollen Zeichen aus China „zweimal abgebrühter Tee für die deutſchen Hunde", duftende Hölzer, Gewürze, Seide, Schmuckgegenſtände und Früchte. Beſonders die Früchte liebte Henry Brinckhoff. Es hatte etwas unſagbar großartiges an ſich, wenn zehn Wagen mit Apfelſinen oder Bananen, wie ein leuchtender, onyxfarbener Feuerzug durch dieſe Straßen rollten, das Geſchenk der lachenden Tropen, die aus ihrem Überfluß abgeben. Dieſe Wagen mit Apfelſinen und Bananen waren die Träger der Romantik am Dovenfleth. Dann kamen kleine Jungen, Butchers, die mit unglaublicher Geſchicklichkeit zu ſtehlen wußten, oder kleine Mädchen mit ſchmutzigen Puppen, die den Kutſcher baten: „Giv mi een," was der Kutſcher, der zweifellos kein Verfügungsrecht über die Früchte der Heſperiden hatte, ab und zu mit einem juriſtiſch nicht zu entſchuldigenden aber menſchlich ſehr verehrungswürdigen Augenzwinkern geſtattete. Oder aber ein junger Mann (mit der Portokaſſe) kam vorbei, der tags vorher im Rheingold geweſen war, wo Fräulein Berry die Wellgunde geſungen hatte. Der ſah dieſe Apfelſinen und pfiff ganz gefangen vor ſich hin: Goldene Äpfel wachſen in Freias Garten . . .

Große Negerlümmel mit bloßen Hälſen und ſchlapp ſitzenden Anzügen hatten ſich an das eiſerne Gitter über dem Kanal gelehnt und ſogen an billigen Zigaretten.

Die Neger ſtießen ſich an, wenn ſie dieſe Wagen voll Bananen und Zitronen ſahen, die aus ihrer Heimat, den Bermudas-Inſeln, verſchifft waren. Sie lachten weiter über einen kleinen Chineſen und verſpotteten ihn wegen ſeiner gelben Haut. „Zitrone, Zitrone, bis von Waggen gefallen," ſchrieen ſie, während die weißen Zähne unter den dicken Lippen blitzten. Der kleine Chineſe ging ſtill vorbei. Er lachte auch ein wenig, gar nicht verärgert, ſondern wie ein Vater lacht, den ſeine kleinen Kinder verſpotten . . .

Henry Brinckhoff hatte das weite Fenſter aufgemacht und ſog den eigentümlichen, feinen Geruch von Gewürzen ein, den Geruch des Krämerladens, der manchmal in einzelnen Teilen des Hafens liegt, und der die Luſt zum Reiſen, die Henry kaum in ſich beruhigt hatte, von neuem mit unſtillbarer Heftigkeit weckte. Jene Luſt, die zur Reſignation wird, wenn man die Indienfahrer aus dem Hafen gleiten ſieht, die hoch aufgetürmten Paläſte der Afrika- oder Amerika-Linie, oder die langen Segler, ſchlank und beweglich wie eine Klinge aus Toledaner Stahl. Ganz langſam gleiten ſie im Schlepptau hinunter. Auf den Ozeanrennern ſpielt die Muſik. Die Menſchen liegen an der Reeling und winken wie toll. Aber das Schiff läßt ſich nicht aufhalten. Es ſchneidet durch das gelbe Hafenwaſſer ohne Aufenthalt: an den Werften mit den Rieſendocks, an den Kränen und Lagerhäuſern vorbei. Bald kann das Auge, das

eben am Quai nur ein winziges Teilchen dieſes Rieſen überſehen konnte, das ganze Schiff mit einem Blick faſſen. Die Muſik klingt ſchon leiſer, die winkenden Menſchen ſind nur noch eine flatternde Bewegung — dann wird das ganze allmählich eine ſtumme Silhouette, die langſam in einem Punkt zuſammenſchrumpft. Endlich liegt über der Elbe in der Richtung von Altona noch der Reſt einer breiten Rauchwolke; vom Schiffe iſt nichts mehr zu ſehen..

Am Quai duftet es nach den Gewürzen ferner Länder, dieſem merkwürdigen, erregenden Duft abgeſtorbener Pflanzenteile, die die Sehnſucht nach den Sonnenländern wach hält.

War es wirklich ein ſo beſonders ſtarker Duft, der über dem ſchmalen Zollkanal aus den roten, hohen, ſonderbar zackigen Ziegelbauten der Freihafen-Lagerhausgeſellſchaft zu ihm drang? Oder war ſein Geruchsempfinden ſo geſchärft, erregt, daß er auf ganz geringe Reizungen reagierte, wie auch ſein Schönheitsſinn heute beſonders empfindlich war, denn er ärgerte ſich über die Nürnberger Architektur, mit der man die Zugänge der einfachen, eiſernen Wandrahmsbrücke verunziert hatte. Er wandte ſich mit einem kurzen Achſelzucken von dieſer würdeloſen Spielerei ab und ging an den Schreibtiſch zurück. Dieſe Ablenkung hatte ihm doch gut getan. Nun ſetzte er ſich vor den Stapel von Papieren, neigte den ſchönen, fein gezeichneten Kopf mit der hohen Stirn, die über den Schläfen merkwürdig

ſchmal war und machte ſich auf einem Notizblock Auszüge aus dem Konvolut.

Sein Geſicht wurde immer finſterer. Die Berichte, die von den Abnehmern in Preußen einliefen, lauteten geradezu niederſchmetternd. Für das laufende Jahr war er noch durch Verträge mit den inländiſchen Firmen geſichert. Nun hatte aber nur eine dieſer Firmen den Kontrakt für das folgende Jahr erneuert. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen.

Er drückte auf die Tiſchklingel, und als einer der Angeſtellten, ein junger Mann mit hochgekämmten Haaren erſchien, ſagte Brinckhoff kurz: „Ich laſſe Herrn Clauſſen bitten.“ Der junge Mann verbeugte ſich linkiſch, daß ſeine Extremitäten flogen und es ausſah, als ob eine Windmühle ſich in Bewegung ſetzte; er holte den Prokuriſten.

Herr Clauſſen war ein Mann mit kurzen, ruckweiſen Bewegungen, die dem Hüpfen eines Gummiballes nicht unähnlich waren. Er hatte einen weiten Kahlkopf, auf dem man faſt ängſtlich den Haarrand ſuchte, und der erſt kurz über dem Kragen angedeutet war. Herrn Clauſſens Bauch war von ſchönſter Rundung, und eine girlandenförmig durch das Knopfloch der Weſte geführte Uhrkette, die in beiden Weſtentaſchen endigte, hob den Eindruck der Profillinie noch um ein beträchtliches. Im übrigen war Herr Clauſſen fleiſchgewordener Salpeter. Er konnte, wie alle Fanatiker, nichts denken, als ſeine

Sache. Wenn er in den Sommerferien, die er in einem der kleinen Oſtſeebäder zubrachte, das Wort Salpeter hörte, dann wurde er melancholiſch. Er fühlte ſich als Deſerteur. Erſt wenn er wieder durch das Holzgatter in den Geſchäftsraum ging, wenn die jungen Leute ſcheu und flüchtig aufſahen und murmelten: „Morgen, Herr Clauſſen," dann war ihm wieder wohl. Und wenn er wieder die durch den A-B-C-Code ſinnreich verkürzten Telegramme in die Welt hinausſchleuderte, dann hatte er das Gefühl, das andere Leute am erſten Tag ihrer Sommerferien haben. Daß er treu war und ehrlich, verſtand ſich für ihn von einem hamburgiſchen Prokuriſten von ſelbſt. Das war ja ſein Beruf, treu und ehrlich zu ſein.

Herr Clauſſen verneigte ſich, daß die Goldgirlande hülflos nach unten baumelte, und ſie freute ſich ſichtlich, als ihr Beſitzer ſich wieder aufrichtete, und ſie ihren Stützpunkt auf dem Bauch wieder erhielt. Eine kurze Handbewegung Brinckhoffs hatte Herrn Clauſſen zum Sitzen eingeladen. Er ſaß nun auf dem Stuhl neben dem Schreibtiſch, hatte den Ellenbogen auf die Schreibtiſchkante gelegt und ſtrich mit den Fingern über die Berichte der Inlandabnehmer.

„Ich habe Sie gebeten, Herr Clauſſen, weil ich mit Ihnen mal über die Berichte aus dem Inland ſprechen wollte. Sie ſind ja alle durch Ihre Hände gegangen, und Sie wiſſen ja Beſcheid."

Herr Clauſſen nickte langſam.

„Ich muß ſagen," fuhr Brinckhoff fort, hielt aber dann plötzlich inne und ſah zum Fenſter hinaus, weil das laute Tuten eines Schleppers ſeine Worte übertönte.

„Ich muß ſagen," begann er wieder, nachdem der Schlepper ſich beruhigt hatte, „daß die Berichte unſerer Abnehmer mich geradezu erſchrecken. Keine unſerer alten Stammfirmen, Binz & Co., die Magdeburger, Hörſelmann & Söhne, die Genoſſenſchaft zur Beſchaffung landwirtſchaftlicher Produkte, die großen Fideikommißverwaltungen haben für das nächſte Jahr die Verträge erneuert. Sie weiſen durchgehend darauf hin, daß ſie ihren Bedarf im nächſten Jahre unter Umſtänden gern bei uns im Handverkauf decken wollen. Aber die Verträge, die ſeit dreißig Jahren ohne Zögern erneuert ſind, ſind jetzt durchgängig nicht mehr erneuert worden."

Der Prokuriſt, der leiſe mit den Fingern auf den alten Verträgen getrommelt hatte, wartete, bis Brinckhoff mit ſeiner Rede zuende war. Dann tutete wieder ein Dampfer, und ſo dauerte es einige Zeit, bis er wieder zum Reden kam. Der kahle Kopf wiegte ſich hin und her, und Herr Clauſſen ſah von unten zu ſeinem Chef hinauf.

„Das kommt von der alten Gröningerſtraße, Herr Brinckhoff."

Henry F. Brinckhoff ſah ſeinem Prokuriſten einen Augenblick ſtarr ins Geſicht. Dann glitt ein

Lächeln um den Mund, daß ſich die Spitzen des blonden Bartes ein wenig näherten. „La Feira?“ fragte er.

Auf der großen Glatze des Prokuriſten tanzten die Lichter hin und her, weil Herr Clauſſen eifrigſt nickte. Aber Brinckhoff ſchüttelte den Kopf. „Clauſſen! So ein erfahrener Mann wie Sie! Wie können Sie ſolche Ammenmärchen glauben! La Feira hat für die preußiſche Genoſſenſchaft vier Pampas gekauft, Cor d'Oro, Eſperanca, Reſpira und noch irgend eine. Er hat ſie weit überzahlt, muß ſie weit überzahlt haben, und dieſe vier Dinger werden, wenn ſie das menſchenmöglichſte produzieren, 30 000 Tons jährlich liefern können und in ſechs Jahren erſchöpft ſein. Das iſt, wenn die Genoſſenſchaft es wirklich durchhält, für uns, die wir ein Drittel des preußiſchen Salpeters liefern, ein Verluſt von anderthalb Millionen Mark auf die Dauer von ſechs bis höchſtens acht Jahren. Das werden wir aber in Rußland bequem wieder einbringen. Petroff & Sohn beſtätigen ja die Berichte des Agenten Legidoff. Dieſer Ankauf der vier Pampas kann unmöglich bewirkt haben, daß wir die Verträge, die ſeit Jahren auf etwa 90 000 Tons im voraus abgeſchloſſen haben, dieſes Jahr abſolut nicht unter Dach und Fach bekommen können.“

„Ich mache darauf aufmerkſam,“ ſagte der Prokuriſt, „daß nicht nur die Eigenkonſumenten und die Fideikommißverwaltungen keine Verträge erneuert

haben, ſondern auch die Zwiſchenhändler nicht, die, wie ſie ſchreiben, ſelbſt nicht mehr abſchließen können. Es muß alſo doch zum mindeſten bei allen Konſumenten, den großen Landwirten, die von uns direkt beziehen und bei den kleinen, die ihre Ware vom Zwiſchenhändler bekommen, die Hoffnung beſtehen, daß ſie aus einer anderen Quelle billiger als bisher beziehen können. Denn ſonſt würde doch auf der ganzen Linie nicht ſo plötzlich ein Stillſtand eintreten."

Die Feder Brinckhoffs glitt über den Notizblock. „Wir haben uns dem Syndikat gegenüber noch vier Jahre zur Abnahme eines feſten Quantums von jährlich . . ."

„120 000 Tons —"

„verpflichtet. Einſtandspreis unter günſtiger Durchſchnittsberechnung ca. Mk. 50.— für die Tonne."

„Das haben wir, Herr Brinckhoff."

Die beiden Männer ſahen ſich in die Augen. Keiner ſprach den furchtbaren Satz aus, daß ſie für dieſes Quantum keine Abnehmer mehr haben würden.

„Das ganze iſt ein La Feiraſcher Bluff. Er wird die Landwirte um die mühſam zuſammengebrachten Pfennige bringen. Denken Sie an ſeine Manipulationen im ſpaniſch-amerikaniſchen Kriege. Unſere Firma von drüben hat abſolut nichts von weiteren Ankäufen gehört. Und der Kapitän von der Tarapaca verſicherte mich im Dezember ausdrücklich, daß es ausgeſchloſſen ſei, heute noch größere Be-

ſitzungen in Chile zu erwerben. Solche Leute wiſſen doch auch Beſcheid.“

Der Prokuriſt hob den Kopf. „Unſere Firma drüben hat ſich nur mit Verſchiffungen abgegeben und hat durchaus keine Fühlung gehabt. Auch der Kapitän iſt nicht an den richtigen Quellen geweſen. Jedenfalls kam uns der Ankauf der vier Pampas doch auch ganz überraſchend.“

„Das iſt richtig,“ ſagte Brinckhoff.

„Und es iſt nicht ausgeſchloſſen,“ fuhr Herr Clauſſen fort, „daß da noch mehr dahinterſteckt. La Feira macht mehr möglich als andere Leute, weil er kein Mittel ſcheut. Vielleicht empfiehlt es ſich, Herr Brinckhoff, daß ich unſere Abnehmer im Inlande einmal perſönlich aufſuche. Da erfährt man ja am erſten, was eigentlich los iſt.“

„Tun Sie das in Gottes Namen, Clauſſen. Das iſt eine verſtändige Idee.“ Brinckhoff ſah dankbar zu ſeinem Prokuriſten hin. „Reiſen Sie möglichſt noch heute ab, und wenn es etwas Wichtiges gibt, halten Sie mich telegraphiſch oder telephoniſch auf dem Laufenden.“

Herr Clauſſen hatte ſich erhoben.

„Ich werde um 1 Uhr nach Berlin abfahren.“ Er verbeugte ſich kurz, daß das Licht auf ſeiner Glatze wie ein Blitz hin und her huſchte und die goldene Kette in Schlingerbewegungen kam. Brinckhoff nickte ihm freundlich zu, und er hatte ſich ſchon wieder

in die Papiere vertieft, als der Prokuriſt das Zimmer verließ.

Gegen La Feira & Co., jemanden, für den Handel legaliſierter Betrug iſt, gibt es freilich kaum einen Schutz. La Feira weiß ſich durchzudrücken. Clauſſen hat Recht, dachte Henry. Man will den Kerl ja ſogar zum Mitglied der Handelskammer machen. Und über ſeinem Haupte ſchwebt bereits die Bürgerkrone. Aber das, was Clauſſen annimmt, iſt doch nicht gut möglich.

Der junge Mann mit dem hochgebürſteten Haar meldete Herrn Dr. Carl Ferenwald; Brinckhoff ließ ihn bitten. Er mußte aber noch einige Minuten warten, ehe ſich der gelehrte Kaufmann ſeines Hutes und Mantels entledigt hatte.

Endlich trat der Doktor in das Zimmer. Seine kleinen, ein wenig müden Augen kniff er unter den Augengläſern feſt zuſammen, und ſeine Stimme hatte etwas Verhaltenes. Er reichte Brinckhoff die Hand, und nach den üblichen Vorfragen über die Familie begann der Doktor zögernd: „Heute, lieber Henry, wirſt du wohl einſehen, daß du meine Vorſchläge über die Jodgewinnung — hm — nicht ganz von der Hand weiſen kannſt.“

Brinckhoff ſah erſtaunt auf. „Wieſo?“

„Dieſe Frage — hm — wundert mich von dir. Ich will nicht indiskret ſein, aber — nun, du weißt, ja von den La Feiraſchen Vertragsabſchlüſſen für die Agrargenoſſenſchaft.“

„Es iſt mir nichts bekannt geworden, was für mich von Bedeutung ſein könnte!“

„Hm — dann bedaure ich, dir als erſter die Nachricht bringen zu müſſen. Sie iſt, ſoweit ich beurteilen kann, für dich von erheblicher Bedeutung, da du ja faſt ausſchließlich an preußiſche Grundbeſitzer lieferſt — hm. Der neu gegründete Concern wird nämlich bereits im nächſten Jahre zu Einſtandspreiſen an die Agrargenoſſenſchaft liefern können.“

Brinckhoff faßte ſich und ſagte: „Fallt Ihr auch auf dieſen La Feiraſchen Bluff herein? Es wird kein Gramm Salpeter herüberkommen. Eines Tags iſt Herr de la Feira mit dem Geld verſchwunden. Die Sache iſt eine aufgelegte Pleite.“

Ferenwald ſchüttelte den Kopf hin und her. „Du irrſt vollkommen. Wir haben vom Jodſyndikat ganz genaue Nachrichten bekommen. Das Kapital der Geſellſchaft beträgt über vier Millionen Mark.“

„So?“ Brinckhoff veränderte ſeinen Blick nicht; nach einiger Zeit fragte er nur: „Biſt du ſicher?“

„Ja.“

„Haſt du eine Ahnung, wieviel die Genoſſenſchaft an Salpeter bekommen kann?“

„Ihren ganzen Bedarf, bei voller Bearbeitung. Faſt 400 000 Tons.“

„Das können doch die vier Pampas nicht liefern?“

„Nein; La Feira hat auch noch andere Verträge abgeſchloſſen.“

„Dann müßte La Feira noch neben dem Ankauf der vier Pampas etwa ein Zehntel der bisher syndizierten Firmen dem Syndikat abspenstig gemacht und der Agrargenossenschaft zugeführt haben."

„Hat er auch."

„So."

„Ja. Und ich dachte — hm — indem ich auf deinen Brief zurückkomme, den du mir neulich schriebst — du mußt doch einen Rückhalt haben, denn du hast, soviel ich weiß, längere Verträge mit dem Syndikat, und da solltest du die Jodgewinnung einmal energisch anfassen. Neun Zehntel aller Abwässer gehen da drüben unbenutzt verloren; ja. Wenn du mit einigen der Firmen Verträge schließen würdest — hm — könntest du uns bequem den Bedarf liefern. Näheres wirst du aus dieser Denkschrift ersehen, die ich für dich ausgearbeitet habe."

Brinckhoff hatte in diesem Augenblick eine ganz unkaufmännische Rührung, von der er aber nichts merken ließ. Er sagte nur: „Ich danke dir. Ich werde übrigens meine Verträge mit dem Syndikat ohne Schwierigkeiten lösen können, wenn es überhaupt nötig sein wird. Aber das bezweifle ich. Im Gegenteil, ich glaube, ich werde sie erweitern müssen; denn ich bin im Begriff, in Rußland größere Absatzgebiete zu erwerben, was umso leichter gehen wird, da ich neulich von einem Dumamitglied hörte, daß in allernächster Zeit die Zollschranken für den Salpeter fallen werden. Ich werde dir aber trotz

alledem mit Jodofferten näherkommen. Ich denke, es wird in zwei Monaten möglich ſein, dir definitive Angebote zu machen."

Ferenwald ſah auf. „Das freut mich wirklich, daß du ſo ſicher biſt. Ich glaubte dich ſchon in einer recht unangenehmen Lage."

„Abſolut nicht. Wie geſagt, ich halte die ganze La Feiraſche Manipulation für Schwindel und verweiſe zur Begründung auf den großen Salpetertrick, den er im ſpaniſch-amerikaniſchen Kriege machte. Sollten aber wirklich einige flaue Jahre eintreten, nun, dann läßt mich das Syndikat nicht im Stich, denn dazu ſind wir doch zu nahe befreundet."

„Ja, das weiß ich. Gewiß. Ich vermutete nur nicht, daß das Syndikat überhaupt imſtande wäre, dich ſolange durchzuhalten."

Brinckhoff lächelte. „Du unterſchätzt die Macht des Salpeterſyndikats. Abgeſehen davon hat das Syndikat das lebhafteſte Intereſſe daran, daß ich Salpeter herüberbringe, denn es iſt doch an meiner Schiffahrt-Linie ſtark beteiligt. Die preußiſchen Abnehmer ſind doch nur ein Bruchteil des Rieſen-Abnehmerkreiſes auf der Welt. Um dieſen Schaden auszugleichen, wird das Syndikat ſich nicht an mich halten, ſondern es wird vielleicht den Preis der Tonne um zwei Mark erhöhen. Dann iſt wieder alles in Ordnung, ohne daß irgend jemand fühlbar darunter zu leiden hätte."

„Es iſt doch gut, daß du die ruſſiſche Sache im

Hintergrund haſt," entgegnete Ferenwald mit der gleichen Ruhe und glitt mit ſeinen mageren Händen über die Schläfe. „Ein Drittel des ganzen preußiſchen Bedarfs haſt du doch bis jetzt immer gedeckt?"

„Ja. Der Reſt vertreilte ſich auf Thomſen & Co., Breitenbach & Co., die Lenz-Company und verſchiedene andere, die freilich auch ſüddeutſche und außerdeutſche Abſatzgebiete haben. Du wirſt ja ſehen, wie ruhig man dieſe Mitteilung an der Börſe aufnimmt. Aber komm, es iſt Börſenzeit."

Sie gingen durch das große Kontor, und Henry überflog noch einmal mit einem Blick den Raum. Der zweite Prokuriſt trat ein paar Schritte vor und verbeugte ſich. Während Brinckhoff den Zylinder ſorgfältig aufſetzte, ſagte er: „Telegramme aus London zur Börſe nachſenden." Dann grüßte er, indem er den Hut von dem geſenkten Kopf nach vorn weg und wieder zurückführte und ſchob Ferenwald freundlich durch die Tür vor ſich her.

Sie fuhren in dem Paternoſteraufzug hinunter und gingen langſam durch die Brandstwiete und die alte Gröningerſtraße. Hier gab es nur eine geringe Anzahl von jenen modernen Kontorpaläſten mit rieſigen Glasſcheiben, geraden, ſaubern Kachelgängen und Treppenhäuſern mit ſcheußlichen Glasfenſtern: hier gab es in den Häuſern nicht einmal Aufzüge, ſondern nur breite Treppen aus Eichenholz, die merkwürdig verſchlungen waren, mit flachen Holzgelän-

dern. Die Türen hatten ſeit der Rokokozeit ihre Friſche bewahrt. Schön gebauchte Türornamente blickten auf die Straße; und über den Türbogen ſaßen Wappenſchilde mit vielen Figuren, Sternen und Bäumen, oder gar mit Hausmarken. Brinckhoff ſah ſtarr gerade aus. Er ging in dem geſchäftigen Börſenſchritt, ſodaß der kleine Doktor Ferenwald Mühe hatte, mitzukommen. Die Herren unterhielten ſich gerade über die Verſuche der Algen-Jod-Geſellſchaft in Frankreich, als Ferenwald plötzlich vor einem alten, vornehmen Hauſe ſtehen blieb, mit dem Handſchuh der linken Hand auf ein neues Metallſchild mit einer Firmenbezeichnung hinwies und ſagte: „Hier iſt ja La Feira.“

Henry F. Brinckhoff zuckte ein ganz klein wenig die Achſeln und ſagte: „Ich weiß es nicht, ich habe mich nie darum gekümmert.“

Als ſie über den Rathausmarkt ſchritten, ſchüttelte Ferenwald den Kopf: „Nord-Venedig nennen wir uns! Ich danke! Sieh mal, anſtatt daß man dieſe beiden Häuſerblocks da zwiſchen Rathausmarkt und Jungfernſtieg niederlegt, den Eingang zur Petrikirche frei hält, die Arkaden rund um den Platz führt und Alſter, Kirche, Kontorhäuſer und Rathaus zu einer gewaltigen, architektoniſchen Einheit verbindet, zu einem Platz, wie ihn außer Venedig kein Ort der Welt hätte, da verbauen ſie von neuem die Alſteraus-ſicht durch Bierpaläſte, laſſen ſich chineſiſche Scheußlichkeiten neben beſte deutſche Gothik ſetzen und kleben

die Front der Kirche mit Mietskasernen zu! Es ist zum Weinen!“ Der Doktor war ganz aufgeregt. „Wissen denn die Menschen nicht, daß sich Macht am besten in würdiger Architektur äußert! Muß denn überall ein Grundzins herausgeschlagen werden? O wie ich diese ängstliche Sparsamkeit hasse! Venedig als Erzieherin!“

Über Brinckhoffs Gesicht glitt rasch ein Lächeln. „Bist du einmal wieder begeistert? Denk an die Bürgerschaft, über die Gesichter, wenn der Antrag Ferenwald zur architektonischen Ausgestaltung des Rathausmarktes vorgelegt würde!“

„Das ist Sache der Presse und der Leute von Geschmack. Die Geschichte müßte so angefaßt werden, daß der ein Schuft, ein Landesverräter, ein Pfennigknecht wäre, der dagegen stimmte. Schließlich aber gibts ja auch Mäzene, die mithelfen könnten.“

Der Börsenhof wimmelte von Kaufleuten: alte Herren im Zylinder und Gehrock, die still und gesetzt auf den Börseneingang zuschritten; merkwürdige Erscheinungen im Jakettanzug und hohem Hut, und junge Herren, die einfach, zum Ärger der alten, im Straßenanzug kamen. Durch die beiden Seitentore und durch die Rathaushalle flutete der Menschenstrom in den Renaissancehof; dann vereinigte er sich wieder und glitt ununterbrochen in das Börsengebäude hinein. Wenige Minuten vor zwei flaute der Zufluß ab. Einige verspätete Kommis

und mehrere alte Herren, Inhaber von Millionenfirmen, kamen mit wehenden Gehrockſchößen über den Platz geſetzt, damit ſie das Börſenſperrgeld von dreißig Pfennigen, das nach zwei Uhr erhoben wird, ſparten.

Brinckhoff verabſchiedete ſich von ſeinem Schwager, drängte ſich in die Börſe hinein und durch das Menſchengewühl ſeinem Stande zu. Er begrüßte ſeinen Börſennachbarn, einen alten, ſehr lebhaften Groſſiſten und ſprach mit ihm einige Worte. Mehrere Makler wanden ſich an den Pfeiler heran; kurz und klar erteilte Brinckhoff ſeine Befehle, nickte wieder, ſchüttelte ein paar Hände und ſuchte in dieſer ſummenden und ewig bewegten Menge nach Freunden und Bekannten.

Sein Blick blieb plötzlich an einem großen Manne mit breitem Rücken hängen, der mitten im Saal dicht am Leuchter ſtand. Er hatte den Kopf mit dem kurzen Hals nach vorn geneigt, ſodaß er wie von oben herab ſprach oder vielmehr ſchrie. Ab und zu zuckten die breiten Schultern, und die Hände gingen erregt oder bedauernd nach den Seiten. Vor dem Manne ſtand ein kleiner, eleganter Herr mit ſcharfem Profil und unruhig flackernden Augen. Der kleine Herr faßte von Zeit zu Zeit nach einer großen Perle, die in einem dunkelgrünen Shlips ſaß. Das war Theo C. Thomſen, der Juniorpartner von Thomſen & Co. Er war ganz Erregung. Seine Augen griffen immer wieder an.

Sie waren Tiger geworden, die an den dicken Hals des breiten Mannes ſpringen wollten, um ihm die Schlagader zu zernagen, daß das rote Blut in einem lachenden Bogen über dies Gewirr von Menſchen ſpritzte bis hinauf in die Renaiſſancebogen der oberen Etage, bis hinauf zu der Windhr, die ewig hin und herwackelnd dort oben die Windrichtung angab. Und wenn der kleine Herr etwas mehr Phantaſie gehabt hätte, dann würde er gewünſcht haben, daß das dicke Blut des dicken Herrn die Windhr ſo eintrocknen möchte, daß die Windhr den Wind gezwungen hätte, nach Weſten zurückzuwehen, wo er die erſten Salpeterſegler der Genoſſenſchaft zur Beſchaffung billiger Düngemittel an den Klippen von Rio zerſchmettert hätte.

Aber ſoviel Phantaſie hatte der kleine Herr nicht; auch wußte er ja nicht, ob der dicke La Feira überhaupt ſchon Schiffe gechartert hatte. Er dachte immer nur: Iſt es wirklich wahr, daß dieſes Ätz uns den ganzen preußiſchen Handel aus den Fingern geriſſen hat? Das gibt ja einen furchtbaren Krach, einen entſetzlichen Krach. Und dann dachte der kleine Herr daran, zu Henry Brinckhoff zu gehen, dem vornehmen Henry F. Brinckhoff, der Vertrauensmann des Salpeterſyndikats war, und von dem drei Vorfahren im Senat geſeſſen hatten. Aber Henry F. Brinckhoff ſah mit dem ewig ſtillen, faſt höhniſchen Geſicht zu ihm herüber. Der hatte das natürlich ſchon lange gewußt und hatte ſich vorgeſehen. Und der dicke La Feira zuckte die Achſeln

und ſagte, er wiſſe von gar nichts, und er werde doch wohl noch Geſchäfte machen können.

In Brinckhoffs Hirn ſah es jedoch anders aus, als ſein Geſicht vermuten ließ. Dort war eine furchtbare Klarheit. Er ſah, daß Theo Thomſen verzweifelt zu dem alten Breitenbach ging, ihm etwas ſagte, und daß ſich der alte Breitenbach mit dem glattraſierten Geſicht und den Bartkoteletten plötzlich mit beiden Händen nach dem Herzen griff. Dann ſah er, daß La Feira, der mit ſtark poſiertem Gewaltsausdruck auf ſeinem Platz geſtanden hatte, plötzlich einem eleganten Herrn entgegeneilte, der anſcheinend nicht hierher gehörte und der ſich zurecht ſuchen mußte. Der Chilene ſtreckte ihm die Hände entgegen und gab ihm ein Telegramm. Der elegante Herr verbeugte ſich höflicher als es Kaufleute tun, und war ſehr zurückhaltend. Als er ſich ein wenig zur Seite drehte, erkannte Brinckhoff ihn. Es war Herr von Schwochau, der Attaché an der preußiſchen Geſandtſchaft.

Brinckhoff ſtarrte noch immer zu La Feira hinüber. Allmählich merkte er, daß jemand neben ihm halblaut ſagte: „Herr Brinckhoff, Herr Brinckhoff!“ Er neigte den Kopf. Sein junger Mann mit dem hochgebürſteten Haar ſtand neben ihm. „Ein Telegramm aus London.“ Brinckhoff las es. Es ſtand darin, daß einer der Herren des Salpeterſyndikats zwecks dringender Rückſprache heute Nachmittag in Hamburg ſein werde. Jetzt wußte Brinckhoff, woran er war.

IX.

Herr de la Feira hatte dem Attaché gegenüber sofort jene halblaute Sprache angenommen, die in vornehmen Kreisen üblich ist. Er klappte mit den Augen, wiegte sich in der Hüftpartie und machte ein Gesicht voller Würde und Hochachtung. Er nickte seinem Börsennachbarn zu und ging mit Herrn von Schwochau aus der Halle hinaus, nicht ohne den Versuch zu machen, ab und zu seine Hand in den Arm des Attachés zu legen.

„Sie würden mir wirklich eine kolossale Freude machen, Herr von Schwochau," meinte La Feira, als sie am Brunnen im Börsenhof standen, „wenn Sie mit mir hinaus zum Essen kämen. So der erste Frühling an der Elbe, wissen Sie .... und frische Austern .... hähä ..."

Über das Gesicht des Attachés glitt ein Lächeln, von dem La Feira im Augenblick nicht sagen konnte, ob es ein Lächeln der Zustimmung oder der Geringschätzung sei.

„Wir sind ganz unter uns," setzte der Chilene hinzu. „Die Intimen des Hauses: Graf und Gräfin Pagenhude, die verwitwete Prinzessin Doyn-

Doyn, geborene Marcheſa Biancafiore und der neue Landrat Cohn-Kubynath und Frau . . .“

„Wa . .?“

„Der neue Landrat. Er hat die letzte Freiin von Kubynath geheiratet und heißt jetzt Cohn-Kubynath.“

Schwochau nahm die Einladung an. Nachdem er den Inhalt des ihm von La Feira übergebenen Telegramms an die Geſandtſchaft telephoniert und nachdem der Chilene Schwochau zu Tiſch angemeldet hatte, brachte ſie das Automobil über St. Pauli und Ottenſen auf die Elbchauſſee.

Alſo zu Inez de la Feira, überlegte ſich Schwochau, als ſie durch Ottenſen fuhren. Wie klug ſie neulich geweſen war. Sie hatte jede Faſer ſeines Herzens bloßgelegt, jede Regung ſeines Inneren erkannt. Und ihn zog ein ganz beſonderer Reiz zu dieſer Frau; ein Wittern der Lebensquellen. Wenn er einige Stunden nicht mehr an ſie gedacht hatte, ſchoß ihr Bild ihm wieder durch den Kopf. Er hatte es ſchon einmal erlebt, daß ſich das Bild dieſer Frau ihm gegen ſeinen Willen aufdrängte; aber er merkte, daß er es nicht mehr ſo leicht abſchieben konnte, wie in jener Nacht, wo er den Entſchluß von Ellen Brinckhoff erwartet hatte.

La Feira, der ſich anfangs Mühe gab, eine leichte Unterhaltung zu führen und von Rennen, Offizieren, die bei ihm verkehrten, ſowie von ſeinem mecklenburgiſchen Rittergut ſprach, das er

ſich zur Begründung ſeiner Salpeteroperationen zugelegt hatte, wurde allmählich ſtiller. Die leichte und doch ruckweiſe Vibrationsbewegung des Fahrzeuges ſchläferte ihn langſam ein, ſodaß er nach kurzer Zeit mit offenem Munde ſchnarchende Töne ausſtieß. „Scheußlich," dachte Schwochau und überlegte ſich, wie er dem Chilenen ſeinen Auftrag, ihn über ſeine Stellungnahme zur Verleihung des preußiſchen Kommerzienratstitels zu befragen, am effektvollſten unterbreiten könne.

„Wir müſſen genau wiſſen, wie der Kerl darüber denkt, ehe wir die Sache den Inſtanzenweg zurückgehen laſſen. Ich möchte mich nicht blamieren," hatte Seine Exzellenz ausdrücklich geſagt. „Tippen Sie geſchickt an, mir liegt viel daran."

Das Auto machte hinter dem Parkhotel einen kleinen Sprung über eine Waſſerrinne, und nun wachte La Feira wieder auf. „Sehr ſchön," murmelte er, „milde Frühlingsluft."

Schwochau ſah den Chilenen, der in ſeiner Denkweiſe ebenſo unerzogen wie in ſeinen Manieren war, mit der ſtolzen Überlegenheit des Mannes an, der die beiden ſüßen Gifte Tradition und Individualismus zu einem gewaltigen Ganzen in ſich vereint hat. In ihm ſtieg plötzlich eine Sucht auf, den Menſchen, der weit ausgeſtreckt in den Polſtern lag, zum mindeſten ſeeliſch zu züchtigen, damit er zuſammenzuckte, und wenigſtens äußerlich lebendig wurde.

Er fragte daher ganz im Gegenſatz zu den In-

ſtruktionen, die ihm der Geſandte gegeben hatte, brutal und kurz: „Legen Sie Wert darauf, Herr de la Feira, königlich preußiſcher Kommerzienrat zu werden?“

Der Attaché erwartete, daß der dicke Mann wenigſtens zuſammenzucken würde. Der blieb aber in den Kiſſen liegen und ſagte nur: „Hä?“

„Ob Sie Kommerzienrat werden wollen.“ Schwochau mußte anfangs mit einem ſchwachen choleriſchen Anfall kämpfen; dann aber erſchien ihm die Sache lächerlich, und er antwortete auf das zweite „Hä“ des Chilenen überhaupt nicht mehr.

„Was ſoll denn der Rummel koſten?“ begann La Feira nach einiger Zeit, während er ſich aufrichtete.

Nun verdirbt ſeine Bauchſilhouette mir wenigſtens die Ausſicht nicht mehr, dachte Schwochau. „Nur die Stempelgebühren; etwa tauſend Mark.“

„Das könnte man mir für meine Verdienſte auch gratis geben,“ brummte der Kaufmann und zog eine Importe aus ſeinem Etui. Er vergaß, es Schwochau anzubieten und ſtammelte erſt eine Entſchuldigung, nachdem der Attaché ſich eine Zigarette angezündet hatte.

„Ich habe hier zwar kein Geſchäft abzuſchließen, aber der Titel wird Ihnen vermutlich doch tauſend Mark wert ſein; ſchon dem Landrat Cohn-Kubynath gegenüber. Außerdem haben Sie bei dem Ge-

ſchäft noch einige tauſend Mark verdient und können ruhig die Gebühren zahlen."

Der dicke Kopf des Chilenen wandte ſich zu dem Attaché. „Ich habe da drüben keinen Pfennig verdient. Ich habe nur zugeſetzt."

„Iſt die Möglichkeit," entgegnete Schwochau höhniſch und machte das Fenſter auf, damit der Tabakrauch abziehen konnte.

Dann ſchwiegen die beiden Herren wieder, während das Auto in den Park einlenkte. Vom Hauſe aus war die Lindenallee elektriſch erleuchtet. Schattenhaft glitten die großen Stämme der Linden vorüber. In den Büſchen ſchlummerte der Vorfrühling. Er war in den Äſten und Zweigen emporgeſtiegen bis zu den runden, kleinen Knoſpen, und nun ſchlich er an der Hand der Nacht durch den Park und ſchüttete die Süßigkeit des Empfangens in die Natur, daß ſie ſchön wurde wie eine junge, geſegnete Frau.

Inez de la Feira hatte faſt den ganzen Tag in dieſem frühlingsſchweren Park verbracht. Sie hatte die weißen Pfauen gefüttert und gelächelt, als ſie in der Papageienallee das arme Tier ſah, das ſie einſt gehaßt hatte, weil es den Namen ihres Vaters trug. Sie hatte ſtumm vor ſich hin geſehen, während ſie weiter daran dachte, daß ſie eigentlich nur deshalb geheiratet hatte, weil ſie ihren Namen ändern wollte. Ihre Gedanken hatten Schwochau umkreiſt. Die Unterhaltung, die ſie mit ihm geführt hatte,

peinigte ſie ſeit Tagen. Und ſie war ſich klar darüber, daß er einen unermeßlich tiefen Eindruck auf ſie gemacht hatte. Sie fühlte es, daß die ganze Öde ihres Herzens von dieſem Manne ausgefüllt war.

Biſt du denn verrückt, fragte ſie ſich. Kennſt du nicht ſeine Verworfenheit? Die unerträgliche Flatterhaftigkeit? Haſt du ihn nicht ſelbſt danach benannt: Don Juan im Frack? Sie war im Begriff, an ſich zu verzweifeln. Sie ſah, daß gerade dieſe Eigenſchaft Schwochaus, die Differenziertheit in der Liebe, wie ſie das jetzt wieder nannte, was ſie noch eben als Flatterhaftigkeit bezeichnet hatte, auf ein beſtimmtes Gebiet ihrer Seele ganz ungeheuer einwirkte, während ihr moraliſches Empfinden andererſeits wieder davon abgeſtoßen wurde.

Sie ſah, daß jenes ungeheure Naturgeſetz von der Anziehung des Poſitiven und des Negativen auch auf die Liebe anwendbar ſei, daß trotz ſoziologiſcher Hemmungen dieſer ſo angewandte Satz ſich immer wieder Geltung zu ſchaffen wußte. Sie war auch klug genug, um zu wiſſen, daß ein ſtark individualiſtiſcher Mann nicht etwa bekehrt oder umgeformt werden kann wie ein Negerkind, das in die Hände von Miſſionaren fällt. Das zweckloſe Unternehmen, Schwochau, den Sieger feſſeln zu wollen, kam ihr auch gar nicht in den Sinn. Sie fühlte nur, daß ihr ganzes Ich ſich zu ihm hindrängte, triebartig, weil die Fähigkeit zur Hingabe ſich zur Kraft drängt.

Mit jener eigenartigen Miſchung von Erwartung und Reſignation, die feineren Naturen vor großen, einſchneidenden Ereigniſſen eigen iſt, ging ſie in das Haus, als der Abend in den Park ſank. Sie ließ ſich von ihrer Zofe umkleiden und war gerade damit fertig, als der Landrat Cohn-Kubynath und ſeine Frau in das runde Gartenzimmer geführt wurden. Der Landrat war dick und ſehr ſchlecht angezogen. Er trug einen goldumrandeten Kneifer, der ihm meiſt ſchief auf der fleiſchigen Naſe ſaß und hatte große, tellerförmige Füße. Die letzte Freiin von Kubynath war dünn, ältlich und vertrocknet, ungemein geſprächig und hatte die Hände ſtets über dem Magen gekreuzt. Das Paar begrüßte Inez mit einer ſo ſtürmiſchen Herzlichkeit, daß ſie nur mit Mühe das Gefühl des Ekels unterdrücken konnte.

„Ihr Herr Gemahl hat ſich ja — äh — ſehr große Verdienſte um die Landwirtſchaft erworben, und hat ſich ja ſogar ſelbſt — äh — angekauft?“ fragte der Landrat und ſchob den Kneifer gerade.

„Das iſt ja das einzige, das einzige, gnädige Frau, befeſtigter Grundbeſitz,“ flocht die geborene Freiin von Kubynath ein, „befeſtigter Grundbeſitz, natürlich nur, wenn er in den richtigen Händen iſt. Nur durch ihn kann man der Umſturzparteien Herr werden. Mein Urgroßvater Kaſimir von Kubynath auf Drembocze . . . .“

Der Diener meldete Graf und Gräfin Pagenhude.

Die Gräfin, eine vornehm ausſehende Dame mit leicht ergrautem Haar, ſchwebte langſam in das Zimmer, während das grauſeidene Kleid leiſe raſchelte. Ihr Geſicht war von einer ruhigen, erwartungsvollen Liebenswürdigkeit, wie man es häufig bei gewandten aber nicht allzu intelligenten Frauen antrifft. Die ſtrengen Züge hatten eine ganz feine Beweglichkeit, und ſie lächelte ſogar, als ſie Inez de la Feira die Hand gab. Der Graf war hager und ſah aus, wie die Grafen auf der Bühne ausſehen, mit leicht ergrautem Schnurrbart und dünnen Haaren.

„Kennen ſich die Herrſchaften? Graf und Gräfin Pagenhude .... Unſer neuer Landrat, Herr Cohn-Kubynath und Frau ...“

Gräfin Pagenhude wandte einen Augenblick nur den Kopf zu den Vorgeſtellten; dann drehte ſie ſich ihnen aber ganz zu und ließ den Sturm der Frau Cohn-Kubynath über ſich ergehen, daß ihr Großvater Freiherr Kaſimir von Kubynath auf Drembocze mit einem Grafen Pagenhude, deſſen Mutter eine Fürſtin Doyn-Doyn geweſen ſei, während der Univerſitätsjahre ſehr befreundet geweſen ſei.

„So, ſo,“ entgegnete die Gräfin, „das intereſſiert mich ja ſehr, Frau Cohn.“

Als La Feira mit Schwochau den Saal betrat, fehlte nur noch die Prinzeſſin Doyn-Doyn, die den Herren aber auf dem Fuße folgte. Sie war von anderem Temperament als die Gräfin Pagenhude,

bis zur Beunruhigung lebhaft und von beſonderer Herzlichkeit. Ihre lange Perlenkette, die ſie über dem ſchwarzſeidenen Kleide trug, zog ſie zuweilen durch die Zähne und pfiff dann durch Zähne und Perlen ganz leiſe eine italieniſche Arie. An dieſer Perlenkette klebte eine Anekdote. Als in Paris das Geſpräch darauf kam, daß die Prinzeſſin Doyn geſchnürt ſei, ſoll ſie auf einen Stuhl geſtiegen ſein, das eine Ende der Kette in den Halsausſchnitt geſteckt, es am Knie wieder gegriffen, ſo die ganze Kette durchgezogen und geſagt haben: „Voyez, messieurs, que je ne suis pas serrée?“ Wie alt ſie war, blieb eine ewige Streitfrage. Im Gothaer war das Datum der Geburt nicht ausgefüllt. Sie verſtand es, jeden Menſchen ſo zu behandeln, daß er ſich von ihr ausgezeichnet fühlte, und nur ihr und ſeinem franzöſiſchen Küchenchef hatte es der verſtorbene Prinz zu danken gehabt, daß er Botſchafter in Paris geworden war, und ſich erſt kurz vor ſeinem Tode auf ſein holſteiniſches Gut zurückzuziehen brauchte.

Mit Schwochau hatte ſie eine Summe von Beziehungen von Tokio her, die ſie in der amüſanteſten Weiſe hervorholte. „Erinnern Sie ſich noch, wie wir beim Marquis Yamagata zum erſten Mal indiſche Vogelneſter aßen? Und wie Prinz Doyn auf deutſch ſagte: „Verdammt, was ſind die Nudeln zäh!“ — Und wie Yamagata auf deutſch antwortete: „Sehr geehrter Prinz, dies iſt ſozuſagen Vogelmiſt!“ “ —

Dieſe weltgewandte und verbindliche Dame nahm der Frau Cohn-Kubynath ſogar die Geſchichte vom Freiherrn Kaſimir von Kubynath auf Drembocze ab, der mit dem Sohn einer Prinzeſſin Doyn-Doyn, irgend einem Grafen, auf der Univerſität ſehr befreundet geweſen ſei . . . .

Bei Tiſch ſaß Schwochau links von Inez, die der neue Landrat führte. Schwochau hatte an ſeiner rechten Seite die Gräfin Pagenhude, die zwar ſehr vornehm ausſah, ihn aber auf die Dauer langweilte. Er war La Feira aufrichtig dankbar, als dieſer ſich mit der Gräfin über den holſteiniſchen Adel unterhielt; der Landrat legte ſeinerſeits Wert darauf, mit den Familien des Landadels in Beziehung zu treten und freundete ſich mit der Prinzeſſin Doyn-Doyn an. Die Unterhaltung wurde halblaut geführt. Die Wachskerzen gaben ein wohltuendes, rötliches Licht; Beleuchtung und Töne erinnerten an das Schwirren bunter Schmetterlinge.

Schwochau neigte ſich zu Inez.

„Sie haben mir neulich viel zu denken gegeben.“

„Ich weiß. Es ſchadete vielleicht nichts.“

„Im Gegenteil. Ich bin Ihnen tief zu Danke verpflichtet. Ich fragte mich, ob es nicht eine Frau geben könnte, die alle jene Möglichkeiten, deren ich bedarf, in ſich vereinigt. Es muß einen Menſchen geben . . . . es gibt einen.“

Sie ſah ihn ſcheu von der Seite an. „Irren Sie ſich nicht?“

„Nein, gnädige Frau, ich irre mich nicht. Nur der Menſch kann mir helfen, der ſozuſagen ein Arzt meiner Seele iſt. Der alle die feinen Faſern erkennt, die mich mit den Einzelmenſchen verbinden und der ſie dann alle löſt und auf ſein Herz zuführt, und mich ſo ganz in ſich vereinigt, weil er mich liebt."

Inez hätte aufſchreien können. Sie erkannte mit völliger Klarheit, daß das Unheil im Zuge war. Sie ſah, daß das alles, was ſie heute im Parke durchdacht hatte, nicht von viel größerem Wert ſein konnte, als wenn ein Soldat in der Schlacht denkt: Wenn jetzt ein Geſchoß über dir krepiert, dann mußt du ſterben. Sie hatte auf der Zunge, ihm zu ſagen: „Schwochau, ſeien Sie gnädig." Aber jene unſagbar feine, oft ſo ſchmerzliche Gier zu erleben, die in jeder, auch der edelſten Frau ſteckt, hielt ſie davon zurück.

Sie wandte ſich faſt mit einer phyſiſchen Anſtrengung von Schwochau ab zum Landrat. Er ſprach von dem Vater des Kaſimir Kubynath, der Staroſt — „nicht wahr, Claire, Staroſt?" — geweſen war. Inez erkundigte ſich, was „Staroſt" bedeute, aber das wußte niemand genau zu ſagen.

Als die Tafel dem Ende zuging, meldete der Diener, daß Herr de la Feira an das Telephon gebeten würde. La Feira legte die zerknüllte Serviette auf den Tiſch, ſtand umſtändlich und ſchwerfällig auf, bat um Verzeihung in dem halblauten Ton, der in vornehmen Kreiſen üblich iſt, und ging aus dem Zimmer. Als er nach kurzer Zeit wie-

derkam, ſagte er dem Diener leiſe: „Wenn Miſter Warren vom Salpeterſyndikat in London kommt, ſagen Sie mir ſofort Beſcheid.“ Dann reichte er mit ſchiefem Kopf und verbindlichem Flüſtern der Gräfin Pagenhude noch einmal die Schale mit Früchten. „Alles eigene Ernte, Gräfin.“ Schließlich wurde die Tafel aufgehoben, und man nahm in der Gemäldegalerie den Kaffee, wo der Landrat Cohn-Kubynath mit lauter Stimme äußerte, daß dieſer La Feiraſche Rembrandt ohne Zweifel ein Original und aus der beſten Zeit des Meiſters ſei.

Inez hatte während der Mahlzeit unter Schwochaus Blicken körperlich gelitten. Sie hatte ein Gefühl des Schmerzes, wenn ſie einen dieſer Blicke entgegennahm. Durch den Körper des Attachés ging ein ſonderbares Brennen. Er hatte dergleichen nie empfunden. Sonſt, wenn er irgend etwas erlebte, war er kalt, rettungslos kalt, von nicht viel anderer Erregung, als wenn er auf die Pürſche, auf einen ſtarken Bock ging. Nun war das alles verflogen. Längſt verſchüttete Tiefen öffneten ſich. Er fühlte dieſer Frau gegenüber die ganzen myſtiſchen, geheimnisvollen Schauer der Liebe. Er lebte den Vorgang in Gedanken noch einmal durch. Nie war er in Inez de la Feira „verliebt“ geweſen, hatte ſie niemals ausſchließlich begehrt; gemeinſam mit dieſem an der Erde klebenden Empfinden war ein höherer Ton angeſchlagen, der Gruß aus ſeraphiſchen Landen, ein Empfinden, das den Tränen benachbart iſt.

Während die Gäſte in der Galerie den Kaffee nahmen, gelang es Schwochau, einen Augenblick mit Inez im Gartenzimmer allein zu bleiben.

Er verbeugte ſich nur. „Woran ich bis jetzt vorbeigegangen bin, iſt mir klar geworden. Geben Sie mir ein ganz klein wenig von dem großen Glück, das Sie zu verſchenken haben. Ich bitte Sie . . .“

Inez wandte ſich ab.

Dann ſah er, daß ſie ſchluchzte; ihr Körper bewegte ſich in kurzen Schlägen.

„Inez!“

„Geert, ich ertrag es nicht mehr.“

Da neigte er ſich ganz leiſe zu ihr und küßte ſie auf die Stirn. Über ihn kam es, als wenn er kindergläubig von der Hoſtie genoſſen hätte. Alles, was er von Swedenborg wußte, wurde in ihm lebendig, die ganze Schönheit einer Welt, in der ſich Engel in hyazinthfarbenen und purpurroten Gewändern umarmen, während rote Roſen ſie umſchließen wie eine Muſchel. Er war entrückt mit ihr in goldene Fernen, und ein Mantel von Wunſchloſigkeit umhüllte ihn.

Sie ſtand unbeweglich und wußte, daß ſie ſein war.

Die Unterhaltung, die aus der Galerie drang, riß ſie aus anderen Welten. Schwochau, der in tauſend geſellſchaftlichen Lagen ſich zurechtgefunden hatte, war einen Augenblick wie verſtört. Inez fühlte einen quälenden Schmerz darüber, daß ſie zurück mußte in dieſes Getriebe.

„Es muß ſein, Lieb," flüſterte er leiſe. „Sobald ich kann, bin ich bei dir."

Nun miſchte ſie ſich wieder unter die Menſchen. Selten ſtreiften ſich ihre Blicke. Wenn es geſchah, war es mit einem inneren Aufjauchzen, einem Gefühl höchſter Seligkeit . . .

Inzwiſchen war Herrn de la Feira Miſter Warren gemeldet worden. Der Engländer ſaß ſchon in La Feiras Arbeitszimmer und gab dem eintretenden Hausherrn die Hand. La Feira ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch, nahm einen Bleiſtift und einen Notizblock vor und ſah Miſter Warren an.

„Was führt Sie zu mir, Miſter Warren?"

„Ich komme im Auftrage des Salpeterſyndikates, um Ihnen einige Vorſchläge zu machen. Zu meinem Bedauern ſehe ich, daß Sie Gäſte haben."

„Bitte, das ſchadet nichts. Die ſtreiten ſich darum, ob mein unechter Rembrandt e ch t iſt."

La Feira ſagte das mit dem Zynismus des Mannes in ſicherer Poſition, der ſich ſogar den Luxus erlauben kann, ſich ſelbſt zu verſpotten.

„Schön," ſagte Miſter Warren, und die Falten in ſeinem langen Opiumgeſicht verzogen ſich ein wenig.

„Wenn aber die Angelegenheit ſo wichtig iſt, daß Sie ſie ganz in Ruhe erledigen wollen, ſo kommen Sie am beſten morgen auf mein Kontor," ſchlug La Feira vor.

„Ich werde nicht verfehlen, morgen noch einmal bei Ihnen vorzusprechen. Vielleicht denken Sie meine Vorschläge bis dahin durch. Das Syndikat, das Ihre außerordentliche Tatkraft bewundert, ist der Ansicht, daß der Agrargenossenschaft sowohl wie auch dem Syndikat am meisten damit geholfen sein wird, wenn gewisse Abmachungen getroffen werden, die ein ruhiges Nebeneinanderarbeiten der beiden Concerne ermöglichen."

La Feiras Bleistift war über den Notizblock geglitten, und nun riß er hastig das erste Blatt ab. „Darüber läßt sich vielleicht reden. Wie denkt sich denn das Syndikat dieses Zusammengehen?"

„Zunächst braucht das Syndikat einen Vertrauensmann."

„Henry F. Brinckhoff hat diesen Posten seit dem Tode seines Vaters inne."

Mister Warren nickte. „Das Syndikat hat aber, wie Sie am besten wissen, mit Henry F. Brinckhoff gewisse Differenzen gehabt. Es tut uns außerordentlich leid, aber er steht außerdem vor Schwierigkeiten, die nicht zu übersehen sind. Er ist auf Jahre hinaus dem Syndikat zur Abnahme eines hohen Quantums verpflichtet, ist aber, wie er mir heute schon erklärte, nicht durch Rückverträge gedeckt."

„Das heißt: Henry F. Brinckhoff wird liquidieren müssen," antwortete La Feira und sah lauernd über seine Notizen den Engländer an.

„Das wissen wir nicht. Er glaubt, in Rußland

Abſatzgebiete gewinnen zu können. Jedenfalls iſt es nicht möglich, daß das Syndikat ihn als Vertrauensmann beibehält, wo es mit ihm bedauerlicherweiſe in eine geſpannte Situation kommen wird. Ich habe die Anſicht des Syndikates darüber telegraphiſch eingeholt. Wenn es mit Ihrer Stellung in der Genoſſenſchaft vereinbar iſt, ſo bietet Ihnen das Syndikat Brinckhoffs Poſten an."

La Feira nickte langſam. „Darüber werden wir morgen des weiteren reden."

Über das Geſicht Miſter Warrens glitt eine ganz kurze Bewegung. Er blieb aber doch von jener kathedralenartigen Ruhe, die den großen Kaufleuten in ſchwierigen Lagen eigen iſt. „Sie wiſſen, Herr de la Feira, daß das Syndikat mit erheblichen Beträgen an der Brinckhoffſchen Segelſchifflinie beteiligt iſt. Brinckhoff wird ſeine Schiffe nicht mehr befrachten können. Es läßt ſich vielleicht zunächſt eine Einigung mit der Segler-Aktiengeſellſchaft darüber erzielen, daß die Landwirtſchaftsgenoſſenſchaft einige der Segler chartert und ſo ihren Salpeter hierher verfrachtet. Das würde ja auch im Intereſſe des Herrn Brinckhoff ſein, der ſonſt die Segler liegen laſſen müßte."

„Darauf wird ſich Brinckhoff aber erſt einlaſſen, wenn ihm das Waſſer am Halſe ſteht."

„Der größere Teil der Aktien iſt in die Hände des Syndikats gelangt. Er muß; ich werde ihm übermorgen die Vorſchläge des Syndikats unterbreiten.

Seine ruſſiſchen Pläne ſind vollkommen haltlos. Rußland importiert im Jahre 3000 Tons, alſo etwa einen halben Segler voll Salpeter. Und wenn die Zollſchranken tauſend Mal fallen: die Bodenkultur iſt dort viel zu weit zurück, und mit Salpeter läßt ſich nichts machen. Die Ruſſen haben noch Dreifelderwirtſchaft. Im übrigen wird der Brinckhoffſche Plan in den nächſten Tagen ſchon deshalb definitiv ſcheitern, weil, wie wir von unſerm Vertrauensmann in Petersburg wiſſen, die Zollſchranke in Rußland beſtimmt n i ch t fällt."

Miſter Warren hatte die letzten Worte hart und ziemlich laut geſprochen. Er ließ ſie ſozuſagen bei La Feira zurück, damit ſie dort ſuggeſtiv weiterwirken ſollten. Der Chilene forderte Miſter Warren auf, er möge den Reſt des Abends noch in der Geſellſchaft zubringen. Aber Miſter Warren lehnte ab. Er ſei nicht im Dreß, — „Aber das iſt doch ganz gleichgültig." — „Nicht für mich!" — und im übrigen müßte er noch mit den Inhabern anderer Syndikatsfirmen ſprechen, die ja zum Teil wie Thomſen & Söhne, auch in Schwierigkeiten geraten ſeien. Er empfahl ſich ruhig, ganz kalt, und La Feira, der wirklich wenig Phantaſie beſaß, konnte doch den Gedanken nicht los werden, daß ſolche Leidenſchaftsloſigkeit in der Unterhaltung etwas vom Weſen eines Geſpenſtes hätte.

Carlos de la Feira blieb noch einige Minuten vor ſeinem Schreibtiſch ſitzen. Dieſes Gefühl des

Genuſſes, das ihn durchſtrömte, koſtete er in der Stille aus. Er hatte das Syndikat an die Wand gedrückt. Brinckhoff und Thomſen waren tot. Er war der kommende Mann.

Er ſchmeckte die Süßigkeit des Herrſchens. Sein Gehirn arbeitete wie im Fieber. Immer neue Ideeen ſtiegen auf. Er würde mit dem Salpeterſyndikat, das ſich jetzt ja auch in einer Zwangslage befand, geheime, möglichſt günſtige Verträge abſchließen, die er ſeinen Agrariern natürlich nicht mitteilen würde. Dann konnte er die Produktion der vier Pampas und der anderen Agrarwerke in Chile ein wenig zurückhalten und mit einer geringen Preisſteigerung die vom Syndikat erworbenen Vorräte auf den preußiſchen Markt bringen. Auf dergleichen verſtand er ſich. Das war ſein Inſtrument, und er ſpielte es wie ein Virtuos.

Er ſah hinaus auf den Park. Das dicke, zerfurchte Geſicht war verklärt. Der Halsorden klapperte auf der Hemdenbruſt, und La Feira hatte das Empfinden, daß ſeine Macht durch alle Adern der Welt rann. Bald würde er das Herz des Salpeterhandels ſein.

Wenn er in dieſem Augenblick gewußt hätte, daß ſeine Frau mit den Fingerſpitzen die Hand des Attachés der Preußiſchen Geſandtſchaft berührte, dann würde er nur ärgerlich den Kopf geſchüttelt und geſagt haben: „Inez, bitte laſſe dergleichen.“

Wenn man die Welt beherrſcht, wenn Staaten von einem abhängen — was iſt da ein bißchen Liebe! Die ſtolze Brutalität der Idee hätte für dergleichen kaum Sinn gehabt.

Er war Herrſcher geworden. Das genügte ihm.

X.

Herr Clauſſen war von der Reiſe zurückgekehrt und hatte ſich, ehe er ſich bei Henry Brinckhoff nach der Börſe melden ließ, mehrere Male die Glatze mit dem Taſchentuch abgewiſcht. Dann war er langſam vorgerückt, hatte ſich verbeugt, daß die Uhrkette wieder in Schlingerbewegungen geraten war und hatte ſeinen Chef mit ſeinen klugen Augen angeſehen.

Henry F. Brinckhoff war damit beſchäftigt geweſen, einen Schlepperzug zu verfolgen, der ſich ſinnreich und ſorgfältig unter den Brücken und durch die liegenden Schiffe wand, während die dicke Rauchwolke des Fairplay XIV ſich unter dem Brückenbogen abplattete und an beiden Geländern in die Höhe ſtieg. Nun wandte Brinckhoff ſich um, nickte Herrn Clauſſen zu und winkte ihm, Platz zu nehmen.

„Wiſſen Sie, daß Miſter Warren hier war?“

„Es wurde mir eben geſagt.“ Herr Clauſſen, der ſonſt nichts als Salpeter fühlte, erſchrak plötzlich darüber, wie blaß und verſtört Henry Brinckhoff ausſah.

„Das Syndikat beſteht auf der Abnahme von 480 000 Tons während der nächſten vier Jahre. Sie

hatten recht, Clauſſen, mit den La Feiraſchen Machenſchaften.“

„Es iſt mir leider auch im Inland beſtätigt worden. Und ebenſo leider . . . .“

Brinckhoff ſah auf. „Was?“

„Ich komme direkt aus Berlin. Sörren & Co. ſagten mir, daß man in Rußland nicht daran dächte, die Zollgrenzen zu öffnen. Das ſeien Pläne einiger Dumaphantaſten geweſen, denen man nicht widerſprochen hätte, weil die Regierung es nicht für nötig hielt.“

Stille.

Henry F. Brinckhoff ſah wieder auf den Schlepperzug, der ſich inzwiſchen unter der Brücke durchgearbeitet hatte. Er ſah noch den Mann, der auf der letzten Schute am Ruder ſtand, und ſah, daß die Schute im Achterdeck eine kleine Wohnung hatte mit winzigen Fenſtern, vor denen Blumenſtöcke ſtanden. Die Fenſter waren weiß umrahmt, und hübſch gedrechſelte Trallen, die ebenfalls weiß angeſtrichen waren, hielten die Geranientöpfe feſt. Quer über dem Heck ſtand der Name der Schute: „Marie Drewes.“ — Henry F. Brinckhoff, in Firma Brinckhoff & Co., fühlte ein merkwürdiges, leiſes Sehnen, auf dieſer Schute zu leben, die Elbe hinauf und hinunterzufahren, nichts zu tun als zu ſteuern, auf das Vorboot im Schlepperzug zu achten und ſich der grundloſen Zweckloſigkeit dieſes Lebens in ſteter Ruhe zu erinnern.

Damit raffte er ſich plötzlich auf, ging ans Telephon und rief die preußiſche Geſandtſchaft an. „Bitten Sie Herrn Legationsſekretär von Schwochau ans Telephon. — Morgen Schwochau!“

„Morgen, Brinckhoff, Sie haben aber Glück, daß Sie mich treffen. Selten weilt der Aar in ſeinem Horſt. Siehe Berlin!“ —

„Schwochau, können Sie mir eine Auskunft geben? Es handelt ſich darum — ich möchte gern wiſſen, eines Geſchäftsabſchluſſes wegen, ob in Rußland die Zollbeſchränkungen für die Einfuhr von Salpeter aufgehoben werden.“

„Auf keinen Fall. Das war ein Geſchwafel, das von der Kadettenpartei in die Welt geſetzt wurde. Wir haben ſeit einigen Tagen Nachrichten aus Berlin, daß man den Antrag auf Herabſetzung des Einfuhrzolles für verſchiedene Waren gar nicht einbringen wird. Es war eine Wahlparole für agrariſche Bezirke. Morgen wird die Norddeutſche Allgemeine ein größeres Exposé aus der Feder eines jüngeren Diplomaten darüber bringen. Der, unter uns geſagt, Schwochau heißt. Natürlich rein dienſtliche Arbeit. Sonſt ſchornaliere ich nicht.“

„Danke Ihnen. Sie haben uns ja ſo lange geſchnitten. Sehen wir Sie einmal?“

„Ich denke bald. Die Saiſon hetzte mich wie einen Haſen.“

„Alſo dann auf Wiederſehen.“

„Adieu.“

Brinckhoff legte den Hörer wieder auf den Apparat und lehnte ſich dann gegen die Fenſterbank.

„Unſere Lage iſt klar, Clauſſen. Wir haben uns auf vier Jahre zur Abnahme eines Quantums im Werte von jährlich etwa ſechs Millionen Mark verpflichtet. Für das nächſte Jahr ſind wir durch Rückverträge gedeckt. Für die folgenden Jahre nicht mehr. Das war vielleicht ein wenig leichtſinnig, aber nicht leichtſinniger als ein Kaufmann es überhaupt ſein muß. Denn wer konnte an La Feira denken! Der größte Teil unſerer Abſatzgebiete iſt uns fernerhin verſchloſſen. Da die Möglichkeit, in Rußland Fuß zu faſſen, wie mir Herr von Schwochau ſoeben auch beſtätigt, ausgeſchloſſen iſt, werden wir entſprechende neue Abſatzgebiete nicht erobern können. Wenn das Syndikat auf der Abnahme beſteht und ſich nicht mit einer Abſtandsſumme begnügt, dann ſind wir verloren.“

Clauſſen antwortete nicht, aber er ſah Henry Brinckhoff feſt an.

„Sie wollen etwas ſagen, Clauſſen.“

„Ja, das wollte ich, Herr Brinckhoff. Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf: liquidieren Sie auf keinen Fall. Zahlen Sie jede Abſtandsſumme. Man wird Sie da drüben in London ſchon auszuquetſchen ſuchen. Aber liquidieren Sie nicht. Es iſt nicht nötig. Wir rappeln uns wieder hoch. Unſere Kredite bleiben ja beſtehen.“

„Meine Macht iſt da auch begrenzt, Clauſſen.

Wenn die Abſtandsſumme den Verträgen nur einigermaßen angemeſſen iſt, kann ich ſie nicht aufbringen, ohne die Firma bis ins Mark zu verletzen. Man wird mindeſtens ſechs Millionen verlangen, und das iſt mehr als der Wert der ganzen Seglerflotte. Was bleibt uns nachher? Ein kleiner Laden, wie ein Kaufmann im Inlande. Ob unſere Kredite bleiben, iſt mir mehr als fraglich. Ich werde morgen nach London fahren und mit den Herren des Syndikats perſönlich Rückſprache nehmen. Ich werde alles einſetzen, um nicht liquidieren zu brauchen. Und bei der Freundſchaft des Syndikates mit unſerer Firma kann ich ja auf das menſchenmöglichſte Entgegenkommen hoffen. Ich danke Ihnen, Clauſſen. Auf Wiederſehen."

Nun ſaß Henry F. Brinckhoff allein in ſeinem Kontor. Draußen ſchrieen die Schlepper, die Kutſcher knallten, und die Bahnen ſuchten ſich läutend ihren Weg durch das Gewühl. Brinckhoff ſah ſtarr geradeaus in die Ecke des Zimmers, wo die Büſte des Senators H. F. Brinckhoff, Gründers der Firma, auf einem Schranke ſtand. Und er ſtarrte auf die glatte Marmorarbeit der vierziger Jahre; er ſah dieſes Geſicht, das dem ſeinen ſo ähnlich war, nur daß jener dort eine etwas ſpitzere Naſe und ein ſchärferes Kinn gehabt hatte. Der jetzige Chef des Hauſes hielt im allgemeinen recht wenig vom Pathos, ebenſo wenig wie ſein Vater und Großvater davon gehalten hatten. Aber nun ſtellte er ſich

plötzlich vor die Büſte hin und ſah ſie lange an. „Was würdeſt du ſagen," ſprach er leiſe, „wenn du das erlebteſt. Aber ich kann nichts dafür." Dann wandte er ſich wieder um, ging langſam im Zimmer auf und ab und ſuchte die Verträge aus dem Safe, die er mit nach London nehmen mußte. Er packte alles zuſammen in eine große Ledermappe, nahm ſie unter den Arm und verließ durch den Privatausgang das Kontor.

Er ging durch die engen Straßen der Altſtadt und überquerte die Mönckebergſtraße mit den großen Nützlichkeitsbauten, deren Körper nur Eiſen und Kalkſtein und deren Seele nur Kontore ſind. Er ging an der Alſter entlang und atmete tief, als über das Waſſer ein warmer Lufthauch ſtrich, der den Duft von jungem Grün und erſten Blüten aus den Gärten von Harveſtehude über die Alſter nach der Uhlenhorſter Seite hintrug. Er ging ganz langſam durch den anbrechenden Frühlingsabend, einſam und traurig bis ins Innerſte und ſehnte ſich danach, mit irgend einem Menſchen, der ihn verſtehen konnte, zu ſprechen. Mit ſeiner Frau? Nein. Was würde ſie ſagen, wenn ſie von dieſem Zuſammenbruch erfuhr? Lamentieren und klagen. Er hatte ſie im Laufe der Zeit mit Mühe und Not ſoweit erzogen, daß ſie ſeinen und ihren Reichtum mit Anſtand ertrug. Daß ſie Armut ertragen könnte, ſoweit war er mit ſeiner Erziehung noch nicht gekommen.

Als er an Schwochaus Wohnung vorbeikam, ſah

er dort Licht. Ein Gedanke kam ihm: wie wäre es, wenn du Schwochau aufſuchteſt? Er führte dieſen Vorſatz ſofort aus und ſtieg die breite Treppe hinauf, klingelte und ließ ſich von Jimmy melden.

Schwochau ſaß an ſeinem Schreibtiſch und las ein wiſſenſchaftliches Werk über das Rom der Cäſaren. Er war aufrichtig erfreut, als Brinckhoff eintrat, und führte ihn in die Ecke an einen ſilbernen Teetiſch und ließ Tee reichen. Brinckhoff atmete auf. Er empfand die tiefe Beruhigung, mit einem klugen Menſchen allein zu ſein; er ſog langſam und andächtig an der ſchweren Zigarre und ſagte nur: „Ich bin ſo dankbar, bei Ihnen dieſen Augenblick der Ruhe verbringen zu können.“

Schwochau nickte. „Ich weiß, Brinckhoff, was los iſt. Erinnern Sie ſich noch, wie ich zu Ihnen ſagte: „Die Genoſſenſchaft iſt ein David“?“

Der Kaufmann ſah auf. „Schwochau!“ rief er, „Sie wußten, wie kapitalkräftig die Genoſſenſchaft war?“

„Ich wußte ſogar von den La Feiraſchen Abſchlüſſen mit den ſyndizierten Firmen.“

„Und das haben Sie mir . . . .“

„Mein Dienſteid, Brinckhoff. Ich bin, weiß Gott, weit genug gegangen. Wenn Sie hören *wollten*, hätten Sie hören können. Und wo Sie auf den David nicht gehört haben, hätten Sie auf alle andern auch nicht gehört. „Das Syndikat iſt ein Rieſe“, das war ja Ihr Refrain. Ihre Tradition.

Ihr Glaube. Und der verſetzte bei Ihnen eben auch Berge."

„Und ſprengt die Firma Brinckhoff & Co."

Der Attaché ſah den Kaufmann an. „In der jetzigen Form, Lieber. Sie lebten als Kaufmann eben nicht mehr Ihr Leben, ſondern das Leben von Brinckhoff & Co."

„Was heißt das?"

„Das heißt, daß Sie in einer Tradition lebten, die gewiß großartig war. Es war pomphaft, Enkel des Senators H. F. Brinckhoff zu ſein, des Mannes, der noch am Ende ſeiner Tage die Entwicklungsmöglichkeiten des Salpeterhandels erkannte, der mit beiden Händen zugriff und das große Geſchäft auftat, unter Hintenanſtellen ſeiner bisherigen Schiffsmaklerei. Und ein ſo bequemes Programm war es für die Erben, die Sache „in ſeinem Geiſte" fortzuführen. Was wäre aber aus der Firma geworden, wenn der Senator ſie ſeinerzeit im Geiſte des Jahres 1820 geführt hätte, nachdem er ſie eröffnet hatte? Nichts wäre daraus geworden. Er hatte den Laden freilich ſo glänzend aufgezogen, daß bis jetzt alles gut ging. Und weil alles gut ging, glaubten Ihr Vater und Sie, dieſer Geiſt des Senators wäre ein perpetuum mobile, ein ewiger Antrieb. Nun verſagt er. Nun ſchreit das Geſchäft: „lebender Brinckhoff, hilf uns!" "— Schwochau war warm geworden. „Hier leſe ich ein Buch, eine römiſche Geſchichte. Da iſt es derſelbe Fall. Derſelbe Fehler. Das iſt nämlich die Tragik

aller ſoziologiſchen Erſcheinungen, die das Einzelindividuum überdauern, der Firmen, Korporationen, Stiftungen und Staaten, daß ſie meiſt gemordet werden vom Geiſt der Gründer. Da unten im Hafen ſteht das ſchönſte Denkmal Deutſchlands. Und der Geiſt des Helden zieht im Küraß durch das Land und vernichtet das Reich, das er erbaut hat."

„Schwochau! Wir hätten ihn nötig!"

„Ihn nicht. Einen anderen. Von gleicher Kraft. Aber nicht ihn. Es iſt wirklich an der Zeit, daß er tot iſt."

Der Kaufmann war aufgeſtanden und ging langſam auf dem großen, perſiſchen Teppich auf und ab. „Ihre Wahrheiten ſind bitter, Schwochau."

„Was wirklich tot iſt, ſoll man nicht ausſtopfen. So ſchön, ſo groß es auch ſein mag. So fein und ſo reizend es vielleicht auch geweſen iſt. Aber nur Steine halten ſich. Was wirklich gelebt hat, muß vergehen."

Durch das Gehirn des Kaufmanns ging ein neuer Gedanke: „Iſt es wirklich noch Zeit, aufzuleben?" fragte er leiſe, beinahe kindlich. „Ich weiß, daß meine Reiſe nach England ein Kanoſſagang iſt. Ich will es tun. Aber es iſt zwecklos .... Und, ſo denken Sie, faſt" — er ſah Schwochau lange an — „faſt wäre es gut, wenn das Syndikat nicht nachgäbe."

„Ja."

„Sie ſind ſehr hart, Schwochau."

„Ich beneide Sie.“

„Sie mich?“

„Ja. Sie ſind vor eine neue Pflicht geſtellt.“

„Hier im Schatten meines einſtigen Glanzes zu leben? Ich danke.“

Der Attaché, der ſich über den Tiſch gebeugt und die Gravierung der Platte gemuſtert hatte, ſah auf.

„Nein, Brinckhoff.“

„Sondern?“

„Mein Gott, wie die Menſchen in ihrem Unglück kurzſichtig werden! Die Ferenwaldwerke!“

Brinckhoff ſchoß empor. „Wieſo? Was?“

„Nun, ich meine, daß Sie jetzt das Anerbieten Ihres Schwagers Ferenwald annehmen, nach Chile gehen und ſich der Jodſache widmen werden.“

„Schwochau! Mein Gott, wie blind ich war!“

Er ging lebhafter auf dem großen Teppich auf und ab und zuckte nicht einmal zuſammen, als plötzlich das Telephon läutete.

Schwochau nahm den Hörer ab.

„Wer iſt da?“

„Ellen Brinckhoff.“

Ihn durchſchoß Eiſeskälte. Die Fingerſpitzen, die Wirbelſäule, die Schenkel, — alles war wie zerfroren.

„Verzeihen Sie, Schwochau,“ ſcholl es durchs Telephon, „ich möchte etwas mit Ihnen bereden.“

Der Attaché ſtand ſtarr und feſt am Apparat. Durch ſein Hirn ſchoß ein Gedanke nach dem andern.

Gute diplomatiſche Erziehung — verflucht — Form wahren — unglaubliches Va-banque-Spiel. Er kam nicht dazu, den Hörer hinzulegen und das Geſpräch abzubrechen. So ſagte er nur:

„Ja.“

„Sind Sie allein?“

„Nein.“

„Schwochau! Die La Feira iſt bei Ihnen!“

„Nein.“

„Doch!“

„Nein.“

„Ich möchte um halb neun Uhr zu Ihnen kommen, Schwochau. Sie dürfen es mir nicht verweigern. Denken Sie daran, wie Sie mich geliebt haben. Was Sie mir verſprochen haben, Schwochau! Es kann noch ſo werden, wie früher. Ich bin um halb neun bei Ihnen.“

Wenn ich nein ſage, dann hört ſie überhaupt nicht mehr auf, dachte Schwochau. Wenn ſie hier iſt, werde ich ſie ſchon herauskomplimentieren. So ſagte er denn:

„Ich bitte darum. Auf Wiederſehen. Schluß!“

Er legte den Hörer hin, ſetzte ſich einen Augenblick an ſeinen Schreibtiſch und atmete tief, um wieder in Ruhe zu kommen. Nur Haltung, Ruhe, das war ſein einziger Gedanke. Für moraliſche und ethiſche Erwägungen hatte er keine Zeit.

Aber ſeine Sorgfalt war überflüſſig, denn Brinckhoff hatte von alledem nichts gemerkt. Er war wei-

ter auf und ab gegangen und hatte sich mit dem Gedanken an die Übernahme eines Jodwerkes vertraut gemacht. Sein Entschluß war noch nicht definitiv gefaßt. Er überlegte sich aber, daß er vielleicht doch gut daran täte, sich mit Ferenwald sofort ins Einvernehmen zu setzen, damit er beim Syndikat in London wenigstens ein Entgegenkommen in seinen Jodunternehmungen erreichen konnte, wenn man auch — wie es anzunehmen war — auf Einhaltung der Salpeterverträge bestehen würde. Er wußte aber, daß das Syndikat ihm, dem Enkel des Senators H. F. Brinckhoff, ein starkes persönliches Interesse entgegenbrachte. So bat er denn sofort telephonisch seinen Schwager Dr. Ferenwald für den Abend um eine dringende Unterredung, die ihm auch auf acht Uhr in Ferenwalds Wohnung in Harvestehude zugesagt wurde. Dort waren sie ungestört. Denn Frau Ferenwald, Ellens Schwester, war noch immer in Davos oder Palermo.

Schwochau sah, daß seine Kniee zitterten, und er fühlte, daß der Unterkiefer klappernd gegen den Oberkiefer schlug. Er ärgerte sich bis zur Wut darüber, daß ihm seine Nerven durchgingen. So wanderte er denn in langen Schritten an seinen Likörschrank, und ehe er Brinckhoff den Alkohol anbot, goß er rasch ein Glas von der gelben Chartreuse herunter, von der er beim Einschenken ein gutes Teil verschüttet hatte.

„Sie müssen sich den Schnaps schon selbst holen,

lieber Brinckhoff," ſagte er mit etwas mehr Ruhe, „ich habe von dieſem wochenlangen Parkettrutſchen direkt einen Tatterich."

Brinckhoff ſah auf. „Schnapſen ſoll ich noch? Ja. Man los. Das iſt ſehr bekömmlich."

„‚Zum Donnerwetter, Bertouch, die Chartreuſe,
Die gelbe her, die grüne iſt zu böſe!' —

Proſt!"

Sie goſſen die Schnäpſe mit einer geſteigerten Rückwärtsbewegung des Kopfes hinunter und ſetzten die Gläſer wieder hin. Schwochau fühlte, daß er ſeine Nerven wieder in der Gewalt hatte und legte ſich in einen Klubſeſſel.

„Wollen Sie mir einen Gefallen tun, Brinckhoff?"

„Gern."

„Halten Sie mich über Ihre Abmachungen mit dem Syndikat auf dem Laufenden. Ebenſo über die mit Ferenwald. Es intereſſiert mich. Sie wiſſen ja. Ich rufe Sie an, wenn Sie aus London zurück ſind."

„Schön. So, nun wird es aber Zeit. Ich danke Ihnen viele Male, Schwochau. Nun werde ich nach Hauſe pilgern und nachher mit Ferenwald verhandeln. Das werde ich Ihnen nie vergeſſen, was Sie heute für mich getan haben. Sie haben mich gehalten."

Wieder ſchoß durch Schwochaus Hirn ein Er-

innern an die eingepflanzte Moral; aber er ſtieß ſie beiſeite und gab Brinckhoff die Hand. „Leben Sie wohl. Und Hals- und Beinbruch.“

„Waidmanns Dank,“ lachte Brinckhoff, als er das Zimmer verließ.

Sobald Schwochau allein war, überlief ihn das Zittern von neuem. Er löſchte die Lichter bis auf eins, öffnete für einen Augenblick das Fenſter und gab Jimmy den Befehl, ihn in einer Stunde zu wecken.

An Schlafen dachte er nicht. In ſeinem Innern herrſchte ein Taifun. Biſt du nicht ein Schuft, ein ausgerechneter Schuft! Den Mann, den du liebſt, auf die gemeinſte Weiſe zu hintergehen? Aber wieder ſchoß durch dieſen Sturm die glättende Woge der Differenzierung. Er iſt dir lieb, und ſie iſt dir lieb. Wenn du ſie beide nicht verletzt, dann biſt du im Rechte. Daß du ihn hintergehſt? Hat er denn die Frau gekauft, erworben, wie ſein Geſchäft? Tuſt du das? Würdeſt du ihm, wenn er dich fragt, nicht ſofort Rede ſtehn? Auch jetzt noch, nachdem ſich die Frau ſo gegen dich betragen hat? Iſt denn die Frau nicht frei? Kann ſie nicht über ſich verfügen? Und ein Edelmann? Du lieber Gott, Gentlemen ſind wir doch alle nur mit einem Intervall in der Leiſtengegend . . . .

Andererſeits, welch ein Triumph! Die Frau, die dich in aller Feigheit hat ſitzen laſſen, die kommt reuig zu dir zurück. Sie bettelt, daß ſie in deine

Wohnung kommen darf. Wie es die Berry nie getan hat. Sie vergißt in ihrer Erregung, daß ſie ſich dadurch ihrer Würde begibt. Alles iſt ihr gleichgültig. Mag ſie kommen. Und wenn ſie verſucht, dich wieder einzufangen, dich zu halten? Nein, nein. Das iſt vorbei. Und wenn ſie ſich dir trotzdem gibt, preisgibt? Wirſt du ſie auch dann zurückſtoßen? Nun, das dürfte wohl von rein phyſiologiſchen Umſtänden abhängen.

Es widerſtrebte ihm, die Möglichkeiten, die der Augenblick bieten konnte, alle vorher zu erwägen. Seine militäriſche Schulung ſagte ihm, daß man viel ſtärker und ſicherer in ſolcher Situation aus der Eingebung des Augenblicks heraus handelt, als wenn man alle Möglichkeiten vorher erwägt und die, die ſchließlich eintrifft, am Ende doch vergeſſen hat.

Er zog die Knie an und nahm die Guanacodecke feſt um ſeinen Körper, denn ihn fror. Dieſes merkwürdige, ſüße Brennen der Erwartung ſchien ſich in ſeinem Körper zu konzentrieren. Die Nervenfäden wurden wie von einem heiß-kalten Wechſelſtrom bewegt; allmählich fing ſein Herz an heftig zu ſchlagen; der Kopf wurde heiß und das Auge ſtarr. Immer toller brannten die Nerven, und ſchließlich war es, als ob er ſelbſt nur Glut, der heiße Sirocco war, der Südwind, als ob er ſelbſt nichts darſtellte als brennende, zitternde Kraft.

Als Jimmy kam, um ihn zu wecken, lag er in

einem ſchweren Schlaf auf der Seite. Auf den Anruf des Dieners wachte er ſofort auf; aber ſein Körper ſchmerzte ihn, und er fühlte ſich recht unbehaglich. Deshalb ließ er ſich ein warmes Bad zurecht machen, und erſt im Waſſer kam wieder Ruhe und Wohlbefinden über ihn.

Unter ſeinen vielen Kleidungsſtücken wählte er einen weichen, ein wenig ſaloppen Anzug aus, und er freute ſich, als er ſich im Spiegel beſah. Dann ging er langſam in das Wohnzimmer zurück und las mit Aufmerkſamkeit einige Kapitel in der römiſchen Geſchichte. Endlich begann er einen Brief an Inez de la Feira, ließ ihn aber liegen, als er merkte, daß ihm die nötige Sammlung fehlte, und daß er in dieſes Schreiben Gefühle wilder Leidenſchaft hineintrug.

Es war kurz nach acht, als die Glocke anſchlug und gleich darauf Ellen Brinckhoff in das Zimmer trat. Sie war dicht verſchleiert und trug einen weiten Abendmantel von unauffälligem Reiz. Sie blieb ſtehen und neigte den Kopf ein wenig. Schwochau trat an ſie heran, küßte ihr die Hand und half ihr, Schleier und Mantel abzulegen.

Die Art, in der ſie ſich dieſer Dinge entledigte, war von einer eigenen Geſchicklichkeit. Der Attaché empfand das mehr, als daß er es erkannte. Wie ſie den Mantel mit kurzer Bewegung von den Schultern geworfen hatte, ſtand ſie da in einer Schönheit, die Schwochau in leiſe Bewegung brachte.

Das Kleid war von einem merkwürdigen Bordeauxrot, von der Farbe alter Weine und herbſtlicher Blätter. Es ließ die gleichmäßigen, weißen Arme bis zur Hälfte des Oberarmes frei und war dann nur knapp über den Oberkörper gelegt, daß auch dieſer blütenweiße Hals ſichtbar, der Oberkörper aber in ſeiner klaſſiſchen Form verſtändlich wurde. Den Rand des Kleides, das umſo raffinierter wirkte, weil es weit gearbeitet war und nur in flüchtigen Augenblicken durch den Faltenwurf die erotiſche Wirkung enger Gewänder hervorbrachte, war mit einer ganz feinen Stickerei von Altgold verziert. Um den Hals trug Ellen Brinckhoff an einer dünnen Platinſchnur eine große, einſame Perle, eine Perle, deren Blauweiß faſt feindlich dem matten Roſahauch ihres Geſichts entgegenſtand. Und ihre blonden, wunderſamen Haare, die ſich wehrten gegen eine Vereinigung, und die ſo gern über das ganze Geſicht mit den leuchtenden Augen glitten, ſchienen über ſie wieder den ganzen Duft, den Zauber jener Orchideenwälder zu breiten, von denen Schwochau immer in ihren Armen träumen mußte.

„Bitte, wollen Sie Platz nehmen, gnädige Frau," ſagte der Attaché mit einer halblauten, verſchleierten Stimme, die Ellen an Oktobernebel und Herbſtträume erinnerte, und die ſie manchmal zur brennenden Glut getrieben hatte.

Aber Ellen blieb ſtehen. „Nicht ſo, Geert, nicht ſo. Siehſt du, was ich dir damals ſagte: Laß

reiſen, laß meine Ehe langſam auseinandergehen, das iſt jetzt ſo weit. Henry iſt fertig. La Feira hat ihn völlig zu Boden gekämpft."

„Du biſt ſehr ſchön, Ellen," meinte Schwochau bewundernd.

„Und ich gehöre dir, Geert, mein Kerlchen, dir!"

Es traf ihn tief, daß ſie das Wort „Kerlchen", das ſie für Brinckhoff brauchte, auch auf ihn anwandte. Aber es traf ihn wie ein anreizender Schmerz. Alle Kräfte des Beſtialismus ſtiegen in ihm auf, und eine Wolluſt, dieſe ganze Schauertragödie bis zur letzten Konſequenz durchzukoſten, packte ihn. Und dann die Wut gegen ſie, die ihre Liebe von äußeren Umſtänden, leichter Löſung und pekuniärem Zuſammenbruch abhängig gemacht hatte! Er faßte ſie an den Armen und riß ſie an ſich. Mißhandeln wollte er ſie mit ſeiner Leidenſchaft, ſtrafen, verachten! Sie ſollte ſich erniedrigt fühlen, ſollte fühlen, daß ſie nichts mehr war für ihn als ein Gefäß der Luſt.

Der Körper, den er geliebt hatte als Träger ihrer Seele, war nicht mehr die Hoſtie. Es war eine Speiſe, die er genoß, genoß mit allen Nerven, mit der ganzen Verfeinerung ſeines Organismus. Alles war Genuß geworden, begeiſternd in ſeiner Abſtraktion, in der reſtloſen Vertiefung in ihm. Kein ſeraphiſches Feuer glühte mehr in ihm, und alle Träume, die er ſonſt geträumt hatte, waren in die Gegenwart herabgeſtiegen. Majeſtät war der Au-

genblick, eine kleine, ganz kleine Majeſtät, ein roi d'Yvetôt; aber er ſaß unter dem Purpurbaldachin und ließ ſich huldigen . . . .

Als ſie ſpät am Abend wieder in ſeinem Zimmer ſaßen, begann Ellen ganz langſam: „Ich möchte dir vorſchlagen, Kerlchen . . . ."

„Bitte, ich bin nicht Henry."

„Wieſo?"

„Das Wort „Kerlchen" iſt mir unangenehm."

Sie wurde ſtill. Nach einiger Zeit begann ſie wieder: „Ich möchte vorſchlagen, daß Henry erſt nach drüben abreiſt. Wenn er dann dort iſt, reiche ich die Scheidung wegen der Southey ein. Dann haben wir freie Bahn."

Das Gefühl des Ekels in ihm war übermächtig.

„Meinſt du?" fragte er nur.

„Ja. Ich weiß ja, wie du mich liebſt. Nie habe ich deine heiße Liebe ſo empfunden wie heute Abend."

Da ſtand er auf. Er war kalt und unnahbar. In ihm ſchoß die echte Vornehmheit empor, die nur infolge ſeiner Lüſte des öfteren mit der landläufigen Anſicht von Vornehmheit in Konflikt kam. Und er ſagte: „Du irrſt dich. Ich will nichts mehr von dir. Du haſt mich hin und her gezogen, haſt mich gequält immer mit dem feigen Ausblick auf eine gute ſoziale Poſition. Ich bot dir alles, mich, mein Leben. Du gabſt mir dich. Aber immer mit der Bedingung: nur keinen Skandal. Jetzt habe ich nichts mehr für dich über."

Sie ſtand hoch da und ſah ſehr ſchön aus.

„Und da wagſt du .... der du mit der La Feira dasſelbe Spiel treibſt wie mit mir?“

„Ich treibe kein Spiel. Bitte, werde nicht pathetiſch. Es nützt bei mir nichts.“

„Ich danke. Ich habe wirklich nicht die Abſicht. Nur ſag mir eins,“ ziſchte ſie, „wie konnteſt du das heute Abend wagen?“

Langſam ſah er auf.

„Wer hat gewagt? Ich?“

„Schuft,“ ſchrie ſie.

„Keine Erregung. Du biſt zu mir gekommen. Aus welchen Antrieben? Aus denen, die dich immer treiben. Motor: die augenblickliche Sinnlichkeit. Und ich? Mich kennſt du doch zur Genüge. Du wußteſt, daß du nicht nach Padua zum heiligen Antonius gingſt, als du hierher kamſt.“

Ellen hatte ſich raſch den Mantel übergeworfen und den Schleier umgelegt. Ohne ein Wort zu ſagen, verließ ſie das Zimmer. Er hörte noch, wie die Tür draußen ins Schloß fiel, und nach einiger Zeit rollte ein Wagen von der Straßenecke vorüber.

„Das war das,“ dachte der Attaché. „Die Frau, für die du deine Welt umſtoßen wollteſt. Ja, das w a r ....“ Er atmete tief. Über ihn war das Gefühl einer völligen Befreiung gekommen. Die Gedanken, die ihn an die Vergangenheit mit Ellen erinnerten, ſtieß er beiſeite. Luft, Luft,

fühlte er. Er trat auf den Balkon hinaus und sah auf den brennenden Sternenhimmel der Frühlingsnacht. Der Nordstern stand leuchtend und fest in der Richtung von Brinckhoffs Haus, und der große Bär schien daran zu hängen; er drehte sich im Laufe der Jahre immer rund herum, wie ein angebundenes Tier um seinen Pflock. Dort, im Südwesten lag der La Feiraſche Park, unter dem Sternbilde des Orion. Schwochau war feierlich zu Mute. „Schlaf ſanft, Inez," flüſterte er. „Meine Götter und deine Heiligen beſchützen dich." —

Um dieſe Zeit ſetzte ſich die ſchöne Ellen Brinckhoff an ihren Rokokoſchreibtiſch und ſchrieb einen Brief mit dem Bürgerwappen an Frau Inez de la Feira, La Feiraſcher Park, Blankeneſe. Den Brief ließ ſie noch gegen Mitternacht durch ihren Diener beſorgen. „So," ſagte ſie nur, ehe ſie in das Schlafzimmer ging. Und dann ſchlief ſie ein und war ſchön im Schlafe, wie ein Märchen, daß Herrn Henry Brinckhoff, als er heimlich in das Zimmer geſchlichen kam, die Tränen in die Augen traten, und er ſich erſt nach einer langen Zeit entſchließen konnte, ſie wach zu küſſen. Dann ſchlang ſie die Arme feſt und innig um ihn und flüſterte leiſe: „Kerlchen!" Sie zuckte, als ſie das Wort geſagt hatte, einen Augenblick zuſammen, weil ſie plötzlich an den Vorwurf Schwochaus dachte. Aber als ob er gegenwärtig wäre und ſie ihn quälen wollte, ſagte ſie noch einmal: „Komm, Kerlchen." —

XI.

Es mochte elf Uhr sein, als Schwochau die Vorortsbahn in Hochkamp, der Station vor Blankenese, verließ und langsam zwischen neu gebauten Villen und breiten Wiesen der Elbchaussee zuging. Der holsteinische Frühling mit seiner begeisternden Sinnlichkeit lag über dem Lande; der Boden duftete säuerlich und stark, wie frisches Schwarzbrot. Die Knicks hatten sich grüne Schleier umgebunden, und der Himmel war blau, wie er sonst nur in Bilderbüchern zu sein wagt. Der Attaché in seinem eleganten Anzug fiel einem Kindermädchen auf, und sie schickte eins ihrer Pflegebefohlenen zu ihm, um die Zeit zu erfragen. Schwochau zog seine Uhr und sagte dem hübschen, blonden Kind ein paar freundliche Worte. Als das Kindermädchen sich dann aber mit lüsternen Augen in die Unterhaltung zu mischen suchte, ging er gelangweilt weiter. Kattun interessierte ihn absolut nicht.

Er überquerte die Elbchaussee und betrat durch den östlichen Eingang den La Feiraschen Park. Hier war der Park fast waldartig gehalten. Hohe Bäume, die Reste alter Waldpartieen, gingen bis dicht an die Elbe hinunter; ganz allmählich leitete

auf dem Hochplateau der Wald in den engliſchen und dieſer ſchließlich in den franzöſiſchen Teil mit der Papageienallee und dem Wohnhaus über. Die rieſenhaften Buchen mit ihrer pulverigen, graugrünlichen Rinde hatten in der Nacht die erſten Knoſpen geöffnet. Die ſaftſtrotzenden, braunen Dinger dehnten ſich in wohligem Sonnenentzücken, ſogen ſich voll von Licht, Erdkraft und Feuchtigkeit und platzten jetzt ſelig in den blauen Himmel hinein. So lag denn über dem Park ein braun-grünlicher Hauch, der etwas von dem Schauer und der ſüßen Strenge früher Gothik hatte, etwas Unberührtes, Natürliches. Schwochau dachte unwillkürlich an die große Kirche in Delft, wo er damals das Grabmal des Hugo Grotius beſuchte, desſelben Grotius, der vor zwei Jahrhunderten hier auf dem Gebiet des jetzigen La Feiraſchen Parkes gelebt hatte. Jene Delfter Kirche hatte etwas ähnlich religiös Stolzes, von keiner Sinnenbrunſt und Farbenorgie befleckteſ wie dieſer Knoſpenzauber holſteiniſcher Buchen.

Von dem Zauber ließ er ſich umkleiden. Der Hauch legte ihm einen Mantel um die Schultern, einen Heldenmantel, voll von Glückſeligkeit, gab ihm ein Szepter in die Hand und ſetzte ihm eine Krone auf. Er war König. Er wußte es. Jetzt ging er zu ſeiner Königin, Inez de la Feira. Er wollte im Schmuck zu ihr kommen, den ihm der Frühling umgelegt hatte: alles ſollte Frühling und

Licht ſein. Denn er war ja dabei, all dieſes Dumpfe zu vernichten, all dieſes Schwüle, Häßliche. Das Einheitsſehnen war in nie geahnter Weiſe mächtig in ihm; er wollte ſeine weiße Hand mit den koſtbaren Ringen in ihre elfenbeinfarbenen Finger legen und ſagen: „Du: ich gehöre dir.“

Er ging über große Wieſen, durch ſonnige Birkenreihen und endigte auf dem Wege, der oberhalb der Elbe am Waſſer entlang führt, und an dem das Hokuſaiſche Gartenhaus liegt. Durch die Sonne und das Ockerflimmern des Stromes drang das ferne Geräuſch des Hafens, das ſelbſtverſtändliche Geräuſch, der ſchwere Atem des Giganten Hamburg. Ganz in der Nähe, unten auf der Elbe raſten die kleinen Schiffe wie planlos hin und her; ſie ſtrichen ganz dicht an einem großen Afrikadampfer vorbei, der ruhig und würdig vorüberglitt. Die Muſik ſpielte an Bord, und die Menſchen winkten..

Das hatte er damals erſehnt, mit Ellen ſo vorbeizufahren. Nun wußte er, daß ihm vom Schickſal Beſonderes zugedacht war: Inez. Was werden würde, darüber war er ſich noch nicht klar. Aber daß ſie zu ihm hielte, das wußte er.

Der Weg machte eine kleine Krümmung, und nun bot ſich ein Blick auf das japaniſche Gartenhaus. Schwochau ſah, daß Inez auf der Terraſſe weilte. Er beſchleunigte ſeinen Schritt und klopfte gleich darauf an die Tür. Er hörte ein paar Schritte und das Raſcheln eines Kleides. Sein Herz zitterte

voller Erwarten. Inez öffnete ihm. Als er ſie anſah, erſchrak er.

Sie war totenbleich und ſchwankte ein wenig, wie ſie ihn zu Geſicht bekam. Dann aber faßte ſie ſich ſofort und ſagte, während ihre dunklen Augen hin und her irrten: „Sie hatte ich hier am wenigſten erwartet, Herr von Schwochau.“

Der Attaché ſah die Dame voll Erſtaunen an.

„Inez, ich verſtehe nicht . . . .“

„Wirklich nicht, Schwochau?“

Es war ſtill, als ſich die beiden mit verhaltener Neigung in den Blicken muſterten, und der Schmerz in den Zügen der Dame wieder die Oberhand erlangte. Nur der Hafen begleitete dieſe Stille mit ſeinem fernen Orcheſter, und von dem Afrikadampfer hörte man noch die letzten Töne des Liedes: „Nun ade, du mein lieb Heimatland.“

„Sie haben mir etwas zu ſagen, Schwochau,“ begann Inez leiſe.

„Nicht, daß ich wüßte.“

„Bitte, kommen Sie herein.“ Sie öffnete die Tür und verſchloß ſie gleich wieder. „Laſſen Sie uns im Pavillon bleiben. Bitte.“ Sie wies ihm einen Korbſtuhl an, und ſie ſelbſt ſetzte ſich auf ein langes Ruhebett, das unter dem Bilde der Kirſchblüten mit dem Blick auf den Fudji ſtand. Ein großer, hakenartiger Kirſchzweig ging quer über die Tapete, und er umrahmte mit ſeiner dunkelſten Linie den weißen, charakteriſtiſchen Gipfel des Berges.

Gegen dieſen vereiſten Gipfel waren als wirkſamer Kontraſt die lichten, ſonnenheißen Blüten geſetzt, und ſo war denn der Aſt überſchneit mit roſigen Flocken, die nach dem Ende zu immer noch ſchemenhafter wurden, immer zarter und vergeiſtigter, und in ihren letzten Andeutungen kaum mehr Blüten waren, ſondern nur die Idee der weißen, reinen Helligkeit, nur Blütenatem und zarteſtes, zur Form drängendes Licht.

Inez ſaß unter dieſen Blüten und hatte die Hände um die Knie gefaltet wie ein Kind. Sie ſah lange vor ſich hin, und nun bemerkte Schwochau auch, daß ſie völlig verweinte Augen hatte. Endlich hob ſie den Blick und flüſterte: „Wie kann man ſo unverantwortlich ſein Glück zerſtören.“

„Noch weiß ich nicht, Inez, was Sie wollen. Ich weiß auch nicht, ob ich noch Inez ſagen darf. Aber ich wäre dankbar, wenn Sie mich aufklären würden. Es wird einer jener Irrtümer ſein, die in einer mündlichen Ausſprache ſofort zerflattern.“

„Nein, Schwochau. Leſen Sie dieſen Brief. Ich erhielt ihn heute Morgen.“ Sie erhob ſich ein wenig und reichte ihm Ellen Brinckhoffs Zeilen.

Als er die Schrift ſah, zuckte er heftig zuſammen. Alſo das iſt es, dachte er. Aus den verlaſſenen Ländern der Leidenſchaft werden mir giftige Pfeile in den Rücken geſchoſſen. Ellen iſt doch wie ein Mädchen aus dem Volke. Ein Wunder, daß ſie nicht noch anonym ſchreibt.

Er las das Schreiben; las, daß ſich Ellen Brinckhoff verpflichtet fühle, Frau de la Feira darauf aufmerkſam zu machen, daß Herr von Schwochau nach alter Gewohnheit u. ſ. w. Sie wolle nicht nur ſchreiben, daß ſie das aus allerbeſter Quelle wiſſe, ſondern ſie wolle direkt erklären, daß ſie ſelbſt geſtern bei Herrn von Schwochau geweſen ſei. Sie habe erſt nachträglich von ſeinen Beziehungen zu Frau de la Feira gehört und habe ihrerſeits natürlich jede weitere Beziehung zu Schwochau abgebrochen. Sie fühle ſich aber verpflichtet, Frau de la Feira zu warnen, damit ſie nicht dieſelben Qualen zu durchleben habe wie ſie. Mit der üblichen Bitte um ſtrengſte Diskretion ſchloß der Brief.

Als Schwochau aufſah, hatte Inez den Kopf in die Kiſſen des Ruhebettes vergraben. Durch den ſchlanken Körper ging ein ſtoßweiſes Zittern, und aus den Kiſſen drang ein dumpfes Schluchzen. Er ließ den Brief liegen, trat leiſe an Inez heran und verſuchte, ſie aufzurichten. „Inez! Inez! Ich bitte dich. Höre mich an!“

Sie aber ſchüttelte nur den Kopf und hielt ſich mit aller Gewalt in den Kiſſen feſt. „Nein — nein!“

Ganz langſam gelang es ihm, ſie aufzurichten. Sie ſteckte den Kopf in die Hände und weinte vor ſich hin. „Bitte, laſſen Sie mich.“

Dann ſtand ſie auf, trocknete ihre Augen und ſah über die Terraſſe auf die Elbe. „Was ſoll nun werden?“ fragte ſie halblaut, ohne ſich umzuſehen.

Schwochau war das Furchtbare klar, daß er ſein Lebensglück wirklich verſcherzt hatte. Aber ohne nochmaligen Kampf wollte er es nicht laſſen. Er verſuchte, es trotz allem zurückzuerobern. Er wußte, daß dieſes unſelige Zuſammenſein mit Ellen in dieſe neue Zeit der Liebe zu Inez mit hinüber geglitten war. Er hatte, läſſig, wie er immer in den Dingen der Leidenſchaft zu ſein pflegte, hier nicht abgebrochen. Reiz, Gelegenheit und die Sucht, Ellen zu mißhandeln, hatten ihn dazu getrieben, ſie geſtern bei ſich zu ſehen. Und ſie war ſchön. Nichts weiter.

So ſprach er halblaut auf Inez ein. Sie litt Schmerzen unter dem Klang ſeiner Stimme, die ſie liebte, ebenſo liebte, wie die Worte höchſter Glut, die er damals im Gartenſaal zu ihr geſprochen hatte. Vor ihren Augen wurde das flimmernde Waſſer ein einziger lichter Nebel, und ſie klammerte ſich feſt an die Tür, um nicht umzufallen. Sie hörte nur unklar, was er ſagte. Von der polygamiſchen Neigung des Mannes, von ſeiner Fähigkeit, neben der großen, tief erſchütternden Neigung andere Dinge zu erleben: von dieſer Möglichkeit, die ſchon durch das rein Phyſiologiſche bedingt iſt, und von dem die Frauen nichts verſtehen, weil ſie es nicht aus Erfahrung kennen. „Ich habe nur eine Liebe in meinem Leben gehabt, Inez. Das biſt du. Ich habe erſt durch dich erfahren, was Liebe iſt. Wenn du mich ſehr lieb haſt, Inez, ſo lieb wie ich dich, dann vergib mir. Laß mich nicht zuſammenbrechen."

Sie richtete ſich langſam auf und ging ein paar Schritte auf und ab. Dann blieb ſie ſtehen, wiſchte die Tränen aus den Augen und ſchüttelte den Kopf. „Mein Junge," ſagte ſie, „was du ſagſt, mag alles wahr ſein. Es ſteht vielleicht ſo in den berühmteſten wiſſenſchaftlichen Werken. Aber du ſprichſt eben nur von dir. Von mir ſagſt du nichts. Weißt du denn eigentlich, was das für eine Frau heißt, einem fremden Manne zu ſagen, daß ſie ihn liebe? Viele Frauen mögen das etwa ſo ſagen, als ob ſie eine neue Mode beſprächen. Das kann ich nicht. Ich habe nie geglaubt, daß ich es überhaupt könnte. Und dann habe ich es endlich doch getan. Aber damit iſt meine Welt der Liebe zu Ende. Damit habe ich mich ganz erſchöpft, weil ich glaubte, daß durch die Kraft meiner reinen, tiefen Liebe auch du gehoben ſein müßteſt; weil ich glaubte: dieſe Liebe wird ihn führen, ihn hinweg heben über all ſeine kleinen Erlebniſſe, an denen er krankt. Er wird durch mich geſunden. Er wird reicher werden, als er es je war. Er wird ſtolzer werden und wird, was ihm bis jetzt anhing, zur Seite ſchieben. Er wird ſein beſtes Ich finden, er wird unterſcheiden lernen, was wertvoll und wertlos iſt. Das alles haſt du nicht gekonnt. Selbſt meine Liebe hat dich nicht bis ins Tiefſte erſchüttert. Das, was du angerichtet haſt, iſt eine furchtbare Zerſtörung. Selbſt ich war dir nicht ſo viel wert, daß du wollteſt, daß du dir Zügel anlegteſt; du nahmſt die Frau, die du ver-

achteteſt, bloß, weil ſie deine Sinne reizte. Und dasſelbe, was du ihr geſtern boteſt, aus Laune, Sinnlichkeit oder Gier, das ſoll der höchſte Ausdruck deiner Empfindungen zu mir werden? Das kann ich nicht ertragen, Geert. Und du kannſt es nicht von mir verlangen."

Schwochau ſtand vor ihr. „Inez, ich flehe dich an. Nicht ſo. Zerſtöre das große, grenzenloſe Glück nicht. Ich war ja ein Narr. Inez, wenn du mich lieb haſt, geh nicht von mir."

„Ich habe dich nicht nur lieb, ſondern ich liebe dich, Geert. Aber das iſt ja das Furchtbare: ich muß dich lieben, ohne zu dir zu gehören."

Sie hatte ſich wieder unter die Blütenlandſchaft des Hokuſai geſetzt. Er kniete plötzlich vor ihr hin und ſteckte ſeinen Kopf in ihren Schooß. Das war eine ſeiner wenigen ganz frühen Kindererinnerungen. Da hatte ſeine Mutter ihm das Haar geſtreichelt.

Dann fühlte er, daß ſich ihre Hand ſeinem Haupte näherte. Er fühlte, wie die ſchmalen Finger langſam über den Scheitel glitten. Dagegen konnte er nicht an. Er, der jede Erregung des geſellſchaftlichen Lebens durchkoſtet, der ſich geſchoſſen, tauſende im Peraklub verſpielt, der die tollſten, nervenzerreibenden Liebesgeſchichten erlebt hatte ohne mit der Wimper zu zucken — er fühlte plötzlich ein Brennen in den Augen, und dann weinte er ganz leiſe, ohne zu ſchluchzen; er weinte wie ein Kind.

Inez nahm ihn zu ſich und lehnte ſeinen Kopf an

ihre Schulter. „Sieh, mein lieber Junge, ſo geht das im Leben. Was gäbe ich drum, könnte ich den Sieger Geert Eberhard Schwochau, vor dem alle Welt kniet, dem die Frauen zu Füßen liegen, folgen. Aber, wenn ich's jetzt noch täte, wäre es eine innere Lüge. Es kann nicht ſein. Und die ganze Sache würde zuſammenbrechen."

„Inez, du kennſt mich nicht."

„Ich kenne dich ganz genau, Geert. Du haſt gewiß danach geſtrebt, einen Menſchen zu finden, dem du dich ganz geben wollteſt. Aber du haſt nicht rein danach geſtrebt. Zuletzt haben deine Lüſte dieſes Streben nach Reinheit ſogar überwuchert. Anſtatt, daß du eine Frau für dich erkämpfteſt und an die Stelle der Lüſte die Arbeit ſetzteſt. Arbeit, daß du abends tot ins Bett ſinkſt. Dann würdeſt du ſehen, was für ein Segen in der Einehe ſteckt. Auch du wirſt die Ehe — damit meine ich das feſte Zuſammenleben eines Mannes mit einer Frau, — nicht umwerten."

„Inez, ſei mir die Frau. Ich gehöre dir."

Sie ſchüttelte wieder den Kopf. „So lange es dauert. Nein, mein Junge. Kein Verſuch. Ich bleibe hier und lebe für mich weiter. Ich täte dir auch nichts Gutes, wenn ich mit dir käme. Du ſteckſt zu tief im Sumpf. Ich würde nur deinen unglücklichen, erworbenen Hang weiter fördern. Daß ich zu Grunde ginge, wäre das wenigſte. Aber vor allem: ich kann es nicht!"

„Inez," rief er, „was ſoll ich tun, um mein Glück nicht ſo aus meinen Händen gleiten zu laſſen?"

„Dein Glück, Geert, liegt nur in dir ſelbſt. Alles andere iſt Unſinn. Ich weiß nur eins. Du mußt hier weg. Du mußt was zu tun haben. Was furchtbar Ernſtes. Das dich bis in die letzten Faſern deines Gehirns ausfüllt. Du mußt, wenn du über die Straße gehſt, gar keine Zeit mehr haben, auf rauſchende Kleider, gierige Blicke und ſchöne Feſſeln zu achten. Die große Einſamkeit im Leben, Geert. Wenigſtens auf Jahre hinaus. Nichts weiter kann dich aus dem Sumpf retten, in den du geraten biſt."

Sie ging langſam durch den Raum. „Geert, es wird mir zu viel. Ich darf mir nicht mehr zumuten. Du ſiehſt ja, ich ſtehe ganz zurück. Aber mehr kann ich wirklich nicht leiſten."

Er ſtand auf. „Inez, ich danke dir. Ich weiß, was ich tue. Du wirſt vielleicht in Jahren von mir hören. Behalte mich lieb und verzeih mir. Verzeih mir, daß ich gemein war und das beſte in der Liebe nicht verſtand, wenn ich's auch glaubte: Wahrheit. Jetzt, wo ich es gefunden habe, iſt's zu ſpät. Ich könnte dich um einen Segen bitten, ſo heilig iſt mir zu mute."

Langſam trat ſie an ihn heran, nahm ſeinen Kopf in ihre Hände und preßte ihre Lippen auf ſeine Stirn. „Werde glücklich, Geert. Ich liebe dich ewig."

Da ergriff er ihre Hand und ſagte nur: „Leb

wohl.“ Dann verneigte er ſich und verließ das Gartenhaus.

Draußen umflatterte ihn wieder der Frühling. Die Sonne ſtand hoch hinter den Kronen der Buchen, und die Gipfel ſahen aus wie durchſchienenes, grünes Glas. Ein paar Eichelhäher flogen raſch über den Weg und lachten verächtlich von den hohen Bäumen herab. Schwochau ging langſam durch den engliſchen Park, an den rieſigen Eichen vorbei und durchquerte die Rhododendronbüſche, deren Knoſpen wie hart geſpannte Muskeln mit Kraft gefüllt waren. Alle Bäume und Sträucher ſtrahlten eine friſche, duftende Kühle aus, und ganz leiſe zitterte durch die weite, grüne Ruhe das Tuten der Dampfer von der Elbe.

Er ging weiter, und er hatte das Empfinden, als ob er den liebſten Menſchen auf der Welt begraben hätte. Ein Menſch, der gemordet war. Wer hatte ihn ermordet? Er ſelbſt. Aber wie kam er dazu? War es der dunkele Trieb des Wilden, der jeden andern Menſchen niederſchlägt? War es das Kreuz, das am Roſenkranz wahnſinniger Lüſte hing? Nein, keine Belaſtung oder dergleichen. Er war kerngeſund. Vielleicht zu geſund für die Geſellſchaftsordnung der Mittelmäßigen. Er war das Produkt ſozialer Verkehrtheit. Die Beſtien, Staat und Geſellſchaft hatten ihn, der eine ſtark ſinnliche Ader hatte, in das Verderben getrieben, ja um ſein beſtes Glück gebracht: die Geſellſchaft, die ihn ſeit

früheſter Kindheit in den Dienſt des Staates gepreßt hatte; der Staat, der ſeine Dienſte annahm, dann ſeine Kraft und Talente brach liegen ließ, ihm aber jede andere Entwicklung durch ſinnloſe Vorſchriften und Einzäunungen untergrub, daß ſeine Kraft nach einem Betätigungsgebiet ſchrie; dann endlich ſein Wüten wieder als etwas ganz berechtigtes anſah, bis auf den einzelnen, dem er in das Gehege kam. Als dann ſchließlich das Große, Wunderbare an ihn herantrat, da war ihm die Liebelei zur Gewohnheit geworden und die Liebe war ihm, dem Arbeitsſcheuen, entfremdet. Deshalb hatte er auch die Prieſterin nicht über die Dirne gehoben, bis er jetzt erkannt hatte, was ihm verloren gegangen war.

„Beſtien," murmelte er. „Beſtien. Was bin ich denn! Ein legaliſierter Verbrecher. Und dabei untergrabe ich noch nicht einmal dieſes jämmerliche Staats- und Geſellſchaftsgebäude. Die ſogenannten Ehen, in die ich eingebrochen bin, beſtehen meiſt noch ruhig weiter. Sie ſind weiter das Fundament dieſer beſten aller Geſellſchaften."

Er ging dem Ausgang des Parkes zu und ſah noch das lackglänzende, wappengeſchmückte Automobil des Herrn de la Feira über die Elbchauſſee gleiten. Der Chauffeur im zottigen Pelz lag ein wenig zurück und hatte die Hand feſt auf der Kurbel. Carlos de la Feira ſaß im Zylinder im Wagen, rauchte eine Importe und las eine große Zeitung.

„Da rauſcht er hin," dachte Schwochau, „das

nützliche Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft.“ Und er ertappte ſich dabei, daß er für dieſen verächtlichen La Feira eine Art von Bewunderung hatte. Er bewunderte die Tatkraft.

Schwochau war ſich klar, was er tun wollte. Weg. Hinaus aus dieſem Hexenkeſſel. Wert war der Mann nur etwas, wenn er unter Verwendung aller Fähigkeit etwas leiſtete. Leute ſeiner Art, ſeines Temperaments konnten, durften nicht zwiſchen engen Hecken vierblätterige Glückskleeblätter ſuchen. Alſo weg. In die große Einſamkeit des Lebens.

Er ging mit langen Schritten durch den holſteiniſchen Frühlingstag. Er ſah die Bauern arbeiten, ſah den Pflug den braunen Boden zerſchneiden, daß die Erde als eine ſich überſtürzende Woge emporfuhr. Er ſah, wie von den Pferden weißer Dampf aufſtieg, den ein milder Wind über den Acker trug. Die Pferde lagen hart in den Sielen, der Pflug ſtrich gleichmäßig vorwärts, der Knecht hatte ſeine Fäuſte feſt auf den Handgriffen des Pfluges liegen und warf ihn am Ende des Feldes mit einem lauten Zuruf an die Pferde wieder herum.

Er dachte an ſein Gut Schwochau. Sollte er nicht dorthin gehen?

Nein, nicht nach Schwochau. Vorläufig noch nicht. Vorläufig noch kombinieren, wagen, kämpfen. Das Leben in Schwochau war zu gleichmäßig. Dort

war er wieder viel zu ſehr Mitglied der „Geſellſchaft“.

Er ging zu Fuß bis Altona. Von dort aus fuhr er nach Hauſe, mit einem Gefühl klarer, innerer Abgeſchloſſenheit. Er war um Jahre gealtert an dieſem Morgen. Und doch ahnte er unter all den Qualen, die er erlitt, daß er wieder jung werden würde. Er fühlte, daß er ſein Glück verſcherzt hatte, daß er dadurch aber neue Lebenswerte gewinnen würde.

XI.

„Ich bin für niemanden zu sprechen; Herr Doktor Gottfried Levi soll meine Sachen solange übernehmen," hatte der alte Rechtsanwalt Hugo Levi, in Firma Dres. Hugo Levi, Strubbe, Vollmeyer und Gottfried Levi in das Bureau telephoniert, als Henry F. Brinckhoff zu der verabredeten Besprechung eines Mittags in der Woche erschien. Der alte Doktor Levi war ein Mann von außerordentlicher Rechtlichkeit; er kannte keine Erregungen, keine Leidenschaften, keine Wahrscheinlichkeiten und keine Unwahrscheinlichkeiten. Er war Kaufmann, handelte mit Jurisprudenz, sorgsam, sicher und mit festen Kunden. Er hielt wenig von den kleinen Gelegenheitsgeschäften, den Prozessen; das brachte nichts und mochte Anfängern zu gute kommen. Sein feststehender Kundenkreis bestand aus einer Reihe großer Firmen; nebenbei hatte er eine Anzahl von „Bahnches", war vielfacher Testamentsvollstrecker, Mitglied des Aufsichtsrates in mehreren Aktiengesellschaften und juristischer Beirat.

Doktor Levi kam dem Chef des Hauses Brinckhoff mit freundlicher Reserviertheit entgegen und nötigte ihn in den Stuhl, der seitwärts des Schreib-

tiſches ſtand. Dann griff er in das rechte, untere Fach ſeines Diplomatenſchreibtiſches, holte eine Kiſte heraus und bot Henry F. Brinckhoff eine Importe an, die dieſer mit Dank entgegennahm.

„Ich habe," ſagte Doktor Levi nach einiger Zeit, „die ganze Sache durchgearbeitet. An ſich, Herr Brinckhoff, iſt die Rechtslage ja ſehr einfach. Die Verträge mit den Londonern ſind ſo feſt gefügt, daß wir eine lockere Maſche nicht darin finden."

„Es liegt natürlich auch nicht in meiner Abſicht," entgegnete Henry ruhig, „das Syndikat zu ſchädigen, oder auf Grund ſchlecht gefaßter Verträge etwas für mich herauszuſchlagen. Fraglich war ja nur, ob ich unter ſolchen Umſtänden nach ſtriktem Recht nicht wenigſtens von einem Teil der Verpflichtung frei bin."

Doktor Levi faßte ſeinen Kneifer mit einer Hand von vorn am Bügel und legte ihn auf das große Aktenbündel. „Von einer ſolchen Klage kann ich Ihnen nur abraten. Sie iſt ausſichtslos. Waren denn in London nicht durch Verhandlungen Mäßigungen dieſer Härte zu erreichen?"

Henry Brinckhoff ſchüttelte den Kopf. „Man war ſehr höflich, blieb aber als äußerſtes bei der Abſtandsſumme, die ich ſchon durch das Kabel erfahren hatte. Die Herren ſagten, ſie könnten nicht anders. Ich glaube es ihnen gern."

Erſt jetzt ſah der Rechtsanwalt, wie elend ſein Klient ausſah. Das Geſicht war von tiefen Längs-

furchen durchzogen; die Oberlippe hing ſchlaff herab, ſodaß die Bartſpitzen ſich einander näherten. Die braunen, ſchönen Augen lagen in dunkelblauen Tiefen, und die Stirn ſchien ſich noch mehr herausgearbeitet zu haben.

Brinckhoff beſprach mit Doktor Levi noch eine Reihe von wichtigen Dingen. Er teilte dem Anwalt mit, daß er Herrn Clauſſen zu ſeinem Compagnon machen und durch ihn die Reſte des Salpetergeſchäftes weiterführen laſſen würde. Auch die Übergabe der Seglerflotte an den La Feiraſchen Concern werde Herr Clauſſen erledigen. Er ſelbſt werde ſich mit aller Kraft auf Jod legen und mit Unterſtützung der Ferenwaldwerke ſelbſt die Jodgewinnung leiten.

„Sie werden nach Überſee gehen," fragte der Rechtsanwalt ruhig, etwa, als ob er ſich nach dem Befinden Brinckhoffs erkundigte.

„Ja. In allernächſter Zeit."

„Dann wünſche ich Ihnen ſehr viel Glück, Herr Brinckhoff. Ich bin feſt überzeugt, daß Sie in einigen Jahren wieder als wohlhabender Mann hier ſein werden. Was Sie anfaſſen, hat Hand und Fuß. Das Unglück, das Sie gehabt haben, iſt ein unverſchuldeter Schickſalsſchlag. Dagegen kann kein Menſch an. Herr Clauſſen und ich werden aus der Sache rausholen, was irgendwie noch rauszuholen iſt. Da ſein Sie ſicher."

Der alte Herr brachte den Kaufmann an die Tür.

„Leben Sie wohl, Herr Brinckhoff und alles gute.“ Es war Henry ſonderbar zu mute; faſt klang es ihm, als ob in der Stimme von Doktor Hugo Levi ein leiſes Zittern gelegen hätte. Aber dann war es jedenfalls kaum merkbar geweſen. Er ſah dem Anwalt noch einmal in die ruhigen, ſtahlgrauen Augen, gab ihm die Hand und empfahl ſich.

Er ging langſam über den Jungfernſtieg, grüßte kurz und gemeſſen nach allen Seiten, drückte auch wohl ein paar Bekannten die Hände und ſchritt durch die Halle des Rathauſes in das Börſengebäude. Er trat an ſeinen Platz, begrüßte die alten Börſennachbarn und ſtarrte dann zu dem Windzeiger hinauf, der ſich flackernd hin und her bewegte. Das wird wohl das letzte Mal ſein, dachte er. Wie ſonderbar. Auch an dieſen hohen, kahlen Raum, an dies Geſumme von Stimmen habe ich mich gewöhnt; auch das wird mir fehlen.

Herr Clauſſen bahnte ſich mit Doktor Ferenwald einen Weg durch das Gedränge. Der Doktor war ein wenig nervös, und er ſprach ohne Gruß auf ſeinen Schwager ein. „Ja — weißt du — dein Austrittsſchreiben hat in der Handelskammer großes Erſtaunen erregt — ja — über deinen Nachfolger iſt man ſich im übrigen auch noch nicht einig.“

„So. Wer hat denn die meiſten Chancen?“

„Ich glaube — ja — es ſagen auch viele — der Kommerzienrat de la Feira. Ja.“ Ferenwald neſtelte an ſeiner Uhrkette.

„Kommerzienrat? Hm. Seit wann?"

„Als du in England warſt. Ja."

„So."

„Ja. Ich hörte es geſtern."

Nachdem Brinckhoff Herrn Clauſſen eine Anzahl von Direktiven gegeben hatte, bat er ihn, ſeiner Frau doch vom Geſchäft aus zu telephonieren, daß er gegen vier Uhr kommen würde. Frau Brinckhoff möge ſich auf jeden Fall zu Hauſe halten. Herr Clauſſen verſprach das und arbeitete ſich wieder durch das Gewühl dem Ausgang zu.

„Ich muß Ellen die ganze Sache heute klar legen. Sie wird mit mir kommen. Die Kinder müſſen zunächſt mal bei ihren Eltern bleiben."

„Ja, weißt du, daß ſie mitkommt?" fragte Ferenwald unſicher. Er wollte noch etwas ſagen, verſchluckte dann aber das Wort, das er auf der Zunge hatte.

„Da bin ich ganz ſicher. Sie läßt mich nicht allein. Um acht Uhr, Karl, bin ich dann mit Herrn Clauſſen bei dir." Ferenwald nickte. „Schön. Es wird ſpät werden. Wir müſſen heute die ganze Sache bereden, damit du genau weißt, wie weit die Ferenwaldwerke mit dir zuſammen arbeiten. Herr Clauſſen muß das ja auch wiſſen."

Lieber Kerl, dachte Henry Brinckhoff, als er ſich von dem Schwager verabſchiedete. Ich will arbeiten wie ein Pferd da drüben.

Er nahm ſich vor dem Rathauſe ein Automobil,

und während er an der Alſter entlang fuhr, überlegte er ſich, was Ellen wohl ſagen würde. Vor Not war ſie geſchützt. Sie konnte von ihrem eigenen Vermögen mit den Kindern leben. Aber würde ſie mitgehen? Einen Augenblick lang ſtieg ihm der Zweifel auf. Dann aber ſchüttelte er ihn ab. Nein, da konnte er ſicher ſein. Wohl war ſie verwöhnt, eine elegante Dame; aber ſie hatte ihn trotz aller Sorgen, trotzdem ſie wußte, wie ſchwer er kämpfte, ſtets von neuem ihrer Liebe verſichert. Sie hatte eine große, vornehme Seele. Sie dachte nicht daran, ihn zu verlaſſen.

Als der Kraftwagen vor dem Brinckhoffſchen Hauſe hielt und der Diener aus der Tür kam, fragte Henry ſofort: „Iſt die gnädige Frau da?“

„Jawohl, Herr Brinckhoff. Die gnädige Frau iſt in ihrem Zimmer.“

Henry ſtieg die wenigen Stufen zur Halle hinauf und warf einen Blick durch die großen Glastüren und den Garten auf die Alſter. Unten am Waſſer ſpielten ſeine Jungens mit andern Kindern. Sie hatten Kriegsſchmuck angelegt und kämpften um die kleine Mabel. Die ſaß im Hühnerſtall gefangen und wurde von Octavio und ſeinem „Stamm“ verteidigt, während Henry ſie befreien wollte. Mabel war unverkennbar ein „Bleichgeſicht“, denn Geſicht und Hände waren ihr dick mit Mehl beſchmiert.

Henry lächelte, aber er merkte doch, daß ſeine

Augen tränten. „Verdammte Nervosität," murmelte er und stieg die Treppe zu Ellen hinauf.

Ellen stand in der Fensternische, als er eintrat und sah sehr schön aus . . . Das Sonnenlicht, das vom Garten in das Zimmer strahlte, gab ihrem Gesicht einen merkwürdigen, brennenden Erzton; es umschmeichelte ihre ganze Figur, es vergoldete die Arme und ließ die ganz vereinzelten, winzigen Härchen an der Außenseite des rechten Armes, der an die Fenstereinfassung gestützt war, silbern aufleuchten. Ihr blondes Haar war wie von Metall, und die Lippen, die so gerade und so merkwürdig ausgekerbt waren, hatten an den Enden tiefe Schattenfalten. Ihre Augen hatte sie fest auf Henry gerichtet, und sie ließ ihn nicht mit den Blicken los.

Er wollte auf sie zugehen und sie umarmen. Sie stand aber fest, unbeweglich, und sagte: „Bitte, nimm Platz. Ich bin nicht für Zärtlichkeiten. Was bringst du?"

Henry zuckte zusammen. Was soll das, dachte er. „Ich komme wirklich nicht zu dir, um hier kühl empfangen zu werden. Ich brauche dein Verständnis und deine Zuneigung."

„Soweit du sie verdienst, soll sie dir werden. Ich bitte aber zunächst einmal um die Mitteilung, die du mir machen willst. Sie betrifft anscheinend das Geschäft."

Henry sah sie an. Er hatte ein Gefühl, als ob er plötzlich, aus unbewußten, aber doch stichhaltigen

Gründen die Frau verachten, ſie ſeitwärts liegen laſſen möchte. Aber ſie war die Muter ſeiner Kinder. Das war nun das einzige, was ihn noch aufrecht hielt. Er begann alſo mit müder Stimme, gleichmäßig, als ob er ihr einen wiſſenſchaftlichen Vortrag hielte, die Lage zu erklären. Er ſprach von La Feira, von ſeinen Angriffen, von der Skrupelloſigkeit des Chilenen, und er führte ganz genau aus, in welcher Lage das Geſchäft ſich befand.

Das bereitete ihr einen heißen, blutigen Triumph. Sie hatte ſeit langem auf der Lauer gelegen, darauf gewartet, daß die Sache ſo kommen würde, daß dieſer Mann, dieſer vornehme Erbe, das Geſchäft verlieren würde. Sie ſah ſtarr auf ſeine Lippen und lächelte ein einziges Mal ein wenig ſarkaſtiſch. Jetzt brach der Senatsenkel zuſammen, und die Tochter des Parvenus ſtand feſt. Sie fühlte ſchon jene höchſte Luſt, die ſie packen würde, wenn ſie nach ihrer Scheidung an Schwochau lächelnd vorbei gehen und er dann ſagen müßte, daß er ſein Glück verſpielt hätte. Beide Männer, Brinckhoff und Schwochau, wollte ſie quälen. Nichts weiter.

Ihre Gedanken waren nicht bei Henrys Vortrag. Nur ab und zu überlegte ſie ſich: Jetzt will er nach Chile, in einſame Salpeterpampas. Mag er. Ich halte ihn ja nicht. Aber er wird doch nicht ſo verrückt ſein, mich mithaben zu wollen. Soll ich zu aller Einſamkeit, die ich mit ihm erlebt habe, nun auch keine Menſchen mehr ſehen? Nur, von

hohen Felſen eingeſchloſſen, trockenes Land, wo überhaupt nichts iſt, auch nichts. Nein, ſo laß ich mich nicht mißbrauchen. Nein. Das nicht. Ich habe ſtets für mich gelebt und er für ſich, und jetzt, wo er in die Wüſte geht, ſoll ich da auch weiter für mich leben, nur damit er mich hübſch zur Hand hat als „Frau". Nein, dreimal nein. — Sie wollte nicht. Und ſie hatte eine außerordentliche Willensſtärke, wenn es die Durchſetzung ihrer Ichſucht galt.

Als er geendet hatte, zog ſich durch ihre Stirn eine ſcharfe, ſenkrechte Falte. „Was iſt das Reſumé dieſes Vortrages?"

„Was ich dir ſchon einmal ſagte: Wir müſſen nach Chile."

„Wir? Was heißt ‚wir'?"

„Du und ich. Die Kinder, hoffe ich, werden zunächſt einige Jahre bei deinen Eltern bleiben können."

„Bitte, reiſe. Ich halte dich nicht. Aber ich komme nicht mit nach Chile."

„Ellen!"

„Nein!"

„Das wird ſich finden. Du weißt, daß der Ehemann den Wohnſitz zu beſtimmen hat, und ich werde es tun." Seine Augen blitzten. Sie kannte das. Dann war ſein Wille unbeugſam, und es ſchien, als ob die gewaltige Energie des alten Senators H. F. Brinckhoff plötzlich wieder durch-

kam. „Du kommſt mit," erklärte er kurz. „Damit fertig!"

Ellen Brinckhoff trat aus der Niſche hervor. „Meinſt du, ich hätte Luſt, noch in einem waſſerleeren Salztal vernachläſſigt zu werden? Meinſt du, ich hätte nicht genug davon, wenn das hier in Hamburg geſchieht? Wenn du nicht fähig biſt, ein Geſchäft zu leiten, warum ſoll ich das tragen?"

Er ſah ſie an.

„Wie weit du mir Vorwürfe zu machen haſt, iſt hier nicht zu entſcheiden. Ich will ſie gern prüfen und ſie dort entkräften. Aber du wirſt mitgehen."

„Nein!" ſagte ſie mit eiſiger Kälte.

Er ſah ſie mit ſeinen flammenden Augen an. „Ja," ſagte er ruhig.

Sie lachte hart und höhniſch.

„Nimm dir deine Liane Southey mit, deine Geliebte. Ich bleibe hier. Heute gehe ich mit den Kindern zu meinen Eltern. Wenn wir geſchieden ſind, biſt du ja ungeſtört. Ich werde noch heute alles einleiten. Adieu."

Sie neigte den Kopf formell, ging mit raſchen Schritten aus dem Zimmer, während die ſeidene Schleppe über den Teppich kniſterte . .

Erſt nach einigen Minuten erkannte er, daß er noch an dem Tiſche ſtand. Er hatte die Hand noch aufgeſtützt und ſich nicht gerührt. Aber auch ſeine Gedanken hatten ſich während der Zeit nicht bewegt. Er hörte dennoch die Alſterdampfer fauchen

und hörte, wie unten im Garten Henry mit ſeinem „Stamm" unter großem Geſchrei den Hühnerſtall ſtürmte. Dann faßte er ſich vor den Kopf und fragte ſich: „Was ſoll das eigentlich? Bin ich denn verrückt geworden?"

Liane Southey — richtig. Er hatte den Namen nie wieder gehört, und war auf dem beſten Wege geweſen, ihn zu vergeſſen. Er hatte ſich geſchämt bis ins Innerſte über ſeinen Ehebruch, aber er hatte die Sache in die tiefſten Tiefen ſeines Gehirnes verſenkt und ſie unter der Wucht der Arbeit auch wirklich nur noch ſelten wie ein häßliches Nebelbild geſehen. Und jetzt, wo er an ſeine Frau herantrat, ahnungslos, jetzt brachte ſie ihn aus dem Hinterhalt mit dieſer halb vergeſſenen Geſchichte zur Strecke.

Er kam nicht auf den Gedanken, daß Ellen von ſeinem Ehebruch ſchon ſeit längerer Zeit wiſſen mußte. Langſam ſchritt er an der Alſter entlang und immer fragte er ſich: „Wie iſt das möglich? Ich verſtehe das nicht." Er ging an ſpielenden Kindern vorbei und dachte an die beiden Jungen, die draußen im Garten Indianer ſpielten. Er beſchloß, mit irgend einem Menſchen zu ſprechen. Woher ſie das erfahren haben mochte? So ging er faſt automatiſch zu dem Rechtsanwalt Wohl, weil er den alten Doktor Levi nicht gern in dieſe Angelegenheiten hineinſehen laſſen wollte, und es auch bei den nahen gegenſeitigen Beziehungen der Herren

angenehmer war, wenn Doktor Levi mit der Angelegenheit nichts zu tun hatte. Doktor Wohl war deshalb beſſer geeignet; er war ein gewandter Anwalt, und er erregte in Henry auch bald den Argwohn, daß Ellen von der Southey ſeit längerer Zeit gewußt habe.

Doktor Wohl ſah vor ſich hin und ſagte mit ſeiner breiten Hamburger Stimme rein mechaniſch: „Ja, wenn ſie trotzdem weiter mit Ihnen ehelich gelebt hat, dann iſt die Sache von ihrer Seite ja verziehen. Und dann kann ſie nicht mehr klagen. Ich werde einmal bei dem Fräulein Southey feſtſtellen laſſen, ob und wann Ihre Frau dort war.“

Aber Henry ſchüttelte den Kopf: „Herr Doktor, was ſoll das? Wollen wir ſolche Einwendungen im Prozeß machen? Was habe ich denn ſchließlich von der Frau? Soll ich ſie mit nach Chile in dieſe tolle, aufreibende Arbeit ſchleppen und mir täglich von ihr vorerzählen laſſen, daß ich mich vergeſſen und ſie dann, weil ſie menſchlich geweſen ſei, noch mit Hilfe dieſes famoſen Bürgerlichen Geſetzbuches und ſeinen koſtbaren Paragraphen über die Verzeihung feſtgehalten hätte? Nein, Herr Doktor, laſſen wir ſie laufen.“

Doktor Wohl ſah auf. Er putzte ſich die Naſe und ſpielte mit einem breiten Elfenbeinmeſſer. „Ich muß, Herr Brinckhoff, aber doch um genaue Inſtruktionen bitten, da ich nicht weiß, was ich, wenn die Klage erhoben wird, antworten ſoll.“

Brinckhoff nickte. „Ich bitte, vielleicht vorher mit dem Anwalt meiner Frau dahingehend zu verhandeln, daß ich den älteſten Jungen in einigen Jahren bekomme. Wenn ich da drüben geſattelt bin und er die Schule hinter ſich hat. Dafür verzichten wir auf die Einrede der Verzeihung."

Der Anwalt hatte ſich ganz kurze Notizen gemacht. Er legte den Bleiſtift beiſeite. „Wiſſen Sie, wer der Anwalt Ihrer Frau ſein wird?"

„Vermutlich Dres. Becker, Revenberg, Brüdermann und Hagen, die Anwälte meines Schwiegervaters. Doktor Becker wird die Sache wohl ſelbſt führen."

„Danke ſehr. Die Scheidung wird unter dieſen Umſtänden ja ſehr ſchnell gehen. Zwei bis drei Termine werden genügen."

„Herr Doktor, ich ſagte Ihnen, daß mich meine Frau erſt vor einer guten Stunde verlaſſen hat. Soweit ich erkennen konnte, war ſie freilich bis ins Innerſte erregt, und ich glaube bei ihrer Natur wohl ſagen zu können, daß ſie nicht mehr an eine Verſöhnung denkt. Es iſt aber ja doch möglich, und dann iſt es auch mein Wunſch, daß die Sache auf irgend eine Weiſe wieder eingerenkt wird."

„Das ſollte mich freuen, Herr Brinckhoff."

„Ich ſelbſt werde nun aber in allernächſter Zeit nach Chile abreiſen. Ich muß Sie daher bitten, einige Tage zu warten, ob die Sache nicht durch perſönliche Einigung in Ordnung kommt; anderen-

falls aber meine Intereſſen, wie wir es verabredet haben, zu vertreten."

Brinckhoff entfernte ſich mit einer kurzen Verbeugung. Als er das große Geſchäftshaus verließ, fragte er ſich plötzlich: „Wozu denn dieſe Überſtürzung? Warum biſt du denn zu dem Anwalt gelaufen, ehe du von Ellen überhaupt eine Zuſchrift erhalten haſt?"

Er ging durch die Bergſtraße und blieb vor einem Bücherladen ſtehen. Hier empfand er mit einem nervöſen Zittern, wie hinter ihm das Leben vorbeirauſchte. Er las die Titel der Bücher, ohne ſich zu überlegen, was er las. Und er ſtarrte auf alle die vielen Verſuche, durch irgend einen beſonderen Einband zunächſt die Blicke auf das betreffende Werk zu lenken. Er wunderte ſich, daß er noch nie dieſes ſtille Konkurrenzgebrüll der Bücherläden geſehen hatte. Aber er hatte wohl nie Zeit gehabt.

Dann kam ihm plötzlich der Gedanke an ſich ſelbſt. Vieles hatte ihn gepackt, erſchüttert, durchgerüttelt. Den Zuſammenbruch ſeiner Firma hatte er ertragen. Er hatte ertragen, daß man auf der Börſe die Achſeln zuckte, wenn ſein Name genannt wurde, wie man früher über den jetzigen Königlich Preußiſchen Kommerzienrat Carlos de la Feira de Gomez y Colon, Generalkonſul von Tarapaca, die Achſeln zuckte. Früher. Im allgemeinen noch vor dem ſpaniſch-amerikaniſchen Krieg. — Aber Henry hatte daran nicht weiter gedacht, er hatte noch immer davon ge-

träumt, daß er einen Schatz hätte, ſeine Ellen. Die hatte für ihn gelebt, für den Glanz des Hauſes Brinckhoff; die hatte ihn geſtreichelt, wenn er müde war, die hatte die Kinder erzogen und neben ihm in der Oper geſeſſen. Und hatte ihn doch geliebt mit ſtolzer Selbſtverſtändlichkeit.

War das nun wirklich alles nicht wahr? Henry F. Brinckhoff ging mit einem Gefühl völliger innerer Leere weiter. Er ſchüttelte den Kopf fortwährend, daß ſich einige Paſſanten faſt ängſtlich nach ihm umſahen. Plötzlich fing er an zu ſchluchzen, und von allen Seiten drang es auf ihn ein mit Keulenſchlägen. Alles iſt verloren; das alte Geſchäft, die Liebe deiner Frau, die Kinder, dein ganzes Leben iſt ein Dreck. Geh hin und ſchieß dich tot.

So ſchlich er weiter, während die blaue Dämmerung ſich durch die ſtarren Kontorpaläſte der Möncebergſtraße wand, an den Eiſenträgern emporkroch und für kurze Zeit die Straßen mit blauer Unſicherheit füllte, bis dann endlich die ſchmerzlich weißen Bogenlichter aufflammten.

Vor Ferenwalds Haus blieb er ſtehen. Um acht Uhr ſollte die Beſprechung ſein. Jetzt war es fünf. Aber er wollte zu Dr. Karl Ferenwald. Erſt lehnte er ſich jedoch noch einmal gegen die Mauer, ehe er in den Paternoſteraufzug ſtieg. Dann fuhr er zwei Stockwerke hinauf, ging den langen, mit Linoleum gedeckten Gang hinunter, an den Kontorräumen der Ferenwaldwerke vorbei und klopfte an

das Privatkontor. Als er eintrat, ſah der Doktor mit ſeinen dunklen, kurzſichtigen Augen vom Schreibtiſch auf und hob die grüne Glasglocke der elektriſchen Schreibtiſchlampe, um den Eintretenden erkennen zu können.

„Ah, du biſt es, Henry!“ rief er dann, ſtand ein wenig erregt, als ob er eine wichtige Mitteilung zu machen hätte, auf und ging ſeinem Schwager entgegen. „Ich ſoll dich ſehr von meiner Frau grüßen. Es geht ihr leidlich, ſagt der Arzt. Aber ſie ſoll doch bis zum Sommer in Davos bleiben. Ja.“

„Soll ſie,“ fragte Henry apatiſch.

„Ja.“

„Soll ſie bleiben?“

Ferenwald wurde aufmerkſam. „Henry, was haſt du? Sag es mir. Iſt im Geſchäft irgend etwas —“

„Nein. Es rollt ſich alles ganz ordentlich ab. Wie wir es neulich abend beſprachen.“

„Aber.“

Da ſank Brinckhoff vollſtändig in ſich zuſammen. Er fiel auf einen Stuhl; der Kopf lag auf der Tiſchplatte, und er ſchluchzte haltlos, bis ins Innerſte verzweifelt.

„Karl, es iſt ja ſo ſcheußlich, ſo entſetzlich ſcheußlich. Denke dir, Ellen iſt mit den Kindern zu den alten Holms gegangen — und — und — ſie läßt ſich ſcheiden — —“

„Was ſagſt du?“ Doktor Ferenwald fuhr in die

Höhe. „Warum läßt ſich Ellen ſcheiden? Was heißt das?“

„Ich habe — mal — eine Gemeinheit begangen; in einer beſoffenen Stunde habe ich mal — es war nach einem Diner — und da bin ich mit einer Schauſpielerin losgezogen — und das hat ſie erfahren — und als ich heute von ihr verlangte, ſie ſollte mitkommen nach drüben, lachte ſie mich aus und ſagte, ſie dächte nicht daran. Ich ſollte mit der Perſon losziehen, — ſie ließe ſich ſcheiden. Und dann iſt ſie mit den Kindern fortgegangen.“

„Das hat Ellen getan?“

„Ja. Ellen.“

Dr. Karl Ferenwald zitterte. Sein ganzes vornehmes Empfinden bäumte ſich auf.

„Sie iſt eine gemeine Perſon. Ja. Gemein.“

„Karl. Ich bitte dich.“ Brinckhoff drängte ſich mit faſt konvulſivem Zucken an den Tiſch. „Karl,“ ſtöhnte er nur. „Ich habe ſie ja ſo geliebt. So für mich. Immer alles für ſie getan. Für ſie und die Kinder. Und — und — weißt du, es iſt gar nicht auszumalen.“

Der Doktor trat ganz dicht an ſeinen Schwager heran. „Henry, ich muß dir etwas mitteilen. Etwas ſehr ernſtes. Kannſt du das aushalten?“

„Was ſollte ich jetzt nicht mehr aushalten können?“

„Gut. Hör mich an. Ja. Heute Morgen war Herr von Schwochau bei mir.“

„So. Er rief mich neulich an, und ich teilte ihm nach Verabredung mit, was die Londoner gesagt hätten. Ihn interessierte das brennend. Er ist ein kluger, anhänglicher Mensch."

„Er erklärte mir — ja — daß er in Chile eine Anstellung bei der Jodgesellschaft haben wolle, die wir da drüben auftun. Ja. Daß ich auch gar nicht wußte, wie er dazu kam, kannst du dir wohl denken. Hm. Und höre. Dieser elegante Herr bricht hier zusammen, und spricht halb gebrochen, schluchzend. Er sei fertig mit Hamburg, mit Europa, ja. Und er hätte einen der anständigsten Menschen betrogen, und er wolle weg. Arbeiten. Schaffen."

„Das ist ja ganz sonderbar." Brinckhoff sah auf. „Schwochau neigt sonst nicht zu vorübergehenden hypochondrischen Dummheiten. Aber neulich kam es mir auch so vor, als ob er irgendwo hinaus in den wirtschaftlichen Kampf wollte. Er war nicht melancholisch?"

„Nein. Er war auch ganz ernst. Und ich merkte, daß er an einer Liebe zusammengebrochen war, von der er alles erhofft hatte. Ihm war ums Herz, daß er beichten mußte. Er konnte nicht anders. Und da . . . ."

„Nun?"

„Da kam es heraus. Er hätte es dir nie gesagt. Jetzt mußt du es wissen. Es war Ellen."

„Ellen!" Brinckhoff sprang auf; dann griff er

aber wieder nach der Tiſchkante und ſtützte ſich mit voller Kraft. „Karl. Schwochau und Ellen . . .“

„Sie hatte ihm verſprochen, alles für ihn zu tun. Und dann war ſie zu feig und hinterging dich mit ihm, und ihn mit dir. Ja. Das kann ich ruhig ſagen. Ja.“

In dieſem Augenblick hörte Ferenwald ein leiſes Stöhnen. Henry ſchwankte und ſchrie auf; ſein Schwager konnte ihn gerade noch an die Chaiſelongue führen. Dort ſank er hin. Karl Ferenwald bemühte ſich um ihn und hielt ſeinen Puls. Er fühlte, daß dieſem Organismus zu viel zugemutet war. Henry kam bald wieder zu ſich. Er wollte aufſtehen, aber ſein Schwager drückte ihn ſanft nieder. „Du bleibſt hier ruhig liegen. Ruh dich aus, Henry. Es iſt ja ſehr ſchwer, ja. Aber du mußt. Zeig, daß du ein Enkel von H. F. Brinckhoff biſt. Du mußt kämpfen, ja. Haſt keine Zeit für Schmerz. Um acht Uhr mußt du wieder friſch ſein. Wir müſſen arbeiten. Vorher bekommſt du eine Kleinigkeit zu eſſen.“

Nach einiger Zeit ließ er die ſchöne, knochige Hand ſeines Schwagers los und ſtrich ihm leiſe über die Finger. „Du wirſt bei mir wohnen, Henry. In deine Wohnung gehſt du mir nicht allein zurück.“

„Ich danke dir, Karl.“

„Und du verſprichſt mir, keine Dummheiten zu machen. Das Leben iſt ein Spekulationspapier. Morgen kann es wieder ſteigen.“

„Danke, Karl. Du biſt gut.“

Ferenwald ſetzte ſich wieder an ſeinen Schreibtiſch. Die grüne Lampe bannte das Licht auf die Bogen. Der Doktor kritzelte ſeine kleinen, gelehrten Buchſtaben auf das Papier. Manchmal ſtöhnte Henry Brinckhoff leiſe auf.

„Schwochau! Ellen!“ flüſterte er nur.

Als er einmal verſuchte, wieder aufzuſtehen, drückte ihn der Doktor ſanft wieder hin. Dann ging er an einen Schrank, goß ein Glas Waſſer ein und gab ihm ein wenig Brom mit Kampfer.

„Ich danke dir,“ flüſterte Henry.

Nun ſchien es, als ob Brinckhoffs abgematteter Körper plötzlich in Ruhe verſank. Der Schlaf nahm von dieſem gequälten Organismus Beſitz, ohne daß ſich Ferenwald deſſen bewußt wurde. Als er ſich umwandte, um ſeinen Schwager zu fragen, was von ſeinen Gebrauchsgegenſtänden in das Ferenwaldſche Haus gebracht werden ſollte, merkte er, daß Brinckhoff tief und regelmäßig atmete.

Da löſchte der Doktor das elektriſche Licht aus und ging ganz leiſe aus dem Raum in das Bureau; nachdem er dort verboten hatte, das Privatkontor zu betreten, nahm er in der Bibliothek ein Werk über Jodproduktion aus dem Regal und las mit großer Genauigkeit. Und als Herr Clauſſen um acht Uhr erſchien, verhandelte er mit Dr. Ferenwald allein, und ſie ließen den armen gequälten Henry Brinckhoff mit der Fürchterlichkeit des Lebens in Frieden.

XII.

Das Ferenwaldſche Haus lag am Mittelweg, ein altes, vornehmes Bürgerhaus in einem großen Garten. Viele Verzierungen hatte es nicht. Es trug nur ein hohes, gebrochenes Ziegeldach, wie einen großen Hut auf den glatten Mauern und hatte halbrunde Säulenvorbauten am Straßen- und Garteneingang. Doktor Karl Ferenwald liebte die innere Einrichtung des Hauſes, die noch von ſeinen Urgroßeltern ſtammte. Nur ganz langſam und vorſichtig waren die Errungenſchaften der modernen Ziviliſation angewandt worden. Er hatte Klubſeſſel und Haustelephon eingeführt; aber das alles war ſo diskret, ſo ſelbſtverſtändlich von den alten Dingen aufgeſogen, daß dieſes Haus ein harmoniſches Ganzes geblieben war.

Die erſte Etage hatte Ferenwald Henry Brinckhoff eingeräumt, nachdem er noch einmal auf eigene Fauſt verſucht hatte, Ellen umzuſtimmen. Aber ſie war feſt geblieben. Sie wollte auf jeden Fall von ihm frei ſein. Auch als er ihr zu verſtehen gab, daß ſie ihrerſeits ihm ſeinen Ehebruch doch wohl längſt verziehen habe, daß er aber erſt jetzt von ihren Ver-

fehlungen Kenntnis bekommen hätte, zuckte ſie die Achſeln und ſagte: „Was kann ich dafür, daß Schwochau ein Schwätzer und Hallunke iſt? Vielleicht iſt Henry anſtändiger und nimmt die Schuld auf ſich. Den Jungen ſoll er gern haben.“

Nun gingen die beiden Schwäger in dem weiten Garten ſpazieren, in den der Frühling bunte Tulpen und Hyazinthen gezaubert hatte, wie in unſere Träume von Holland. Henry war ruhig und genoß die Sonne. Er fühlte ſich am wohlſten in der Wärme, und die ganze Apathie, die ſeit einigen Wochen über ihm lag, ging langſam in einen geſunden Zuſtand der Abgeſpanntheit und dann der Ruhe über. Ferenwald war ein wenig blaß, er hatte ſelbſt ungeheuer gearbeitet, in ſeiner ſtillen gleichmäßigen Sicherheit, und hatte mit Herrn Clauſſen einen großen Teil der Geſchäfte angebahnt, die von der Jodfirma gemacht werden ſollten. Henry hatte er von allem Lärm ferngehalten. Das geſchloſſene Ferenwaldſche Auto brachte ihn hin, wo er hin wollte. Sonſt hielt ihn der Doktor unter den großen Bäumen in dem bunten Frühlingsgarten feſt, und abends ſaßen die beiden in dem hölzernen Gartenhaus bei der Lampe und unterhielten ſich über Chile, während der Mond an den Bäumen emporzukriechen ſchien.

„Ich möchte dich um etwas fragen, Henry; etwas, das ich ſeit längerer Zeit auf dem Herzen habe.“

Henry griff ſeine Hand. „Bitte, Karl. Frag alles.“

Der Doktor ſah in die Dämmerung. „Das iſt eine ſchwerwiegende Sache. Ja. Wie ſtellſt du dich zu Ellen? Liebſt du ſie noch?“

Die Hand Brinckhoffs glitt über ſeine Augen. „Ich bin kein Pedant, Karl. Ich halte nicht ſo feſt an meinem ehemännlichen Recht, daß ich nicht nach ſchweren Kämpfen geſagt hätte: Du haſt die Frau furchtbar vernachläſſigt, und da iſt ſie auf Abwege gekommen. Es wäre weder ſchön noch erfreulich für mich geweſen. Aber ich hätte es durchgehalten, zumal, da ich auch nicht ohne Schuld bin. Nun aber iſt die Sache denn doch anders. Hier handelt es ſich nicht um den Ehebruch. Es handelt ſich um ganz bewußte, gemeine Intrigen. Sie hat von meinem Fehler gewußt, hat mich ruhig damit hingehalten, hat die zärtliche Gattin geſpielt, bis der Augenblick kam, wo ich wirtſchaftlich zuſammen brach. Und als ich ſie dann bat, nicht von mir zu laſſen, da kam ſie mit dieſer alten Geſchichte an und lachte: „Sieh, mein Sohn, hier hab ich dich feſt.“ Das vergebe ich ihr nie. Das trennt uns. Eine Unwahrheit: ich könnte ſie ertragen. Aber ein ganzes Netz, ein ganzes Syſtem: das iſt zuviel. Zudem — ſie will ja auch nicht.“

Während Henry ſprach, ruhig und ohne Erregung, ſog ſein Schwager den weichen Duft des Frühlingsabends ein. Ganz leiſe flackerte das Läuten der fernen Straßenbahnen durch den Park, und der Mond, der höher geſtiegen war, hing über den

Wipfeln der alten Eichen und übergoß die Wege mit der Farbe alter, gelber Fayencen.

„Und wie würdeſt du dich zu Schwochau ſtellen?“ fragte Ferenwald wieder. Brinckhoff ſchwieg eine Weile, und über ſein Geſicht glitt eine Bewegung.

„Erſt wollte ich ihn natürlich ermorden,“ ſagte er endlich. „Dann Duell bis zur Kampfunfähigkeit. Aber ich überlegte und überlegte. Ich dachte daran, daß ich ihn ſo lieb gehabt hatte, daß er ein ſo feinſinniger Menſch ſei, und da kam mir mehr und mehr der Gedanke: Iſt das denn nicht ein Spiel, wenn du dich jetzt hinſtellſt und ſchießt? Wo du wirklich was anderes zu tun haſt? Löſt denn der Piſtolenknall ſeeliſche Konflikte? Es wäre doch ein Unſinn. So ließ ich die dreitägige Friſt für die Forderung verſtreichen und machte mich damit für den Reſerveoffizierskreis ehrlos. Das heißt: Geſchäfte werden auch die anderen Reſerveoffiziere noch mit mir machen.“

Er ſchwieg eine Weile und begann wieder: „Nur Schwochau. Schwochau, von dem ich ſo viel anſtändiges weiß. Wie kam er dazu?“

„Willſt du ihn nicht einmal ſelbſt fragen?“

Brinckhoff ſah auf. „Ich ihn? Karl, was denkſt du von mir?“

„Ich meine: jetzt kannſt du doch nur noch die Sehnſucht haben, aus der Zerſtörung das zu retten, was zu retten iſt. Deine Frau iſt dir verloren. Sie iſt ausgelöſcht. Ja.“

„Das iſt ſie,“ murmelte Henry.

„Nun verſuche, ob nicht an jenem Mann, den du geliebt haſt, doch mehr dran iſt, als du in deiner Erregung und dem Anſchein nach annehmen kannſt.“

Brinckhoff ſchwieg eine lange Zeit und ſah vor ſich hin. Endlich fragte er leiſe: „Glaubſt du es?“

„Ich weiß es, Henry.“

„Er möchte mit mir reden, Karl? Er hat dich gebeten? Bitte, ſag mir die volle Wahrheit.“ Brinckhoff wurde aufgeregt, und er legte ſeine Hand auf den Arm des Doktors.

Ferenwald putzte ſeine Augengläſer. „Das hat er. Denn er leidet furchtbar. Unter einer erworbenen, geſchlechtlichen Überempfindlichkeit. Er iſt ein unglückliches Produkt der vornehmen Welt. Ja. Und eben doch ein vornehmer, wertvoller Menſch. Und ich meine, wenn du dich um ihn bemühſt und dieſe Annäherung nicht von dir weiſt, dann wirſt du aus dem traurigen Zuſammenbruch deines Glücks doch noch etwas Wertvolles retten können.“

Die Augen des Doktors hatten einen warmen, tief verinnerlichten Ausdruck, ſodaß Brinckhoff erſchüttert war.

„Wann will Schwochau mich ſprechen?“

„Wann du willſt.“

Wieder war es eine Zeit lang ſtill.

„Meinſt du, daß er morgen früh kommen kann?“

„Ja.“

„Bitte, dann benachrichtige ihn.“

Ferenwald nickte und ſagte nur: „gut ſo.“ Dann aber ſtarrte er hinaus in die Mondnacht, auf die Schattenriſſe der Bäume, auf die verſchlungenen, ſeltſam verwirrten Eichenzweige, die durch das helle Mondlicht beſonders phantaſtiſch ausſahen. Er ſprach ruhig weiter mit Henry über die Ausſichten in Chile; er ſagte ihm, daß dieſe Jodfabriken tagelang von einander entfernt ſeien, und daß er oft wochenlang im Sattel ſitzen müſſe.

„Das freut mich,“ entgegnete Brinckhoff. — —

Am nächſten Morgen, kurz vor zehn Uhr meldete der Ferenwaldſche Diener dem Herrn Henry Brinckhoff, daß Herr von Schwochau ihn zu ſprechen wünſche. Henry war in ſeinem Arbeitszimmer mit der eingelaufenen Korreſpondenz beſchäftigt geweſen. Aber es war nichts rechtes geworden. Mit ſteigender Nervoſität hatte er auf die Mahagoni-Uhr zwiſchen den beiden engliſchen Buntkupfern geſehen, deren Zeiger ruckweis vorrückte. Dann wanderte ſein Blick wieder über die Tulpenbeete unten im Garten. Als der Diener Herrn von Schwochau gemeldet hatte, klopfte ſein Herz, als ob es auseinanderſpringen wollte.

Nun ſtanden ſich die beiden Männer gegenüber. Sie ſahen ſich feſt in die Augen, und jeder dachte vom andern: „Wie elend ſiehſt du aus!“ Henry bot ſeinem Gegenüber mit einer Handbewegung einen Stuhl an, und Schwochau ſetzte ſich an den Tiſch.

Nach einer Weile begann er: „Sie wiſſen, Herr

Brinckhoff, was mich zu Ihnen führt. Ein ganz kindlich-natürliches Bedürfnis, Sie um Entschuldigung zu bitten für das, was ich Ihnen getan habe. Sie werden zunächst gedacht haben: Schwochau ist ein ganz gemeiner Kerl. Er war tausendmal bei mir zu Gast und hat so das Gastrecht mit Füßen getreten. Ich will dagegen nichts sagen. Ich weiß nur, daß Sie und Ihre Frau nicht wieder zusammen kommen wollen. Bitte, hören Sie deshalb, wie alles kam, und warum es so kam."

Brinckhoff hatte die Hände in den Kopf gestützt, dann nickte er nur, und Schwochau fuhr fort:

„Ich habe Ihre Frau geliebt, geliebt mit toller Verzweiflung. Wo die Liebe einmal hinfällt, da bleibt sie liegen. Ich war hart an der Grenze verrückt zu werden. Und dann, wie ich Ihnen die Wahrheit sagen wollte, zuckte Ellen zurück. So bin ich dann weiter und weiter von der Wahrheit abgekommen, und ehe ich mich versah, betrog ich Sie. Ich darf Ellen jetzt nicht mehr schonen. Es handelt sich hier um meine tiefste, innerste Ehre, um eine ganz andere als Gesellschaft und Konvention uns vorschreiben, als um jene, die schweigt, wenn es sich um eine Dame handelt. Denn von der Gesellschaft will ich nichts mehr."

Er hielt einen Augenblick inne und sprach dann weiter. Er sprach von seiner Jugend, seiner Sehnsucht nach der Beatrice, von den schmerzlichen Fesseln des Berufes und von seinem Glückssuchen. Er

ſprach von Inez de la Feira, von ihrer Seelengröße, von Ellens Brief an ſie und von dem ganzen Zuſammenbruch ſeiner Glückshoffnungen.

„Sehen Sie, Herr Brinckhoff, ich habe mich losgelöſt von dieſem ſcheußlichen Betrug der Geſellſchaft. Ich ſage nicht: Weil mir mein Gegner innerhalb dreier Tage keine Forderung geſchickt hat, nachdem er von der Sache durch Ferenwald hörte, iſt alles für mich erledigt. Ich ſage, daß ich gegen das ethiſche Empfinden, gegen eine verfeinte Moral geſündigt habe, die noch nicht die Moral von heute iſt. Ich will nichts mehr von Ihnen. Nur vergeben Sie mir."

Da ſtand Henry Brinckhoff auf. Er war ſehr blaß. Aber er reichte Schwochau die Hand und ſagte nur: „Wir haben ſie beide ſehr geliebt. Nun iſt das vorbei. Laſſen Sie uns gemeinſam vergeſſen."

Das Blut ſchoß dem Attaché in den Kopf, und er hatte eine heftige Neigung, dieſe Hand an die Lippen zu führen. Aber er drückte ſie innig und feſt und erwiderte: „Das ſoll Ihnen nie vergeſſen ſein."

Nach einiger Zeit begann Brinckhoff wieder: „Ich weiß nicht, ob ich Ferenwald recht verſtanden habe. Wollten Sie nicht auch nach Chile?"

„Ja. Ich habe Ihren Schwager gebeten, mir irgend einen Wirkungskreis anzuvertrauen."

„Hat er ſich nicht darüber geäußert?"

„Bis jetzt noch nicht."

Brinckhoff ſah hinaus in den Garten. „Wie wäre es denn, wenn Sie mit mir kämen?“

Da ſchrie Schwochau auf: „Brinckhoff! Nein, das iſt zuviel!“

Brinckhoff ſah wieder in den Garten. „Das iſt es nicht. Ich habe ein gewaltiges Betätigungsgebiet dort drüben. Ich kann es nicht allein bewältigen. Wie mir Ferenwald ſagte, muß man tagelang reiten, um von der einen Fabrik zur andern zu gelangen. Oder wollen Sie nicht?“

Inzwiſchen hatte ſich der Attaché dem Kaufmann genähert. „Ich ſchäme mich,“ ſagte er nur.

Aber Brinckhoff lächelte: „Das brauchen Sie nicht. Wir wollen gemeinſam vergeſſen. Wenn Sie bereit ſind: in vier Tagen geht die Cap Blanco.“

All dieſe Güte, dieſe unſagbare Güte füllte Schwochau mit einem heiligen Feuer. Sie hob ihn weg über den Egoismus der Liebe, die Sucht des Beſitzens einer Frau. Und er erkannte, daß es eine andere Liebe gibt, jene Liebe, die man die ſeraphiſche genannt hat, die weit hinausgreift über jede Kleinlichkeit und den Augenblick. Jene Liebe, die den Menſchen mit reinem Glück füllt, weil ſie ſo groß iſt, weil ſie nicht am Geſchlecht hängt, weil ſie gleichbleibend iſt und heilig. Aber ſie iſt ſelten, und nur wenige ſpüren ihr Feuer.

Als Dr. Karl Ferenwald auf die telephoniſche Bitte aus den unteren Räumen hinaufkam, erklärte ihm Henry den Sachverhalt. Da wiſchte der Doktor

ſich wieder einmal die Tränen unter den Brillengläſern weg, und er ſagte nur: „Ja, ja.“ Dann nahm er die Hände der beiden, ſchüttelte ſie und flüſterte: „Ich danke euch beiden, ihr habt gerettet, was zu retten war.“

Und nach einer Weile ſetzte er hinzu: „Jetzt aber wollen wir das nötigſte bedenken. Ich werde mit Schwochau einen Anſtellungsvertrag ſchließen; er wird auch noch viel zu beſorgen haben. Und dann mögt Ihr losfahren.“

Als Schwochau wieder allein in ſeiner Wohnung ſaß und ſein Abſchiedsgeſuch abgeſandt hatte, ſchrieb er ein paar Worte an Inez de la Feira. Er ſchrieb würdig wie ein Mann, der weiß, was er will. Er ſchrieb von ſeiner Zukunft und ſeinen Plänen. Er dankte ihr für das Glück der Liebe und bat ſie, im Geiſte mit ihm zu ſein, wie eine Mutter.

Dann rüſtete er ſich zur Fahrt in das wahre Leben.

Schluß.

Am Landungssteg beim Zippelhaus, vor dem Dovenhof, lag die kleine Brinckhoffsche Barkasse. Die rote Flagge mit den drei silbernen Türmen kräuselte sich im Frühlingswinde. Alle Messingteile des Fahrzeugs waren blitzblank geputzt, und die Mahagoni-Kajüte war spiegelblank. Geert Eberhard von Schwochau hatte dem Führer des Bootes seine Handtasche gegeben, und ging nun wieder oben vor dem Dovenhof auf und ab. Als die Uhr der Katharinenkirche halb zehn schlug, kamen die Herren aus dem Dovenhof: Herr Clauſſen, Dr. Ferenwald und Henry Brinckhoff. Sie sahen alle drei sehr ernst aus. Schwochau ging ihnen entgegen und schüttelte allen dreien die Hand.

„Die Barkasse wartet. Ihr ganzes großes Gepäck ist ja wohl schon an Bord des Dampfers?“ fragte er.

„Danke. Ja.“

Die drei Herren stiegen die steile Treppe zum Wasser hinunter und traten über den Bordrand in die Barkasse. Henry Brinckhoff blieb an Steuerbord stehen und sah lange auf den Dovenhof. Brinckhoff & Co. erlebt wieder ein neues Stadium. Möge

es wieder zur Höhe gehen, dachte er und warf den Blick noch einmal auf das Geschäftshaus, in das sein Vater vor fünfundzwanzig Jahren übergesiedelt war.

Dann wandte er sich um und sah auf den Apsidenbau der Katharinenkirche. Er liebte diese schöne, würdige Kirche, die sich so kühn und bewußt gegen den Zollkanal vorschob. Das war eine echte Schifferkirche, die den Seeleuten bis ins Wasser entgegenkam und doch so breit und ruhig da lag, als ob sie sagte: „Fürchtet euch nicht.“ An die Kirche hatten sich kleine Bauten angelehnt, gradlinige klassizistische Häuser, die im Laufe der Zeit aber schon ein tiefes Grün bekommen und sich mit der Kirche zu einer würdigen Einheit verbunden hatten.

Ein buntes Gewimmel lebte unter dem stolz gewinkelten Kirchendach. Dieses Dach schien sich aber noch weiter ausbreiten zu wollen, weit über das Gewirr der Boote, Leichter und Pinassen, die in dem engen Kanal hin und her kreuzten. Es schien hinüberreichen zu wollen zu der roten langen Mauer der Freihafenlagerhäuser, in denen die Schätze der Welt lagern, als ob es den ganzen Handel beschirmen wollte.

Die Brinckhoffsche Barkasse fauchte in den jungen Frühlingsmorgen hinein, unter der Kirche vorbei. Sie ließ das Schlangengerippe der Hochbahn an der Seite liegen, und die Wogen, die sie aufpeitschte, klatschten in das Heck der breiten Ewer, die neben einander lagen, fett und ruhig, wie die Seehunde.

Ab und zu lugte aus einer Kabine ein blonder Kopf: eine Katze buckelte neben der Stange des Ruders, und ein Mann warf, um zu schöpfen, den Eimer mit einer langen, flatternden Schnur ins Wasser, die er dann gestrafft mit dem gefüllten Eimer wieder in die Höhe zog. Die alten, hochgiebeligen Wohnhäuser an der rechten Seite des Wassers glichen stumpf gewordenen Greisen, die sich müde sonnten. Sie konnten von alten Zeiten erzählen, von den Zeiten, da der geniale Sonnin noch die Michaeliskirche gebaut hatte, die vor einigen Jahren abgebrannt ist, und die man glücklicherweise in ihrer alten Form wiederhergestellt hat. Und das ist auch das einzig Gute an der neuen Zeit, sagten die alten Häuser, nachdem sie uns sogar den Blick auf den Binnenhafen noch durch das Gerüst der Hochbahn verbaut haben.

Die Barkasse strich um das Ende des Freihafens und das Sandthorhöft; die Zollbeamten am Ufer sahen blinzelnd auf das silbrige Wasser und gingen an ihrem Holzverschlag auf und ab. Nun lag der weite Hafen vor dem Fahrzeug. Ab und zu hob eine Welle das Boot; dann sank es wieder klatschend in die Flut und durchsägte die sich kreuzenden Farben Ocker, Grau und Silber. Aus diesen Farben stieg rauchig und düster die Werft von Blohm & Voß auf. Eine schwarze Masse, die erst bei näherem Betrachten Form gewann und nichts anderes wurde als ein Riesenaufbau von Balken und Stäben. In den Docks lagen breite, schwere

Schiffe, die mit Mennig geſtrichen wurden, und oben auf den Wandelgängen ſtanden elektriſche Bogenlampen, die ſich ſcharf gegen den Frühlingshimmel abzeichneten. Und an dieſe Werke ſchloſſen ſich in unüberſehbarer Weite neue Werften, Lagerhäuſer und Docks.

Rieſenhafte Segler ſchliefen zu beiden Seiten der Barkaſſe, als das Fahrzeug in einen Seitenhafen einbog; die Segler wurden zum Teil friſch geſtrichen. Auf hängenden Brettern ſaßen pfeifende Matroſen und malten die Schiffe an. Das Gewirr der Maſten und Rahen dieſer hintereinander liegenden Schiffe glich dem feinen Netzwerk von Buchenblättern. An einem Quai lagen mehrere große Viermaſter, Schiffe von gewaltigen Dimenſionen und von beſonderer Schönheit. Da wandte Henry Brinckhoff den Kopf bei Seite. Schwochau las den Namen. Und nun verſtand er. Am Heck des erſten ſtand mit großen Buchſtaben: „Tarapaca, Hamburg.“

„Dort links am Quai, das iſt die Cap Blanco.“ Mit dieſen Worten unterbrach Clauſſen die Stille, und wies auf das hohe, graue Schiff, das direkt am Quai angelegt hatte. Die Barkaſſe hielt kurz vor dem Bug der Cap Blanco, und die Herren ſtiegen aus.

„Adieu, Peters, und viel Glück,“ ſagte Henry Brinckhoff zu dem Barkaſſenführer, bevor er das Fahrzeug verließ. „In ein paar Jahren holen Sie mich vielleicht wieder ab.“

„Ich will es hoffen, Herr Brinckhoff, und viel, viel Gutes.“ Peters fuhr ſich mit dem Handrücken über die Augen. Er ſchüttelte Herrn Brinckhoff die Hand, machte ſich beim Motor zu ſchaffen und legte die Barkaſſe dann ein wenig unterhalb der Cap Blanco an den Quai.

Die Herren ſchritten über den Quai, an dem hoch aufgetürmten Bug des Schiffes vorbei, bis an die Laufbrücke, die von Bord an das Ufer gelegt war. Die Ladekräne arbeiteten noch immer, und mit Geſchrei, Pfeifen und Rufen wurden die Waren aus den Eiſenbahnwaggons in die Hohlräume des Schiffes gewunden. Neugierige Geſichter von Paſſagieren lugten über den Bordrand, als die vier Herren hinaufſtiegen. Sie gingen zu der Kabine im Promenadendeck, die ihnen der Steward anwies. Dort fanden ſie ihr Gepäck bereits vor. Als ſie mit Herrn Clauſſen und Ferenwald noch einige Worte gewechſelt hatten, ertönte auch ſchon das Signal: „Schiff frei.“

Brinckhoff und Schwochau geleiteten die beiden an die Laufbrücke. Sie ſchüttelten ſich noch einmal die Hand. Herr Clauſſen und Ferenwald gingen dann mit einer Anzahl von anderen Leuten an Land zurück. Als der letzte den Steg verlaſſen hatte, ertönten drei Signale, und die Bugſierdampfer; die keuchend an die Cap Blanco heran gefahren und vertaut waren, rückten an. Die beiden kleinen unterſetzten Schiffe, die am Bug und am Heck arbeiteten, zerr-

ten den Ozeanriesen hin und her. Gischt spritzte an den Quai; die kleinen Schlepper gingen einige Meter seitwärts. Ganz vorn am Ufer standen Ferenwald und Clauſſen. Sie hielten ihre Taſchentücher in den Händen und führten ſie von Zeit zu Zeit an die Augen. Nun hielten die Buchſierdampfer auf ein Signal einen Augenblick an. Gleich darauf erſcholl wieder ein Signal, und beide Schlepper ſetzten ſich mit der Cap Blanco langſam und majeſtätiſch in Bewegung. In demſelben Augenblick ſetzte die Muſik ein: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus, und du, mein Schatz, bleibſt hier.“ Da fühlte Henry Brinckhoff einen bitteren Geſchmack auf der Zunge, und er ſchüttelte den Kopf. Das ſah Ferenwald. Seine Hand bewegte ſich hin und her, und ein begütigendes Lächeln ging über ſein Geſicht. Sie winkten ſich alle zu, ſelbſt Schwochau und Herr Clauſſen, die ſich doch kaum kannten, vereinte dieſer Augenblick der Trennung.

Langſam glitt die Cap Blanco durch die Segelſchiffe. Jetzt ſahen Brinckhoff und Schwochau, die vorhin die Segler nur aus der Tiefe geſehen hatten, auf das Deck hinauf. Sie ſahen das brennende, heiße Leben an den Lagerhäuſern; ſie ſahen, wie eine endloſe Reihe von Ladekränen an den langen Quais arbeitete gleich einer Heerde von Rieſentieren und die Schiffe entlöſchte. Flache Boote mit Weizen wippten unter den Wellen des Dampfers. Langſam breitete ſich der weite Hafen vor ihnen aus;

linker Hand die endloſen Werften mit ihren Helgen, Docks und eingedockten Schiffen, rechts die Gaſometer, die Schuppen, die Kähne, das Gewirr der kleinen Boote, die hundertfältigen, großen und kleinen Eiſengerüſte und die belebten Uferſtraßen. Dahinter lag aufgetürmt die Stadt, deren Vorort die Welt iſt.

„Dort iſt der Bismarck," ſagte Schwochau leiſe und wies auf die Silhouette des ſchönſten aller deutſchen Denkmäler.

„Ja."

Die Taue der Schlepper wurden gelöſt, als ſie in der Fahrtrinne angelegt waren, und die Schraube der Cap Blanco begann zu arbeiten. Mit einer kurzen Biegung ſchoß der vordere Schlepper aus der Fahrtrichtung. Er blieb an der Seite liegen, und die Beſatzung winkte den Ausreiſenden nach.

Die Cap Blanco ſteigerte ihre Fahrtgeſchwindigkeit. Sie glitt an dem langen Bau der Sankt-Pauli-Landungsbrücke vorüber, die von der Navigationsſchule überragt wurde. In buntem Wechſelſpiel überholte die Cap Blanco die Schiffe; flache Kohlenſchleppzüge ließ ſie hinter ſich und ſchlanke Vollſchiffe mit gerafften Segeln.

Von Altona grüßte die Ottenſener Kirche mit der Klopſtocklinde noch einmal herüber. Dann hörten die Hafenwerke zur rechten langſam auf. Linker Hand dehnte ſich bereits ſeit einiger Zeit das weite Flachland von Waltershof aus, in das hinein ſinn-

reiche Landbagger die neuen Häfen freſſen, und das weite Aufſchüttungsgebiet von Finkenwerder, von wo aus Hochöfen und Fabriken ihr „Memento vivere“ den Villen auf der anderen Elbſeite zurufen werden. Auf der rechten Elbſeite trat der weiße, flache Strand an die Stelle von Kohlenlagern und Landungsplätzen, und auf dieſem weißen Strande ſpielten tauſende von Kindern.

Hoch über dem Strande, über den vereinzelten Fiſcherhäuſern, zog ſich die Elbchauſſee entlang. Man konnte ſie ſelbſt nicht ſehen, aber aus dem Grün heraus lugten die breiten Paläſte der Kaufherren.

Das Waſſer funkelte wie blitzendes Glas, und ein Fiſcherboot fuhr zwiſchen Schiff und Strand vorüber. Von den grünen Parks glitt ein ſmaragdenes Flimmern über das Boot und legte ſich auf die Fluten der Elbe.

Bei Nienſtedten warf Henry einen raſchen Blick auf Schwochau: „Wiſſen Sie noch, wie wir das erſte Mal dort zu Abend aßen?“ Er wies auf ein altes Gartenreſtaurant.

„Ja.“

Dann blieben ſie ruhig nebeneinander ſtehen. Sie ſahen die Parks, in denen ſie ſo oft geſcherzt und gelacht, die Paläſte, wo ſie als Gäſte geweilt hatten. Jeden kannten ſie bei Namen.

Allmählich wurde das Ufer waldiger. Die Ziergärten mit den weiten, engliſchen Raſenflächen machten Buchenhainen Platz, und die ganzen Uferhänge

waren beſtanden mit rieſigen, alten Bäumen. Hier begann der La Feiraſche Park.

Schwochau ſah über das blitzende Waſſer. Er ſah über den weißen Kies und ſuchte mit den Augen die Terraſſe, wo das Gartenhaus des Hokuſai ſtand. Endlich hatte er es im Grün gefunden. Er ſtarrte auf das kleine, reizende Gebäude.

Plötzlich zuckte er zuſammen.

„Brinckhoff, was iſt das?“ Er riß in furchtbarer Erregung das Glas an die Augen. Dann ging durch ſeinen Körper ein Zittern, und er rief wieder: „Brinckhoff!“ Und nun winkte er, winkte mit dem Tuch hinauf zu dem Gartenhauſe, das dort tief im Grün der Frühlingsbäume lag.

Dort drüben ſtand Inez de la Feira de Gomez y Colon und winkte ihm Glück und Grüße zu, und heiße Segenswünſche zur Fahrt in die Pflicht.

Er blieb ſtehen und nahm das Glas von Zeit zu Zeit von den Augen, damit ſie ihn erkennen konnte. Dann ſah er wieder nach ihr, vergeiſtigt, wie ein Gläubiger, der die Viſion einer Heiligen hat.

Endlich verſchwand das Gartenhaus hinter einer Baumgruppe.

Nur mit halbem Auge blickte er auf das La Feiraſche Wohnhaus; es lag ruhig da in ſeiner breiten Vornehmheit und ſah wieder ein Schiff mit Menſchen in die Welt hinausziehen, wie es ſchon Tauſende von Schiffen geſehen hatte.

Schwochau ſchluchzte leiſe.

Da legte ſich eine Hand auf ſeine Schulter: „Ruhig, Schwochau. Sie haben es doch noch beſſer als ich. Mir winkt kein Menſch nach.“

Aber Schwochau ſah auf. „Ein Menſch fährt mit Ihnen, der Sie nie verlaſſen wird. Deſſen ſeien Sie gewiß.“

Jetzt griff Brinckhoff nach der Hand des Mannes, der ihm ſo viel ſchweres Leid zugefügt hatte und ſagte leiſe: „Ich verlaſſe Sie auch nicht.“ Sie ſahen ſich beide an und wußten, daß ſie zuſammen gehörten.

Und mit einem Gefühl ſtolzer, innerer Ruhe, männlicher Kraft und eines tiefen Glückes fuhren ſie beide hinaus in den blitzenden Morgen.

Von demſelben Verfaſſer erſchienen im gleichen Verlag:

Stechinelli

der Roman eines Kavaliers

Geheftet M. 6.—. :: 2 Bände :: Gebunden M. 7.50.

Das iſt ein Buch, zu dem man dem Verfaſſer, dem Verleger und dem Leſer von ganzem Herzen gratulieren kann. Ein hiſtoriſcher Roman mit modernen Menſchen, oder ein moderner Roman mit hiſtoriſchen Menſchen! Stechinelli, der Held, iſt ein venetianiſcher Abenteurer, der unter den Herzögen von Hannover ſein Glück zu machen verſteht, ein Glücksritter, ein adelig gezähmter Caſanova.

Den vollen Schwung dieſes ſeines berühmteren Landsmanns hat er nicht. Aber er iſt aus demſelben Holz geſchnitzt. Bei allen Affären Stechinellis, und er hat eine ganze Anzahl davon, weiß er als gewitzter Diplomat ſehr wohl das Dekorum zu wahren.

Der edle Herr Francesco Maria Capellini aus dem Hauſe Stechinelli iſt nach der Auffaſſung des Verfaſſers ein recht komplizierter Charakter. Mit den Eigenſchaften, die man im deutſchen Sinne „edel" nennt, iſt er nicht allzuſehr belaſtet. Es könnte hierher höchſtens der Hang zur Betriebſamkeit gerechnet werden, den ja auch andere Adelsgeſchlechter ſchon zur damaligen Zeit zeigten. Eine Reihe verſchiedener Frauengeſtalten durchzieht ſein bewegtes Leben.

Werner v. d. Schulenburg iſt nach dieſer Leiſtung als ein vollwertiger Dichter einzuſchätzen. Er ſchreibt einen geſunden, herzhaften Stil, der bei aller norddeutſcher Prägnanz eine erſtaunliche, faſt möchte man ſagen diplomatiſche Schmiegſamkeit beſitzt.

Das Buch enthält gerade in den Liebesſzenen ſoviel Köſtliches, Echtes und Unausgeklügeltes, daß da, wo der Verfaſſer etwas gar zu unbekümmert ſeine politiſchen Kuliſſen ſchiebt, ihm vom künſtleriſchen Standpunkt aus vergeben werden kann. Jedenfalls beweiſt er des öfteren, daß ihm nicht nur der Geſchmack, ſondern auch der nötige Takt in der Darſtellung des Erotiſchen zur Verfügung ſteht. Ein Vorzug, den ſehr viele junge Talente heutzutage vermiſſen laſſen.

Ewald Gerhard Seeliger in der „Täglichen Rundſchau".

Weitere Preßstimmen:

Das Buch unterscheidet sich von andern ähnlichen Inhalts älterer und neuerer Zeit durch die Fülle lebens- und geistvoller Anmerkungen über Natur, Menschen, Kunst und gesellschaftliche Verhältnisse, über geschichtliche Personen jener Zeit, nicht weniger durch interessante Paradoxen. Ein Glanzpunkt ist die Beschreibung der Familie v. Bülow auf Reddensen, daneben die Schilderung Venedigs zu Anfang des Buches. Außerdem hat es auch den Vorzug, daß Verf. die Menschen und Dinge kennt, die er darstellt.

R. Bartolomäus in der „Neuen Preußischen Zeitung".

Der Stoff ist für eine interessante geschichtliche Studie sehr geeignet; wie viel reicher ist er für einen Dichter, der dies alte Gefäß historischer Tatsachen mit dem blutvollen Leben einer starken Erfindung zu füllen vermag und das historische Kolorit meistert? Das ist Werner von der Schulenburg gelungen. Er stellt in seinem Helden einen prächtigen Spätling des Renaissancegeistes hin, dabei eine Mischung des romanischen Don Juan und des deutschen Hauptcharakters. Liebe und Machtgier sind die Pole dieses starken Daseins, das in Schönheit endet, nachdem es seinen tiefsten Gehalt und alle Pracht des Genusses ausgeschöpft hat.

B. Z. am Mittag.

Das Buch ist abenteuerlich, fesselnd, voll von Romantik, aber doch keineswegs eine Räubergeschichte mit groben Effekten, alles Abenteuerliche wirkt nahezu selbstverständlich für den Leser aus der Umrahmung des originell farbigen Zeitbildes, das der Verfasser offenbar auf Grund gründlich genauer Studien mit ruhiger Sicherheit anschaulich zu geben vermag. Man wird an die Memoiren des Casanova erinnert, obwohl das Buch sich nicht so sehr auf dem Boden einer allzu aufrichtigen Erotik bewegt. Es ist ein fein ausgebautes Kunstwerk, das mit ausgezeichnetem Geschmack und starkem künstlerischen Empfinden den verschiedenen Elementen seines Inhalts, der kulturhistorischen Malerei, dem Liebesroman und der Charakteristik des Helden jenes Maß zuteilt, das dem Ziele eines wohlgeschlossenen Lebensbildes entspricht. Es ist auch ein durchaus sympathisches Buch. Trotz alles Fremden in der Szenerie freut uns der tapfere kecke Geselle, der sich mit Klugheit sein Glück aufbaut und über der Strebsamkeit des Verstandes der Herzensleidenschaft nicht vergißt oder umgekehrt von der Liebe zum Weibe sich nicht überwältigen läßt. Wir haben ja heutigentags auch Abenteurer und Glücksritter, sie sind nur nicht so mit anmutig leuchtenden Farben zu schildern wie dieser Stechinelli.

Kölnische Zeitung.

Eulenspiegel

Ein Heidebuch

In vornehmster Ausstattung mit gezeichneter Umschlagschrift von

Geh. M. 3.50 ord. **Willy Geiger** Geb. M. 4.50 ord.

Über den Inhalt der Dichtung, die sich in wenigen Worten nicht erschöpfen läßt, sei nur gesagt, daß die Eulenspiegelfigur in ganz besonderer Weise aufgefaßt ist. Eulenspiegel hat die Mission erhalten, das Lachen wieder in die Welt zu bringen („Man lacht sonst nicht, wo deutscher Seewind weht", heißt es in der Dichtung im Hinblick auf die Küstenländer) und dieser Sendung entledigt er sich in wundervoller Weise.

Wer Schulenburgs prachtvolle Stanzen in der „Winterfahrt durch die Provence" gelesen hat, der wird der Verstechnik dieses Autors nur das Beste zutrauen. Der Eulenspiegel hat aber gegen die Winterfahrt, die eben ein Reisebuch ist, noch den Vorzug einer außerordentlichen Vertiefung und einer künstlerischen Konzentration, und sie erschöpft die künstlerischen Momente der Heide in berauschend schönen Versen. Der Wilseder Berg, das Gebiet des neuen Naturschutzparkes, ist zum größten Teil Schauplatz der Handlung, und der Dichter wird nicht müde, die Sommerheide, das lachende Zigeunerweib, zu preisen. Das ganze Buch ist durchsonnt von einer befreienden Heiterkeit.

Hört ihr die Klänge? Hört ihr Peitschenschlag?
Ein Morgen naht nach tränenreichem Wachen.
Auf Rosen tanzt herbei der junge Tag.
Auf, lacht, ihr Freunde, denn jetzt sollt ihr lachen.
„Wer ist es?" klingt ein wisperndes Gefrag.
Wen spie das Nichts aus seinem Dämmerrachen?
Bringt er des Lachens Freiheitsbrief und Siegel?
„Wer ist er und wie heißt er?" — „Eulenspiegel." —

Weitere Werke von Werner von der Schulenburg:

Sanssouci

Ein Luſtſpiel in 3 Aufzügen

Geh. M. 3.— :: Geb. M. 4.—

In entzückenden, graziöſen Verſen wird der Konflikt zwiſchen Friedrich dem Großen und dem geiſtreichen Voltaire gezeichnet, das Doppelſpiel des klugen Philoſophen, der Zwieſpalt in dem Herrſcher zwiſchen ſeiner hohen Kultur und ſeinem patriotiſchen Empfinden. Es iſt ein Versſpiel von der Feinheit eines Molière, dabei von durchaus modernem Geiſt erfüllt und von einer Formenſchönheit der Verſe, die ihresgleichen ſucht. Dem Luſtſpiel iſt mit Sicherheit ein ſtarker Bühnenerfolg vorauszuſagen und auch die Lektüre bereitet einen hohen Genuß.

Die Chronik der Stadt Söderburg

Ein Kleinſtadtroman

Eine Winterfahrt durch die Provence

Buchſchmuck von Lelée-Arles

Princeton University Library
32101 069169959